This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Slav 3627.4

Harvard College Library

FROM THE FUND OF

CHARLES MINOT

Class of 1828

Melschin

L. Melschin
Tagebuchblätter eines Sibirischen Sträflings II

Im Insel-Verlag Leipzig 1904

Slav 3627.4

HARVARD COLLEGE
AUG 15 1905
LIBRARY.

Menot Fund

Zweite nicht veränderte
Auflage in unverkürzter
Übertragung
von Michael Feofanoff
Zierleisten von R. Grimm

In der Bergſchmiede.

An einem froſtigen Märztag, als ein Haufen Bergarbeiter, wie gewöhnlich, an das Giebelhäuschen heranſtürzte, war der Arbeitsaufſeher abweſend. Vergebens warteten wir ungefähr eine Stunde auf ihn. Endlich kam der Kutſcher Burmakin von Monachow mit der Ordre, ſich an die übliche Arbeit zu begeben.

„Und was ſollen wir da thun?“ riefen einige entrüſtete Stimmen.

„Bohren.“

„Geh und bohr' mit der Zunge! Schleif zuerſt die Bohrer an und dann erſt ſchick' uns bohren.“

„Dazu iſt der Schmied da“, ſagte Burmakin. „Poltſchikow, was bummelſt du herum? Geh in die Schmiede, an deine Arbeit.“

„Nein, gehen Sie doch ſelbſt, wenn Sie ſo ſchlau ſind!“ verſetzte ärgerlich Poltſchikow, indem er ſein kleines Pfeifchen — Naſenwärmer — aus dem Mund nahm und gleichgültig auf den Fußboden ſpie. Im Innern ſeines ſchmächtigen, nervöſen und auch gewöhnlich erregten Figürchens kochte und wallte es ſichtbar. Er hatte bereits die lederne Schmiedeſchürze um, ſein blaſſes Geſicht mit dem lichten Bärtchen war ſchon mit Kohle beſchmiert und er ſtand zu

Anfang des Auftritts ruhig und unbeweglich an der Schwelle, jetzt aber sprang er plötzlich mit einem Satz zu der Kiste, in der die Bohrer und Hammer aufbewahrt lagen ... und wahrscheinlich um deutlicher seiner Entrüstung Ausdruck zu geben, ließ er sich auf ihr häuslich nieder.

„Was soll denn das heißen?" fragte Burmakin verblüfft.

„Vertrittst du den Aufseher, was?"

„Hat der nicht bis vor kurzem mit uns im Gefängnis gesessen, war er nicht ein echtes Milchgeschirr? Und jetzt, wo er in die freie Kolonie gekommen ist, beschmiert er seine Stiefel mit Theer, setzt eine Freimütze auf — und spielt den Vornehmen? Er möchte gar Aufseher werden und seine Brüder kommandieren!" Diese entrüsteten Worte wurden von der ganzen Menge mit Beifall aufgenommen. Burmakin war verblüfft.

„Was quatscht ihr da für Unsinn, Kinder? Aufseher ... Der Herr befahl mir, den Auftrag auszurichten, — und ich ging. Mir ist's egal! Meinetwegen, heute bin ich bei Monachow als Kutscher angestellt, morgen — würde es der Vorsteher wünschen, — gehe ich wieder ins Gefängnis. Ich bin ein zwangspflichtiger Mensch."

Alle schwiegen.

„Also, was soll ich dem Polier sagen? Poltschikow, sprich, gehst du in die Schmiede?"

Poltschikow schwieg einige Zeit.

„Und womit soll ich die Bohrer ausschweißen?!" mit diesen Worten riß er sich plötzlich, wie von einer

Kette, los, sprang auf seine kurzen Füße und trat drohend an Burmakin heran, „wo habt ihr den Stahl, he? Wie viel mal habe ich es dem Peter Petrowitsch und Monachow selbst gesagt? Immer — morgen und morgen, und auf wen schimpfen die Sträflinge, zu wem kommen sie, wenn sie etwas haben wollen? Zu mir! Soll ich denn meine Finger statt des Stahls abschneiden, die schwarze Krankheit soll Euch holen! was? Nein, bitte, antworte mir, he? Was weichst du an die Thür zurück? Ich bin ein Schmied, und darum denkt ihr, ich sei kein Mensch! Die Sehnen habt ihr mir ausgezogen, jawohl! Mein Blut habt ihr mir ausgesogen, Barbaren, euch soll die schwarze Krankheit holen!"

„Er hat ganz recht, Kinder, was thun sie wichtig gegen ihn?" brüllte die Kobylka, die sonst in bitterer Feindschaft mit Poltschikow lebte, dessen Interessen, weil er Schmied war, ihren Interessen zuwiderliefen. „Sind wir keine Menschen, was? Die Bohrer arbeiten nicht, weil kein Stahl darauf ist, die Arbeit aber soll trotzdem genau so gut gemacht werden. Die Bohrerträger müssen stets in die Schmiede laufen; Iwan Nikolajewitsch ist schon ganz erschöpft, er hat das Bohren aufgegeben, versuchte es aber doch wieder, ohne was zustande zu bringen. Es heißt, es gäbe keinen Stahl; wo kommt er denn hin? Gewiß, hätte ihn der Arbeitsaufseher oder ihr selbst für die Wirtschaft gebraucht, so würde er schon schnell gefunden werden!"

„Geduld, Kinderchen", mischte sich der alte Wächter in das Gespräch, „in einigen Tagen kommt ein

neuer Aufseher. Peter Petrowitsch ist endgültig gekündigt worden."

„Wie so, gekündigt? Was sagst du?"

Der Alte biß sich auf die Lippen; als aber Burmakin, der an der Schwelle des Giebelhäuschens unschlüssig stehen geblieben war, hinausgegangen war, schoß er plötzlich los:

„Wegen Iwan Nikolaitsch ist ihm gekündigt worden, so ist es!"...

„Meinetwegen?!" fragte ich erstaunt und näherte mich dem Alten. „Was soll denn das heißen? Soviel ich mich erinnere, bin ich weder mit Peter Petrowitsch, noch mit Monachow in Streit gekommen, ich rede fast gar nicht mit ihnen."

Der Alte schwieg und kaute mit den Lippen, als ob er sich nicht entschließen konnte, alles zu sagen, die Kobylka umzingelte ihn aber in einem engen Kreis und begann ihn aufzurütteln.

„Hast du einmal den Mund aufgethan, du Berggeist, dann red' auch weiter. Was geht bei euch vor?"

„D a s geht vor, daß auch mir das ganze Leben in der letzten Zeit vergiftet worden ist. Ich soll auch daran schuld gewesen sein, daß ihr immer im Giebelhäuschen herumschlendert, Thee trinkt und an der Leier dreht, statt zu arbeiten."

„Ja, und was habe ich damit zu thun, daß Monachow Peter Petrowitsch gekündigt bekommen hat?"

„Weil du auch die Arbeit nur zur Hälfte fertig kriegst, die übrigen Jungen dir's nachmachen und auch bummeln. Von Monachow aber, weißt du,

wird auch verlangt, er soll der obersten Bergbehörde Bericht erstatten. Und so gerieten Monachow und Peter Petrowitsch in Streit. Petrucha sagt: „sprich selbst mit ihm, bei mir würde sich die Zunge nicht rühren, er würde mir noch eine Ohrfeige herunterlangen!“ Monachow aber antwortete ihm: „Du bist der Aufseher, deine Pflicht ist es, den Sträflingen Verweise zu geben.“

„Was für Verweise soll er mir geben? Weil ich keine zehn Werschok ausbohre?“

„Das ist es eben... Du faulenzest auch, heißt es!“

„Ach, du Same Razgildeews! Ihr seid bereit, einem Menschen zwei Häute auszuschneiden, Asmodeer! Wenn der Iwan Nikolajewitsch keine Kräfte mehr hat, was soll er dann nach eurer Meinung thun? Sich den Kopf an dem Stein zerschlagen? Herodes!“...

„Was knirscht ihr mit den Zähnen? Was schwingt ihr die Hände? Bin ich denn euer Vorsteher? Ich sage nur, was ich gehört habe... Ihr könnt einen noch ins Unglück bringen, wenn man mal den Mund aufthut.“

„Brauchst keine Angst zu haben, Alter. Du bleibst beiseite; ich weiß, wie ich mit Monachow zu reden habe.“

„Ich schritt beiseite, aufrichtig betrübt, daß ich nicht früher diese geheime Unzufriedenheit mit mir gemerkt hatte, und entschloß mich, ganz offen mit dem Polier zu sprechen. Die Kobylka lärmte noch, als die Thür plötzlich aufsprang und auf der Schwelle

die dickbäuchige Gestalt Monachows mit seinem roten Gesicht erschien. Die Gespräche wurden abgebrochen, obwohl die Sträflinge sich, wie immer, in seiner Gegenwart ungenirt weiter unterhielten. Sie behielten ihre Mützen auf und gingen im Giebelhäuschen frei auf und ab. Monachow, der leidenschaftlich gern klatschte und „leierte", flößte den Zwangshäuslern nicht nur keine Achtung, sondern auch keine Furcht ein und ließ manchmal die familiärsten Beziehungen zu. Allein heute hatte er schlechte Laune und war sichtlich mit dem respektswidrigen Empfang unzufrieden; er blieb bereits auf der Schwelle in einer gebieterischen Pose stehen. Im nächsten Augenblick aber sagte er:

„Guten Tag, Kinder!"

Nur wenige antworteten ihm. Monachow begab sich, vor Kälte sich krümmend und die Hände reibend, in die Ecke des Giebelhäuschens und setzte sich schweigend auf die Treppe, die in den oberen Stock des Gebäudes führte — in die Werkstatt der Zimmerer. Aber auch hier brachte er es nicht fertig, lange in drohendem Stillschweigen zu verweilen und fing an, kichernd über die Sträflinge zu witzeln.

„Was ist mit dir, Nogajzew, du scheinst abgemagert zu sein! Ist wohl schlecht, die Schelajsche Balanda, was?"

Nogajzew entfernte sich beleidigt und murmelte hörbar:

„Du würdest auch deinen dicken Bauch weggekriegt haben!"

Monachow brach in ein schallendes Gelächter aus.

„Und du, Poltschikow, hast dich schon zum Kochen fertig gemacht und die Schürze bereits umgebunden?“

Poltschikow, in dem es seit früh kochte wie in einem Wasserkessel, schien nur auf diese Frage gewartet zu haben. Er näherte sich in raschem Schritt dem Monachow, streckte seine Knie komisch nach vorwärts aus und begann in erregtem Ton, immer aufschlürfend und niederhockend, vor ihm alle Bosheiten und Beleidigungen auszuschütten. Monachow versuchte auch dies mit seinen üblichen Scherzen und Spötteleien zu beantworten.

„Ja, wenn du aber ein richtiger Schmied bist, versuch es doch mal, mit dem Finger die Bohrer anzuschweißen! Ha—ha—ha!“

„Nein, Sie lachen immer, Andrej Semenowitsch, ich sage es Ihnen aber ganz im Ernst: länger halte ich es nicht aus! Mögen Sie einen anderen zum Schmied machen, ich arbeite nicht mehr, wenn Sie mir keinen Stahl geben.“

„Die Bohrträger brauchst du gar nicht zu schicken“, schrieen auch die Bohrer, „hast du zweimal über den Stein gehauen — da bleibt schon der Bohrer stecken, mögest du auf demselben reiten! Auch heißt es, du seist uns böse, weil wir wenig ausarbeiten.“

Monachow wurde für einen Augenblick ernst.

„Geduldet euch ein bischen, Kinder. Morgen oder übermorgen wird wahrscheinlich aus Algatchy Stahl kommen. Und auch ein neuer Aufseher kommt.“

„Was sollen wir mit dem Aufseher? Ohne Stahl können wir es kaum zwei Tage aushalten; wenn nur nicht auf die Bestellungen dann verzichtet würde.“

„Was iſt das für eine Schmiede?“ fuhr Poltſchikow fort, ſich zu beſchweren: „in anderen Schmieden hat der Schmied ſtets einen Hammerſchläger. Ich bin aber wie von Gott verlaſſen, hin und wieder kriege ich mal auf einen oder zwei Tage einen Gehilfen. Ich ſelbſt bin — Balgebläſer, Hammerſchläger und Meiſter. Weder beim Schweißen, noch beim Richten des Eiſens habe ich Hilfe. Was iſt das für eine Arbeit, die Peſt ſoll euch holen! Nein, Andrej Semenowitch, bitte, ſchicken Sie mich heute zum Bohren und an meine Stelle ſetzen Sie einen anderen.“

„Gedulde auch du dich, Poltſchikow. Bald werde ich vielleicht eine Gratifikation verteilen.“

In dem Giebelhäuschen wurde es ſofort ſtill: ſolche magiſche Wirkung hatte immer dieſes Wort — Gratifikation. Nachdem ſie ein wenig aus Anſtand geblieben waren, begaben ſich die Sträflinge an ihre Arbeiten. Auch der Schmied entfernte ſich. Monachow ſaß noch immer auf der Treppe. Ich trat an ihn heran.

„Ich hörte, Andrej Semenowitſch, daß Sie mit meiner Arbeit unzufrieden ſind?“

„Wieſo unzufrieden?“ fuhr Monachow auf.

„Sie denken, daß ich faulenze, und wenn ich nur wollte, könnte ich mehr ausbohren.“

Monachow verſuchte aufzulachen, als er aber an dem Ausdruck in meinem Geſicht merkte, daß ich durchaus nicht ans Spaßen dachte, fing er in einer anderen Tonart an:

„Wer hat ſchon wieder geklatſcht? ob das nicht der Alte geweſen iſt?“

„Nein, nicht der Alte —“

„Dann muß es Peter Petrowitſch geweſen ſein. So ein Schurke! Sie werden es nicht glauben, aber er bohrte mir faſt die Ohren durch, indem er ſtets darauf hinwies, daß alle Sträflinge, Ihrem Beiſpiele folgend, faulenzen. Ich habe kein einziges mal etwas derartiges behauptet ... Uebrigens, es iſt ſchon richtig, ich weiß nicht, was zu thun iſt, was man in den Berichten ſchreiben ſoll...“

„Das iſt natürlich Ihre Sache, was zu ſchreiben iſt. Ich kann nur ſagen, ſollten Sie oder Ihr Aufſeher auf den Gedanken kommen, mir Faulheit vorzuwerfen oder zu verlangen, daß ich mehr leiſte, ſo würde mir nur eins übrig bleiben: ganz auf die Arbeit zu verzichten, was für Folgen dies auch haben würde!“

„Ach, Unſinn, wozu das ... Wiſſen Sie, was wir machen? Poltſchikow klagt immer darüber, daß er keinen Hammerſchläger hat, Sie haben es ſelbſt gehört. Allerdings iſt für unſere kleine Grube kein Hammerſchläger vorgeſehen, doch kann ich es im Bericht erwähnen. In der Schmiede wird es mir leichter fallen — Sie zu verſtecken, als im Schacht... Hi—hi—hi!“

„Vielleicht wird es Ihnen bequemer ſein, was wird aber Poltſchikow dazu ſagen, wenn er einen ſolchen Gehilfen kriegen wird? Zum Hammerſchlagen gehört Kraft.“

„Was für Kraft! Um die Bohrer zu ſchleifen?

Eine Arbeit für Weiber. Sie werden einfach in den Schmiedebalg blasen... Kommen Sie nur zu Poltschikow — ich stelle Sie ihm vor. Hi—hi—hi!"

Wir begaben uns in die Schmiede, — ich, nicht besonders von meiner Ernennung erbaut, Monachow aber heiter gestimmt und mit seinem dicken Bauch wackelnd. In der Schmiede sauste bereits der Blasebalg. Poltschikow würdigte uns jedoch kaum eines Blickes, als wir an der Schwelle seines Reiches erschienen waren, und nachdem er eine Handvoll Kohle ergriffen hatte, warf er sie zornig in das flammende Schmiedefeuer. Sein Gesicht war ganz mit Ruß verschmiert, und von der Flamme beleuchtet, machte er einen schrecklichen Eindruck. Sonst wie ein kleines Vögelchen, das im Gefängnis allem Spott ausgesetzt war, nahm Poltschikow hier, bei seiner Arbeit, vom Augenblick, als er sich die Schürze umgebunden und Feuer angelegt hatte, plötzlich eine andere Miene an und flößte nicht nur den Arbeiter-Sträflingen, die an sich von ihm abhängig waren, sondern sogar dem Arbeitsaufseher und dem Polier eine gewisse Ehrfurcht ein. Er nahm plötzlich eine gebieterische, höchst selbständige Miene an und durch seine ewige Gereiztheit, sein Brummen und entsetzliches Fluchen auf das Schicksal, Gott, Behörden und sich selbst zwang er unwillkürlich alle, wer nur mit ihm in Berührung kam, zusammenzuschrumpfen und sich ihm gegenüber schuldig zu fühlen.

Bevor er mich vorgestellt hatte, versuchte Monachow, sich an mich wendend, über Poltschikow zu scherzen:

„Wie viele Schmiede ich auch hatte, ſtets bemerkte ich folgende Eigentümlichkeit: kaum waren ſie in die Schmiede eingetreten, als ſie vor allem ſich unter der Naſe mit Ruß beſchmierten... Du ſollſt wiſſen, Chriſtenvolk, wer ich bin! Hi—hi—hi!"

Eine Grabesſtille war die Antwort auf dieſes Gelächter; man hörte nur das Summen des Blaſebalges und das Kniſtern der Kohle auf dem Herd. Mir wurde bange, und ich ſtand verlegen neben dem Bänkchen, auf welchem gewöhnlich der Hammerſchläger ſaß, wenn er den Blaſebalg aufblies.

„Da haſt du, Poltſchikow, einen Hammerſchläger", verkündete ſchließlich zögernd Monachow, ſich langſam nähernd, „er wird immer bei dir ſein."

Ohne mich oder Monachow anzuſehen, brach Poltſchikow in fürchterliche Verfluchungen aus.

„Was für Geſetze kann es hier geben? Daß mich der Teufel hol'! Dreifach gekrümmt ſollſt du durch die ſchwarze Krankheit werden, verfluchtes Weſen!"

„Auf wen ſchiltſt du ſo, Brüderchen?" Monachow erhob, etwas ruhiger, ein wenig ſeine Stimme.

„Schelte ich denn auf Sie? ſehen Sie denn nicht — ich ſchelte auf die feuchte Kohle, will gar nicht brennen, das verfluchte Aas, hole ſie die ſchwarze Krankheit und mich dazu! Der Seuche ſollſt du erliegen! Was für einen Hammerſchläger geben Sie mir, Andrej Semenowitſch? Iſt er denn imſtande, auf das Eiſen zu ſchlagen, wie man es braucht, oder beim Schweißen Hilfe zu leiſten?"

„Ob gut oder ſchlecht, er wird ſchon zuſchlagen.

Was willſt du ſo ohne weiteres? Sieh ihn dir erſt mal an. Der Menſch muß doch irgendwo ſein..."

Monachow entfernte ſich und ließ mich allein mit Poltſchikow. Ich that, als ob ich ganz gleichgültig gegen ſein fortwährendes Fluchen auf Monachow ſei, der ihm einen unglücklichen Zuſchläger gegeben hatte, und ſah mich um. Mehrmals war ich ſchon in dieſer Schmiede geweſen, bald als einfacher Beobachter, bald als ungeduldiger Bohrerträger, jetzt aber erſchien mir dieſelbe in einem anderen Lichte, indem alle Einzelheiten ſich in das Gedächtnis einprägten. Es war ein ganz kleiner Schuppen, aus irgend welchen alten Brettern in primitivſter Weiſe zuſammengefügt, mit großen Spalten, durch die der kalte Wind hindurchblies und ganze Haufen Schnee drinnen auftürmte. Der Blaſebalg war auch alt, ganz ſchwarz, und es ſchien, als ob derſelbe widerwillig knarrte und ſich aufblies, wenn er an der Leine gezogen wurde. Der Herd war in aller Eile aus Ziegeln zuſammengeſetzt, und das eiſerne Rohr, durch das die Luft aus dem Balg austrat, war ſchlecht in den Ofen eingefügt, fiel immer heraus, was fortwährende Flüche des Schmiedes zur Folge hatte. Dasſelbe Fluchen rief auch der Amboß hervor, der ſich auf einem in der zugefrorenen Erde ſchlecht verſenkten Klotz befand und deſſen ſogenannte „Naſe" (Horn), die zu kurz und für verſchiedene Schmiedearbeiten unpaſſend war. In der entgegengeſetzten Ecke ſtand ein Trog mit gefrorenem Waſſer, das zum Härten des Stahles diente. Auf der Erde lag ein Haufen Bohrer umher, die

man anſchleifen mußte. Ich betrachtete mir auch das Geſicht des Schmiedes genauer, dem ich vorher wenig Beachtung geſchenkt hatte. Das war ein kleines, mageres Menſchlein mit einer frech zugeſpitzten Naſe, mit choleriſchen braunen Aeuglein, die einem niemals direkt ins Geſicht ſchauten, und mit einem ſpärlichen Bärtchen, welches er bei beſonders pathetiſchen Stellen ſeiner Rede mit einer höchſt komiſch-drohenden Miene bewegte. Als ich bemerkte, daß im Herd ein Bohrer lag, begann ich mittelſt der Leine den Balg zu bewegen und ins Feuer zu blaſen.

„Halt!“ ſchrie Poltſchikow gereizt auf, ohne mich anzuſehen, „das Eiſen brennt ſo wie ſo ſchon lange, und er bläſt noch! Krepieren mögen die Teufel, unſere Blutſauger!“

Er zog den Bohrer aus dem Feuer und legte ihn auf den Amboß, wobei er mir beinahe das funkenſprühende Eiſen in den Mund ſteckte.

„Schlag zu!...“

Verlegen wandte ich mich nach allen Seiten, riß ihm den kleinen Schmiedehammer aus ſeinen Händen und begann mit aller Kraft auf den Bohrer loszuſchlagen... Poltſchikow ſpukte aus, warf den Bohrer auf die Erde und brach aus lauter Bosheit in ein fürchterliches Geſchimpfe aus, das ich allerdings nicht auf mich direkt beziehen und als eine ausdrückliche Beleidigung auffaſſen konnte, das aber, wie ich fühlte, nur auf mich und nicht auf einen anderen ſich bezog. Ich ſtand da, verwirrt, ohne zu begreifen, was für ein Verbrechen ich begangen hatte.

„O, möge ſie alle die ſchwarze Krankheit erwürgen! Seine Eingeweide mögen ihm herausfallen, platzen ſoll ſein dicker Bauch! Eure Seele ſoll auch der Teufel holen!“

„Was ärgert Ihr Euch, Poltſchikow? Ich habe es doch nicht abſichtlich... es iſt doch das erſtemal... ſpäter werde ich mich vielleicht beſſer anſtellen“, murmelte ich im Bewußtſein meiner Schuld.

Und erſt jetzt fiel mein Blick auf den großen Hammer, der vor meinen Füßen lag, und ich erinnerte mich, daß ich geſehen hatte, wie die Zuſchläger mit dieſem Hammer hantierten, während der kleine Hammer, den ich aus den Händen Poltſchikows geriſſen hatte, ſtets das unantaſtbare Eigentum des Schmiedes war; nun verſtand ich, daß ich durch mein Vergehen weniger ſeine Arbeit verdorben, als vielmehr ihn in ſeiner Meiſterwürde gekränkt hatte... Ich hob den Hammer auf und verſuchte zu lachen, doch wurde es dadurch nur noch ſchlimmer. Eine Flut neuer ſtärkerer Ausdrücke ſauſte wie ein dichter Hagel hernieder. Endlich hielt ich es nicht mehr aus und machte Poltſchikow eine ziemlich ſchroffe Bemerkung, indem ich ihn bat, ſeine Zunge etwas mehr im Zaume zu halten. Er wurde ruhiger, und nach einem kurzen Stillſchweigen bückte er ſich plötzlich gegen mich, beugte mit einer raſchen Bewegung die Knie, als ob er einen Knicks machen wollte, ſah mir zum erſtenmal ins Geſicht und fing an in freundſchaftlichem Vertrauen zu reden:

„Und Sie ſelbſt, Iwan Nikolajewitſch, wie denken Sie, — ſind ſie nicht wert, die gelbſchnabeligen

Tchoeldonen, daß man ihnen das Gedärme heraustreibt? Sie verspotten und erniedrigen unser einen, als ob wir keine Menschen wären!"

„Wodurch erniedrigen sie uns? Wir befinden uns doch in der Zwangsarbeit — wir könnten es wohl noch schlimmer haben."

„Bitte schön, diese Rechte giebt's ja nicht mehr. Die Zeiten Razgildeews sind dahin... Meiner Ansicht nach sollte er mich eher prügeln und in das Gefängnis stecken, als mich mit seinen Sticheleien zu ärgern und durch allerart Unordnung mir die Sehnen herauszuziehen. Jedesmal verletzt er mein Selbstgefühl, er selbst aber giebt mir keine Möglichkeit, mein Selbstgefühl zu rechtfertigen. Fragen Sie jeden, der mich in der Freiheit gekannt hat: jeder wird Ihnen sagen, daß Poltschikow nicht der schlechteste Schmied war! Für meine Meisterschaft, möchte ich sagen, kam ich auch in die Zwangsarbeit, hier aber wurde ich plötzlich schlecht gemacht. Es wird behauptet, Poltschikow könne nicht einmal einen Bohrer anschleifen! Der Teufel soll sie fressen, die Cholera soll sie holen, giebt es im ganzen Gefängnis noch einen anderen, der im Härten so viel Geschick besäße, wie ich? Wodjanin? Ich bitte! was hat seine Fresse gegen mich zu bedeuten? Wenn ich nur wollte — würde ich euch hundert Sorten verschiedener Härtung anfertigen!"

„Wie meinen Sie das, die Schmiedekunst hätte Sie ins Zwangshaus gebracht?"

„Weil ich selbst dem General Zawjalow nicht

erlauben konnte, gegen mich sich wichtig zu thun, und ich war nahe daran, ihm den Bauch aufzuschlitzen, das ist die Geschichte."

„Sie waren also Soldat?"

Diese Frage beantwortete Poltschikow nicht. Die Sträflinge, welche vor den Zwangsarbeiten als Soldaten dienten („Geister"), schämen sich, wer weiß warum, ihrer Vergangenheit und sprechen nicht gern darüber; außerdem verschwond bereits in Poltschikow der Ausbruch der Freundschaftlichkeit und der Bereitwilligkeit, mir gegenüber offenherzig zu sein. Er wärmte von neuem den Bohrer an und befahl mir grob, in den Balg zu blasen. Ich gehorchte. Der Blasebalg begann wieder zu sausen, und das Gespräch brach notwendigerweise ab. Diesmal griff ich, als die Reihe an das Zuschlagen kam, nach dem richtigen Hammer, schlug aber damit so energisch auf den Bohrer, ohne auf die Signalschläge Poltschikows auf den Amboß zu achten (das Wort „Halt" auszusprechen hielt er wahrscheinlich für eine Herabsetzung seiner Würde), daß der Bohrer sich schließlich in einen Kuchen verwandelte. Diesmal beschränkte sich Poltschikow darauf, böse auszuspucken und den Bohrer wieder ins Feuer zu legen; aber ich empfand dadurch ein größeres Gefühl der Schande, als wenn er seinen Zorn in kräftigen russischen Wörtern ausgedrückt hätte. Gegen Ende des ersten Tages der Arbeit in der Schmiede wurde Poltschikow ein richtiges Ungeheuer für mich; beim geringsten Aufschreien fuhr ich zusammen und verlor den Kopf... Und es vergingen mehrere Tage, bis ich endlich aufhörte, die

immer kochende Wut meines Gebieters mir zu Herzen zu nehmen.

Es ſauſte und brauſte der Balg unter meinen verzweifelten Kraftanſtrengungen; bald in kurzen Schlägen, die einen ſcheelen, böſen Blick Poltſchikows nach mir zur Folge hatten, während er ununterbrochen auf den Herd feuchte Kohle warf, bald dumpf aufſchnarchend in ruhigen, wellenartigen Atemzügen, als ob es das Atmen eines märchenhaften Ungeheuers wäre, das jeden Augenblick erwachen und ſeinen hungrigen Rachen aufthun kann. Die Hände, welche an der Leine des Balges zogen, wurden ſteif vor Müdigkeit; der Rücken wurde auch müde von den leichten Bücklingen bei jedem Schwingen der Hand; die Augen wurden müde durch das fortwährende Schauen in den flammenden Herd, das Gehirn wurde betäubt von den langweiligen, eintönigen Gedanken, Gedanken, die eher grauen, verworrenen Träumen ähnlich ſind, — und es bemächtigt ſich meiner der Schlaf; ich will die erſtarrten, ermatteten Glieder ausſtrecken, die Augen ſchließen und in Dunkelheit und Bewußtloſigkeit verſinken.

„Blas!...“ ertönt der Ruf Poltſchikows, und der Schlaf flieht; die Augen öffnen ſich erſchrocken, und die Hand beginnt energiſch an der Leine zu ziehen. Die Kohlen entzündeten ſich ſchon. Das Feuer brennt ſo hell, daß es nicht möglich iſt, lange hinzuſchauen. Eine feurige Säule von Funken ſteigt nach oben und fliegt in die Oeffnung in der Decke, welche als Eſſe dient, hinaus. Was für eine unzählbare Menge von leuchtenden Punkten! Tauſende, Millionen von

ihnen kreiſen, drehen ſich, fliegen in einem wahnſinnig-tollen Galopp. Da reißt ſich mit Lärm und Summen ein blendend helles Bündel Funken empor, tanzt mit einer ungewöhnlichen Schnelligkeit einen phantaſtiſchen Tanz und flieht hinauf, von unten aber holt es ſchon ein anderer, noch hellerer und froherer Schwarm ein, hinter ihm noch einer, und eine ganze Reihe ſchmolz für einen Augenblick in einen einzigen großen Strom blau-roter Flamme zuſammen und eilte in toller Freude hinauf zum weiten, froſtigen Himmel, um ſofort zu erlöſchen, hinter ſich nur Ruß und Rauch zurücklaſſend. Die Augen ſchmerzen, ſind aber nicht imſtande, ſich von dem feurigen Schauſpiel loszureißen, und dieſe Funken kommen mir nicht mehr als tote Funken vor, die aus dem brennenden Herd herausſpringen, ſondern als lebendige, bewußte Weſen: darum hängen ſie aneinander, darum iſt ihre Freude ſo toll, ſo lebhaft der wahnſinnige Tanz! Alles Lebendige freut ſich doch des Lebens, und möge auch dieſes Leben kurz, wie ein Augenblick, ſein, — ſie werden ihm ihren Teil Glück ſchon abringen und nachher ohne Zorn und Klage ſterben! O, kommt doch heraus, kommt heraus, ihr, neue Miriaden kleiner, heller Gnome, ergötzt euch, ſchluckt mit einem Schluck euren freudigen Augenblick! Was kümmert euch, daß kein ſichtbares Ziel in dieſer ewigen Zerſtörung und Regeneration ein und derſelben Form zu entdecken iſt — das Leben exiſtiert doch für das Leben! Ja, ich unterſcheide ſchon klar die beſonderen Züge jedes dieſer Millionen kleiner, lebendiger Geiſter: die einen eilen, ſtrahlend, lebensfroh, wie

die Maiefen, aus Aether und Gold gewoben, die anderen hinwieder traurig, mit gebeugtem Haupt, mit machtlos herunterhängenden Flügeln, blaß, als ob ſie ſich ſehnten, frühzeitig zu erlöſchen und im Nirvana zu verſinken... Wozu brennen? Iſt es nicht gleich — einen oder zwei Augenblicke?..."

„Halt! Schlag zu! Hau ab!"

Und Poltſchikow zieht aus dem Feuer eine lange, weißglühende Stahlplatte heraus, aus der nach allen Seiten Feuerpfeile ſprühen. Sie ſcheinen in die Augen zu fliegen, und ich mache unwillkürlich eine Bewegung, um das Geſicht mit dem Fauſthandſchuh zu bedecken; jedoch die Furcht vor dem grimmigen Poltchikow überwindet dieſe Befürchtung für das eigene Fell, ich ergreife raſch meinen Hammer und fange an, mit voller Wucht auf den Amboß zu ſchlagen.

„Schneller, ſchlag ſchneller zu, du verpaßt die Weißglut!... Ach, Peſt, verpaßt, kalt geworden. Mörder, verfluchte Nattern, warum quälen ſie meine Seele, was für einen Zuſchläger gaben ſie mir! Platzen ſollen meine Augen, herausfallen ſollen meine Gedärme! Hole euch alle die Peſt, hole euch die ſibiriſche Seuche!"

Die Befürchtungen des Schmiedes erwieſen ſich aber diesmal als ungerechtfertigt, die Weißglut wurde nicht verpaßt, und meine verzweifelten Hammerſchläge auf den Schrothammer erreichten ihr Ziel; von dem großen Stück Stahl wurde ein kleineres abgehauen und dieſes ſofort wieder ins Feuer gebracht; das große Stück aber wird raſch von der Hand Poltchi-

kows in die kalte Aſche ſeitlich vom Herd geſteckt, wobei Poltchikow fortwährend verdächtige Blicke in der Richtung der Schmiedethüre warf. Erſt jetzt fragte ich mich zweifelnd: woher kam der Stahl, wenn noch kurz vorher geklagt wurde, daß keiner da ſei. Unterdeſſen wird das erhitzte Stück wieder aus dem Feuer gezogen, und zu meinem Erſtaunen verwandelt es ſich allmählich unter dem geſchickten Hammer des Schmiedes in ein kleines Hufeiſen von der Art, wie ſolche von den Soldatenſtutzern an ihren Stiefeln getragen werden. Ich errate, um was es ſich handelt. In der Schmiede erſcheint bald auch der zukünftige Beſitzer der Hufeiſen, der ſchnurrbärtige Wachtmeiſter, der Aelteſte der Wache.

„Na, iſt's fertig? Braver Kerl, gut gemacht. Gut, ich bezahle dir's nachher, jetzt habe ich nichts... Geſtern ſchenkte ich der Ljuſchka das letzte."

„Wie viel iſt einem ſchon bei euresgleichen verloren gegangen", brummte Poltſchikow unzufrieden; „wie viel habe ich ſchon für Burzew gemacht, auch für Koretzky — und habe keinen Heller bekommen! Und da kann ich noch jeden Augenblick vom Aufſeher ertappt werden, euretwegen muß ich noch leiden... Man wird ſagen, wir ſind mit Iwan Nikolajewitſch Diebe!"

„Hab' keine Sorge, Bruder, bei mir wird nichts verloren gehen."

Und ehe ich mich noch beſonnen hatte, entfernte ſich der Wachtmeiſter, indem er die Hufeiſen in die Taſche ſteckte. Da zog ich aber eine wütende Miene und ſagte zu Poltſchikow:

„Wie konnten Sie sagen: ‚Wir sind mit Iwan Nikolajewitsch Diebe?‘ Sie wissen doch ganz gut, daß ich dabei gar nicht beteiligt bin?“

Poltschikow schürte, ohne in Verlegenheit zu geraten, mit dem eisernen Spaten die Kohlen im Herd.

„Was habe ich denn gesagt? Was soll das für ein Diebstahl sein? Man arbeitet, arbeitet, wie ein Bauerngaul, bis zum Krepieren, und da soll ich noch kein Stückchen Stahl nehmen dürfen? Hole sie alle die Pest! Man könnte denken, ich hätte einen großen Nutzen davon. Sie haben es gesehen — viel können Sie von diesen verfluchten Geistern nicht bekommen!“

„Ob großes Verdienst oder nicht, mich sollen Sie bei der Sache aus dem Spiele lassen.“

„Aus dem Spiel lassen! . . . Wollen Sie vielleicht gegen mich aussagen? Wo hat man es erlebt, daß man gegen seinen Mit-Sträfling aussagte?“

„Aussagen werde ich selbstverständlich nicht gegen Sie, reden Sie keinen Unsinn, ich wiederhole aber: Sie müssen mich aus dem Spiel lassen. Ich sehe nichts und weiß von nichts, merkt es euch. Ob Sie eine Kronarbeit oder eine andere machen — das geht mich nichts an. Haben Sie verstanden?“

„Blas!“

Ich sah, wie er einen kleinen Bohrer in den Herd gesteckt hatte und machte mich jetzt an die ohne Zweifel staatliche Arbeit.

Die Lage der Dinge veränderte sich nach diesem kleinen Streit in keiner Weise. Poltschikow fuhr fort, unter meinen Augen zu stehlen und in frechster Weise

dem Polier und den Kameraden-Sträflingen vorzulügen. Ich hielt mich seitwärts und that, als ob ich gar nichts sähe und wüßte; aber die Ausführung war nicht so leicht wie der Wille. Als Poltschikow hin und wieder in meiner Gegenwart im Namen aller Götter schwor, daß ihm der ganze Stahl bis auf den letzten Brocken zu Ende sei, und der Aufseher oder Polier ihn einen Dieb und Betrüger, bald scherzhaft, bald im Ernst nannten, war mir jedesmal zu Mute, als ob ich ein stiller Teilnehmer seiner Lüge und seiner Diebstähle wäre, und das war für mich die unangenehmste Seite der Arbeit in der Schmiede. Um so mehr, als ich infolge meiner Gutmütigkeit den Poltschikow nicht wieder an meine einmal im Zorn gemachte Erklärung erinnerte, die er schnell vergessen zu haben schien; wenigstens ging seine Familiärität so weit, daß er nicht selten, während der Arbeit, den Rücken der Thür zugewandt, mir zurief:

„Schaut mal in die Spalte, Iwan Nikolajewitsch, daß nur nicht jemand unbemerkt hereinkommt."

Und wie hypnotisiert durch diese freche Vertraulichkeit schwieg ich, und schaute gehorsam in die Thürspalte . . .

Der nach kurzer Zeit ernannte Aufseher war übrigens klug genug, mich nicht der Teilnahme an den Diebstählen des Schmiedes zu verdächtigen. Das war derselbe Gefängniswärter Petuschkow, auf den einst der „Namenlose" sein vernichtendes Epigramm verfaßt hatte:

Wie ein Gerippe, trocken ꝛc.

Petuschkow war ein des Lesens und Schreibens kundiger Mensch, in seiner Art ziemlich gebildet und, was die Hauptsache ist, zu ehrgeizig, um es lange unter der Herrschaft eines solchen Despoten, wie Luczesarow, auszuhalten, und kaum wurde die Stelle eines Bergaufsehers frei, als er sie mit der Stelle eines Gefängniswärters vertauschte. Nunmehr sprach er sich offen über die Gefängnisadministration aus.

„Na, wie geht's Ihnen, Prokopy Philippowitsch?" wandte er sich ironisch an unseren alten Bekannten, vor kurzem noch seinen Collegen, der die Sträflinge in das Giebelhäuschen begleitete. „Haben Sie noch viele Bleistifte und Nadeln im Gefängnis gefunden? Wie, schnauzt euch noch der Vorsteher an?"

Das blasse, rasierte Gesicht Prokopy Philippowitschs blickte Petuschkow mit strengen, grauen Augen an, und keine einzige Muskel zeigte einen Versuch zu lächeln.

„Wir leben gemäß der Instruktion", antwortete er kurz und trocken: „wir gehen vor, wie uns das Gesetz befiehlt."

„Ha—ha—ha!" brach Petuschkow in Gelächter aus; „und auch das befiehlt dir das Gesetz, fresse dich die Cholera, daß du die Hand am Schirm deiner Mütze in Ehrfurcht hältst, wenn er ohne jeden Grund mit den Füßen auftrampelt?"

„Hast du denn nicht beim Militär gedient?"

„Ja, du, sonderbarer Mensch, das ist ein Dienst für das Vaterland, eine Bürgerpflicht; jetzt aber dienst du für Geld!"

„Du hast doch selbst gedient."

„Allerdings, aber ich bin fortgegangen. Nein, ich dulde nicht, daß man aus Wut gegen mich mit den Füßen trampelt! Ich bin ein selbständiger Mensch, Brüderchen!“

Prokopy Philippowitsch oder „Pronja“, wie ihn die Sträflinge untereinander nannten, ging unzufrieden fort, der sich als Sieger fühlende Petuschkow aber wies lächelnd auf ihn hin, sich der teilnahmsvoll lachenden Kobylka zuwendend. Er suchte sichtbar mit allen Kräften in gute Beziehungen mit ihr zu treten, bei mir aber suchte er sich förmlich einzuschmeicheln. Wenn alle Sträflinge an ihre Arbeiten gegangen waren, trat er gewöhnlich in die Schmiede herein und plauderte mit mir stundenlang über alle möglichen wichtigen und unwichtigen Fragen.

„O, hier ist es aber kühl, Cholera!“ begann er plötzlich: „Poltschikow wird schon allein fertig werden, kommen Sie in das Giebelhäuschen, Iwan Nikolajewitsch, ich will Ihnen was sagen.“

„Später können Sie es mir sagen, wenn es nicht wichtig ist.“

„Nein, es ist sehr wichtig.“

Ich folgte ihm in das Giebelhäuschen. Er setzte sich auf die Kiste und lud mich ein, mich neben ihn zu setzen, besonders wenn Niemand von der Wache sich am Ofen wärmte (der alte Wächter genierte ihn nicht) und begann in geheimnisvollem Ton, mich freundschaftlich dutzend, zu sprechen:

„Wie kannst du Lust haben, Nikolaitsch, solches Loos zu teilen! Was ist schon der Pronja allein, der lebendige Tod, wert; seinen Anblick kann ich

nicht ertragen! Und auch die anderen Wärter ſind gut. Und nehmen wir den Vorſteher? die Sträflinge? Iſt denn hier Platz für ſo einen Kopf, wie deiner? Du ſollteſt irgendwo ſitzen und Bücher verfaſſen, oder vielleicht in Petersburg ſelbſt als höherer Beamter dienen, und du... du mußt jetzt für ſo einen Poltſchikow, die Cholera, in den Balg blaſen!"

„Was ſoll ich thun? Wer ‚A' ſagt, muß..."

„Nein, ich hätte ſchon gewußt, was zu thun wäre."

„Flüchten, was? Sie werden doch nicht helfen, Iljitſch?"

„Ach, wozu flüchten!" Hier wurde Iljitſch ernſt: „Nein, aber — ein Geſuch einreichen! Ich würde an deiner Stelle jeden Tag zwanzig Geſuche geſchrieben haben, und eins von dieſen würde ſchon ſein Ziel erreicht haben. Ich will dir's nur verraten: ich habe es von Luczeſarow ſelbſt gehört, daß die Behörden nur darauf warten, daß du um Gnade bitteſt... Und oft haben wir, die Wärter, untereinander geſagt: ja, man ſollte doch bereit ſein, ſich ſogar vor dem Teufel zu bücken, um nur die Freiheit zu erlangen! Was, hätteſt du etwa ein Stück deines Körpers dabei verloren? Luczezarow ſagt von dir: das iſt ein Fels, und nicht ein Menſch."

Ich lachte über dieſe naiven Anſichten und ſagte zum Schluß des Geſprächs zu Petuſchkow:

„Wiſſen Sie was, Petuſchkow, der Fels hat Hunger. Wäre es nicht Zeit, Thee zu kochen und die Arbeiter zuſammenzurufen?"

„Gut, rufen Sie, wenn Sie wollen", antwortete trocken Petuſchkow, unzufrieden damit, daß ich einem

vertraulichen Gespräch mit ihm auswich. Hinter dem Rücken von den Sträflingen und sogar von dem Alten bot er mir nicht selten an, an seinem eigenen Frühstück teilzunehmen, das ihm seine Frau und Tochter brachten und das aus Eierkuchen mit Quark oder rundem sibirischem Brot bestand und wurde jedesmal ärgerlich, als ich auf diese luxuriösen Gerichte verzichtete. Ueberhaupt muß ich gestehen, ich habe nie den wahren Sinn aller dieser freundschaftlichen Versuche Petuschkows, sich mir zu nähern, die oft einen sehr sentimentalen Charakter annahmen, verstanden; manchmal fühlte ich mich auch zu diesem Menschen hingezogen und hegte volles Vertrauen zu ihm, manchmal aber, mißtrauisch geworden, war ich bereit, ihn für nichts anderes als für einen schlauen Politiker zu halten, der nichts in seiner Seele hatte, außer persönlichen ehrgeizigen Zielen und Interessen. So z. B. war er bei seinem ganzen Freidenkertum mit dem Munde in Wirklichkeit ein ziemlich großer Feigling, und wie sehr ihn auch die Sträflinge baten, sie nicht daran zu hindern, beim Giebelhäuschenwächter, hinter dem Rücken des Aufsehers, Nahrung, Kuchen, Kartoffel ꝛc. zu kaufen, machte er nur selten Miene, diese verbotenen Frühstücke nicht zu bemerken, wobei er hinterher den Alten mit Kündigung der Stelle bedrohte.

„Kinder, glaubt ihr, ich würde euch daran gehindert haben, hätte ich die Gewalt in meiner Hand?“ sprach er in einem herzlichen, freundschaftlichen Ton zu der Kobylka; „was für Schaden könnte denn das Essen mit sich bringen? Wozu die Leute mit der mageren

Balanda zu Tode quälen? Aber bedenkt nur selbst: Wenn es plötzlich den Vorgesetzten zu Ohren käme? Unter euch wird es schon solche geben ... Mir und auch euch wird es dann gut bekommen!"

„Du brauchst dich nicht um uns zu kümmern, Iljitsch. Nein, ganz offen gesagt, du hast Angst, und zwar ohne jeden Grund, weil es nur Aufgabe des Wärters ist, uns zu beobachten, nicht aber deine."

„Ihr beurteilt die Sache falsch, Kinder. Ihr wißt selbst, wie mich die Gefängniswärter hassen ... Schon dieser Pronja allein, der lebendige Tod, wäre bereit mich aufzufressen, hol ihn die Cholera! Man würde gleich sagen, ich sei zu nachsichtig gegen euch. Man wird mich versetzen, einen anderen Aufseher ernennen, — wird euch damit geholfen werden? Ihr seht selbst, daß ich ein Herz habe, daß ich in allem euch nachgebe, wo es nur möglich ist. Man muß nur immer vorsichtig sein."

Dieselbe Politik wandte er auch bei der Arbeit an, indem er durch Güte und Schmeichelei die Sträflinge zu überzeugen suchte, wegen der Eigenschaften seines Herzens mehr und besser zu arbeiten. Es war Sonnabend, ein kalter, nasser Tag im selben März. Ein durchdringender Wind blies in alle Spalten unserer armseligen Schmiede, warf den Schneestaub ins Gesicht und häufte an der Schwelle ganze Schneeberge an. Der Blasebalg sauste mit einem besonders grimmigen Geräusch, und aus den flammenden Herd schossen ganze Säulen wie toll tanzender Funken empor; eine nicht minder starke Flut der

üblichen Flüche strömte aus dem Mund Poltschikows, ich aber, zusammengeschrumpft unter dem kalten Arrestantenpelz, schweigsam und gegen alles in der Welt teilnahmslos, hörte nicht auf, mich zu bücken und in den Balg zu blasen. Meine Füße froren entsetzlich, mein Gehirn schien in solchen Stunden auch erfroren zu sein, es kam mir vor, als ob ich mich allmählich in eine seelenlose Steinmasse verwandle, die eine Ewigkeit auf einer und derselben Stelle liegt, ohne Ziel, ohne Gedanken, ohne Wünsche . . . An diesem Tag war ich, ich weiß nicht warum, in einer besonders düsteren Stimmung und gab keine Acht darauf, daß Petuschkow schon mehreremal verdächtig mich umkreiste, als ob er mir etwas mitzuteilen hätte und sich dazu nicht entschließen könnte. Endlich beugte er sich, als Poltschikow den Korb nahm und aus der Thür der Schmiede trat, um einen neuen Vorrat Kohlen zu holen, schnell zu mir und flüsterte:

„Heute!"

Ich sah ihn gleichgültig an.

„Ich sage, heute . . ."

„Was ist denn?"

„Kommen sie."

„Wer kommt?"

„Als ob du nicht wüßtest? Zwei . . . deine Kameraden . . . Einer, sagt man, sei ein Arzt, ein Arzt, wie unser Sibirien noch nie gesehen hat. Und doch ist er noch jung. Ich kann mich bloß nicht erinnern, woher er stammt, hol ihn der Teufel . . . ein schwerer Name, kein russischer . . . . So, so, jetzt erinnere ich mich: Stengor! Der andere — Baschu-

row. Ich weiß nicht, wer der war, aber er muß auch wohl zu den hohen Adeligen gehören, er studierte an der Universität. Mit einem Wort, keine von der Sorte unserer Kobylka, sondern, ich will dirs nur sagen — Kameraden für dich. Wie nur solche Leute in die Zwangsarbeit geraten, sage mir das bloß! Ach, hol euch die Seuche!"

„Ist es wahr, Iljitsch?"

„Ich werde doch nicht lügen!"

Mir verging der Atem . . . Ein blendendes Licht leuchtete in der Höllenfinsternis auf und erlosch im Augenblick. Beinahe ohnmächtig geworden hielt ich mich kaum auf den Beinen und setzte mich auf das Bänkchen.

Poltschikow kam zurück mit einem vollen Korb Kohlen. Petuschkow rannte in der Schmiede hin und her, als er gemerkt hatte, was für einen gewaltigen Eindruck seine Mitteilung auf mich gemacht hatte. Hinter dem Rücken des Schmiedes sah er mich durchdringend an und machte flehende Bewegungen. Ich begriff, daß er mich bat, die Neuigkeit als strenges Geheimnis zu betrachten; ich lächelte ihm still zu und nickte mit dem Kopf zum Zeichen meines Einverständnisses.

Ach, Cholera! . . . in dieses Lieblingswort ergoß er wiederum seine Gefühle und entfernte sich eilig in das Giebelhäuschen.

Eine unbeschreibliche Erregung bemächtigte sich meiner. Ich zählte die Stunden, die Minuten, bis die Bergarbeiter Schluß machten, und lief fortwäh-

rend in das Giebelhäuschen, um zu ſehen, ob nicht die Arbeiter aus den Schächten zurückgekehrt ſeien; Petuſchkow bemühte ſich dabei, mich nicht anzuſehen, und führte mit den Koſaken ein lebhaftes Geſpräch. Er hatte offenbar Angſt und bereute es ſehr, daß er mir ein großes Gefängnisgeheimnis anvertraut hatte. Ich ſpürte, wie mir die Kniee zitterten, und ein angenehmer Schauer lief über meinen ganzen Körper, als endlich die Sträflinge ſich in Front ſtellten und, wie gewöhnlich, im Trab in der Richtung des Gefängniſſes fortrannten. Ich ärgerte mich ſonſt ſtets in meinem Innern über dieſe Eile, heute aber ſchien es mir, als ob wir noch nicht ſchnell genug rannten. Bald wurde mir heiß und ich knöpfte den Pelz auf. Und das erfrorene Gehirn begann zu ſchmelzen, — helle, muntere Gedanken durchſtrömten es, wie die heißen Strahlen der ſoeben aus dem Nachtnebel emporgeſtiegenen Sonne; noch kurz vorher fühlte ich mich beinahe wie ein alter Mann, ein machtloſer und beklagenswerter Krüppel, jetzt aber war ich wieder jung und mächtig, ſehnte mich wieder nach Leben, Hoffnung und Glauben. Und von neuem liebte ich die Welt, in welcher ich erſt vor einigen Stunden nur ein zweck- und ſinnloſes Durcheinander von Erſcheinungen ſah, ich liebte das Leben und die Menſchen, welche ich noch vor Kurzem verachtete, als klägliche, lächerliche Wachspuppen, die nur an ihrem elenden Daſein kleben.

„Wir werden noch leben, wir werden noch mit dem Schickſal kämpfen ...“ flüſterte ich mir zu, und ich ſchritt immer ſchneller, faſt auf die Füße der vorn

marſchierenden Wache tretend: „jetzt, in Geſellſchaft mit Gleichſtehenden, wird das Leben leichter ſein!“

Erwünſchte Gäſte.

Als die Bergkolonne ſich dem Gefängnis näherte, entging es ihrer Aufmerkſamkeit nicht, daß unter den am Hausthor ſtehenden Koſaken ſich zwei oder drei fremde Geſichter befanden, und daß in der Wachſtube auch eine gewiſſe Bewegung herrſchte.

„Brüderchen, es ſcheint, als ob eine Sträflingspartie angekommen iſt?“

„Seht, da ſteht auch eine Fuhre! Es muß aber eine große Partie ſein — anderthalb Menſchen ſamt einer Rippe. Sie werden unterſucht.“

Die am ſchärfſten Sehenden, welche im ſtande waren, nicht nur durch Fenſter, ſondern ſogar, wie ſich die Kobylka ausdrückte, durch das Bayonett zu ſehen, erfuhren auch gleich alle Details der Unterſuchung.

„Zwei! . . . Ein junger und ein alter . . . Der junge iſt weiß, der alte — dunkel . . . Und Sachen haben ſie, Brüderchen, — man packt alles aus und wird doch nicht fertig damit. Scheinen nicht zu den Einfachen zu gehören, weil ihre Kleidung ſo herrſchaftlich iſt. Seht, ſeht, dem einen wird eine goldene Uhr abgenommen . . . Sie dachten, die Braven, man würde ſie, wie in anderen Gefängniſſen, alles in die Kammer mitnehmen laſſen, ihnen eigene Kleidung zu tragen erlauben . . . Da könnt ihr warten! Der

Sechsäugige wird alle gleich machen! Probiert nur, von der ſchelajſchen Balanda zu leben, die Sachen aber, bitte freundlichſt, ins Zeughaus!"

„Kinder, die haben Bücher! . . . Ob das nicht Kameraden für Mikolaitſch ſind? Das wäre ſchön! Vielleicht haben ſie auch den Tſchitſchikow mitgebracht?"

Derartige Bemerkungen wurden unter den Sträflingen laut, während ſie vom Wärter neben dem Fenſter der Wachtſtube, wo man die Neuangekommenen empfing, unterſucht wurden. Doch war die Neugierde der Sträflinge nicht beſonders groß. Kaum wurde das Thor geöffnet, als ſie, wie ein Regen, nach allen Seiten in die Kammern ſtürzten, um ſchleunigſt das Mittageſſen zu verzehren. Ich blieb allein am Thor. Der Wärter, welcher das Thor zuſchloß, ſchmunzelte.

„Worauf warten Sie?"

„Wer empfängt die Neuen?"

„Was für Neue?"

„Ach, wozu die Verſtellung? Ich werde es ſo wie ſo gleich ſelbſt erfahren. Iſt der Vorſteher nicht da?"

„Nein, nur der Aelteſte. Sie kommen gleich heraus."

Und wirklich, nach einigen Minuten kam aus der Wachtſtube ein ganzer Haufen Menſchen heraus, und im Gefängnisthor erſchienen die zwei Figuren der neu angekommenen Sträflinge. Ich eilte auf ſie zu, ſie zu bewillkommnen . . . Zu meinem größten Erſtaunen aber ſtellte ſich ſofort der älteſte Wärter

dazwiſchen, zu gleicher Zeit Oekonom, ein ziegelroter, lispelnder dicker Mann, und rief laut:

„Das iſt nicht geſtattet! Der Vorſteher kommt gleich, wir kriegen noch was von ihm ab!“

Die anderen Wärter ſtimmten ihm bei und begannen zu ſchreien. Ich ſah mich gezwungen, mich zu entfernen. Die Neulinge ſahen ſich verwirrt, und ohne etwas zu begreifen, um. Die rauhe Form der Unterſuchung übte ſchon, offenbar, ihren Einfluß aus, und beide ſahen wie gehetzte Wölfe um ſich; die ſoeben angezogene und wie ein Sack an ihrem Körper ſchlotternde Kleidung verlieh ihnen ein klägliches, komiſches Ausſehen. Ich betrachtete gierig ihre Geſichter und ſuchte in denſelben intelligente, ſympathiſche Züge herauszufinden. Die Kobylka irrte ſich nicht: einer, noch eine ganz jugendliche Geſtalt, war blond, der andere, bedeutend ältere, war dunkel. Der Blonde kam mir breitſchulterig und unterſetzt vor; er hatte ein junges roſiges Geſicht, ohne Schnurrbart, mit großen, ſanftmütigen Augen; er war erregt und äußerſt verwirrt durch die erſten ſchelajſchen Eindrücke . . . Sein Kollege, ein großer, magerer Mann mit ſchwarzem, ſeidenartigem Bart, war eher in gereizter Stimmung; ſeine dunklen Augen ſchauten grimmig unter den dichten, über der Naſe faſt zuſammengewachſenen Brauen hervor; er ſah auch mich mit Mißtrauen an und lächelte kein einziges Mal . . .

„Ja, der wird ſich wohl nicht an mich anſchließen“, dachte ich unwillkürlich betrübt; „das wird wahrſcheinlich der Arzt ſein . . . Der junge ſcheint einfacher und zugänglicher zu ſein.“

Als die Wärter mit den Sträflingen die Treppe vor dem Hauptkorridor des Gefängnisses hinaufgestiegen waren, drehte sich der junge Mann um (ich folgte ihnen in einiger Entfernung) und warf mir einen Handkuß zu; sein Kollege aber wandte sich überhaupt nicht um, ganz in seine Gedanken vertieft. Dann verschwanden sie beide in der Dejourierstube, wo sie bis zur Ankunft Luczesarows eingeschlossen wurden. Als die Wärter sich entfernt hatten, trat ich an die geschlossene Thür, und hier fand zwischen uns ein eiliger, kurzer, aber belebter Austausch von Fragen statt.

„Wie ist Ihr Name?" rief eine strenge Stimme, offenbar des älteren der Neulinge.

Ich nannte meinen Namen.

„Wie! Sie sind also Iwan Nikolajewitsch? Ist das wahr?"

„Warum wundert Sie das?" lachte ich auf, „oder ist mein Aussehen so „spanisch" während dieser Jahre geworden?"

„Nein, ich erriet sogleich, daß Sie es sein müßten", antwortete die junge Stimme.

„Mir aber kam es gar nicht in den Sinn", sagte der erste. „Ich dachte — ich weiß nicht, warum — Sie wären nicht hier, und glaubte, wir würden ganz einsam hier sein."

„Ach, darum kamen Sie mir so furchtbar und unliebenswürdig vor!"

„Wirklich? O, in Wirklichkeit bin ich durchaus nicht furchtbar und sogar eher geschwätzig. Aber,

wiſſen Sie, Ihr Gefängnis flößt einem einen Schrecken ein!“

„Warten Sie's nur ab, das iſt ja erſt der Anfang.“

„Man ſagt, der Luczeſarow ſei eine Beſtie?“

„Meine Herren, ich kenne Ihre Namen noch nicht.“

„Bitte ſehr: ich bin — Steinhart, Dimitry Petrowitſch Steinhart, Student der Medizin des vierten Jahreskurſus.“

„Und ich — Walerjan Michajlowitſch Baſchurow, Juriſt des erſten Kurſus.“

„Sie ſind, offenbar, noch ganz jung?“

„Ja, gewiß... Dreiundzwanzig Jahre...“

„Und auch Sie, Dimitry Petrowitſch, ſind von der Kobylka ungerecht zum alten Mann gemacht worden?“

„So?! Uebrigens, bin ich 28 Jahre alt, und hie und da zeigen ſich ſchon graue Haare...“

Wir tauſchten noch einige Worte über die Urſachen, weswegen wir nach Schelaj gekommen waren, und kamen ſofort wieder auf unſere Lage zu ſprechen. In fieberhafter Eile jagte eine Frage die andere.

„Wie lebt es ſich hier? Sehr ſchlecht?“

„Was iſt hier am ſchrecklichſten? Die Mützenfrage?“

„Aha, Sie haben ſchon davon gehört?“

„In welchen Beziehungen ſtehen Sie zu den Sträflingen?“

„Und zu den Behörden?“

„Etwas langſamer, meine Herren, auf ſo viel Fragen kann man unmöglich gleichzeitig antworten.“

„Sie haben nicht geantwortet, ob wirklich Lucze-ſarow eine derartige Beſtie ſei, wie es erzählt wird?“

„Manchmal iſt er es auch, manchmal aber iſt er ein Menſch: je nachdem, wie und wann.“

„Wie raten Sie uns, uns gegen ihn zu ver-halten? Kann man hier überhaupt leben?“

„Wie Sie ſehen, habe ich hier gelebt... Seit Ihrer Ankunft aber werde ich erſt recht leben.“

„Wird es nicht möglich ſein, mit Ihnen in ein und dieſelbe Kammer zu kommen?“

„Ich weiß nicht, ob das möglich iſt... Uebri-gens, wenn Luczeſarow Ihnen gegenüber liebens-würdig iſt, bitten Sie ihn darum.“

„Wird er uns dutzen? Wir denken ihm in dieſem Falle mit Stillſchweigen zu antworten. Wie denken Sie darüber?“

Aber ehe ich meine Gedanken darüber ausſprechen konnte, ließ ſich im Hofe ein durchdringendes, un-ruhiges Pfeifen vernehmen, das den Eintritt des Vorſtehers ins Gefängnis verkündete, und ich beeilte mich, in meine Kammer zu treten. Jedoch war meine Erregung ſo groß, daß ich nicht eſſen konnte, und ich ließ das Mittagsbrot unberührt. Der Empfang nahm eher, als ich erwartete, ein Ende, und ein erneutes Pfeifen verkündete den Aufbruch Luczeſarows. Ich ſtürzte wieder auf den Korridor hinaus und be-gegnete Steinhart und Baſchurow mit Säcken von Kronkleidern in den Händen. Hier umarmten wir uns zum erſtenmal und küßten uns... Die aus den

Kammern herbeigestürzte „Schpanka" beobachtete mit Neugierde und Teilnahme diese Scene.

„Na, wie ist es denn geworden? In welche Kammer sind Sie bestimmt worden?"

„Denkt Euch, Luczesarow war außerordentlich liebenswürdig, ganz und gar ein Gentleman! Er hielt eine kleine Rede über seine Humanität und Erfahrenheit in Gefängnissachen und gab uns den einzigen Rat: dulden, dulden und noch einmal dulden! Außerdem äußerte er seine große Freude darüber, daß ich ein Arzt bin, was im Gefängnis sehr nützlich sein kann?"

„Ja, Ihr Ruf als ausgezeichneter Arzt ist schon vor Ihnen hierher gedrungen."

„Mir wurde dieser Titel erst in Sibirien, während der Wanderung auf den Etappen, von dankbaren Patienten verliehen. In Wirklichkeit bin ich, wie ich bereits sagte, nichts weiter als ein Student des vierten Jahreskursus..."

„Sagen Sie, haben Sie ihn wegen der Kammer gesprochen?"

„Gewiß. Er ging mit großem Vergnügen darauf ein, daß ich mit Ihnen in einer Kammer wohne, Walerian soll aber in eine andere Kammer kommen. Bei ihm gelte als allgemeine Regel: nach Möglichkeit alle merklichen Gruppen unter den Sträflingen in kleine Gruppen zu teilen, — die Tataren, Skopzy (Sektanten), Altgläubige... ‚Erlauben Sie', sagten wir zu ihm, ‚wir sind doch weder Tataren, noch Skopzy!' ‚Euch', antwortete er, ‚würde ich eine

Gruppe gebildeter Menſchen nennen...' Erfinderiſch iſt er, die Beſtie!"

Ich führte meine neuen Kameraden in meine Kammer, und die Sträflinge riſſen ihnen, ohne unſere Bitte abzuwarten, gleich die Säcke aus den Händen und beeilten ſich, für ſie Platz auf den Pritſchen neben mir frei zu machen, als ſie aber erfuhren, daß nur Dimitry Petrowitſch hier wohnen wird, begannen ſie laut ihr Bedauern auszuſprechen.

„Und was hinderte ſie, die Barbaren, daran, alle drei beiſammen wohnen zu laſſen? Fehlte es an Pritſchen?" rief mein Freund Tſchirok voller Entrüſtung aus. „In allem ſehen ſie nur Gefahr, überall ſuchen ſie uns zu unterdrücken!"

Ich empfahl den Tſchirok der Beachtung der Neulinge als einen alten Mitbewohner, mit dem ich in freundſchaftlichen Beziehungen ſtände.

„Wahrſcheinlich iſt er unſchuldig hierher geraten?" fragte Walerian Baſchurow, „an ſeinem Geſicht merkt man es gleich, daß er ein ehrlicher Menſch iſt."

„Wie ſoll ich Ihnen ſagen", rief ich lachend aus, „die Sträflinge ſagen von ſeiner Ehrlichkeit: der Teufel hat ſie gekämmt, und zerbrach den Kamm!"

„Sieh mal, was für ein ſchadenfroher Menſch Mikolaitſch iſt!" rief Tſchirok und faßte ſich mit beiden Händen an den Kopf. „Wie er mich den Kameraden empfiehlt! Glaubt ihm nicht, glaubt nicht — er iſt der erſte Aufſchneider im Gefängnis!"

„Werden Sie uns auch unterrichten, wie Iwan Nikolajewitſch?" fragte Lunjkow mit einem einſchmei-

chelnden Lächeln. „Sie wissen es wahrscheinlich noch nicht, wir haben hier eine richtige Schule gebildet, und ich bin ihr erster Schüler."

Elentier schnaubte in seiner Ecke verächtlich auf, schwieg aber.

„Eins ist aber schlimm", fuhr Lunjkow fort, Iwan Nikolajewitsch ist etwas faul geworden, unterrichtet nicht jeden Abend."

Ich erzählte Steinhart und Baschurow von meiner Schule; sie interessierten sich lebhaft dafür. Als ich aber auch von den während einiger Zeit stattgefundenen Vorträgen zu sprechen anfing, murmelten die Sträflinge mir Beifall zu; es begann ein Brummen, und man schimpfte auf den Sechsäugigen, sogar diejenigen, die sich seinerzeit sehr wenig für Bücher interessiert hatten.

Unterdessen bot sich Tschirok an, in der Küche Thee für uns aufzubrühen. Ich gab ihm meinen Kessel, in den ich Thee eingeschüttet hatte, und führte die Kameraden in die Kammer, welche als Wohnstätte für Baschurow bestimmt worden war. Die hier wohnenden Sträflinge brachten uns gleichfalls Teilnahme und Gastfreundschaft entgegen, wobei ein ebensolcher Austausch von Gedanken stattfand wie in meiner Kammer.

Hier wohnte unter anderen auch der gemeinschaftliche Aelteste Juchorew. Er erschien sogleich neben uns, begrüßte mit einem Handdruck in familiärer und freundschaftlicher Weise die Neulinge, setzte sich neben uns und knüpfte ein Gespräch an. Das präsentable Aeußere Juchorews, der offene und kluge

Blick und der gigantische Wuchs machten auf sie offenbar einen großen Eindruck, und sie wußten lange nicht, mit wem sie es zu thun hatten. Dieser Mensch konnte wirklich einen derartigen Eindruck machen. Es schien, als ob er ganz aus lauter Muskeln bestände, wie Stahl, mächtig und fest; die großen, grauen Augen blickten kühn und entschlossen, und es war schwer, ihren geraden, durchdringenden Blick zu ertragen; ein langer Schnurrbart bedeckte die energisch ausgebildeten Lippen. Sein rundes und etwas hervorragendes Kinn, wie auch die Wangen, waren stets mit Glas oder einem geheimen Arrestanten-Rasiermesser rasiert. Die Stirn war merkwürdig niedrig, und in ihrer Mitte schnitt das harte, schwarze Haar in einem regulären Dreieck ein. Das gab dem dunklen langen Gesicht ein strenges, fast grausames Aussehen, obwohl es den Eindruck eines großen, unbestreitbaren Verstandes, der in jedem Zug und in jeder Bewegung dieses mächtigen Mannes sich verriet, durchaus nicht abschwächte. Des Lesens und Schreibens vollkommen unkundig, sprach Juchorew stets so klug, glatt und sogar schön, mischte in seine Rede eine solche Menge origineller Bezeichnungen und Sprichwörter ein, daß, wenn die letzteren nicht zu sehr cynisch gewesen wären, man sich mit ihm eine ganze Stunde unterhalten könnte, ohne zu ahnen, daß man es mit einem gewöhnlichen, ungebildeten Bauern zu thun hatte, und nicht mit einem Herrn der mittleren Gesellschaftsklasse, mit einem Mitglied der Landesverwaltung, einem Gutsbesitzer. Ein unbeugsamer Wille ließ sich in dieser ganzen eisernen,

athletiſch geformten Figur ſpüren, in ihren heftigen und zu gleicher Zeit reſervierten Bewegungen, in dem raſchen, ſtets eiligen, aber eleganten Schritt. Um das Aeußere Juchorews fertig zu malen, will ich noch hinzufügen, daß ich einmal ſehr erſtaunt und faſt erſchrocken war, als er ſich im Bad auskleidete und ich dabei bemerkte, wie ſein ganzer Rücken mit dichtem, daunenartigem Haar bedeckt war . . . Hier gäbe es reichliches Material für Folgerungen à la Lombroſo! dachte ich unwillkürlich.

Die Sträflinge hegten alle eine große Hochachtung vor Juchorew und fürchteten ſich vor ihm, aber, wie es ſchien, durchaus nicht aus dem Grunde allein, weil er Aelteſter war, und ich habe keinen einzigen Fall geſehen, daß jemand mit ihm in Streit geraten wäre, in eine grobe Zänkerei aus irgend welchem Anlaß. Uebrigens konnte Juchorew keinen Widerſpruch leiden. Mit der unbedeutenden „Schpanka" wurde er in ſeiner Art fertig: er ſprang raſch von ſeiner Pritſche auf und begann mit ſeinen ſehnigen Händen eines Giganten den betreffenden, ohne ein Wort zu ſagen, zu quetſchen und draufzuhauen (ein Widerſtand war ausgeſchloſſen), ſo daß dem Opfer nur eins übrig blieb — den Streit in einen Scherz umzuwandeln und um Gnade bitten. Mit den „ernſten" Sträflingen aber verkehrte Juchorew in höchſtem Maß taktvoll und vorſichtig.

„Ihre Sachen, meine Herren", wandte er ſich an meine Kollegen, „ſind in das Zeughaus eingeliefert. Ich habe ſie ſelber hingelegt. Wenn Sie was brauchen, ſagen Sie es mir nur. Ich gehe

doch öfters hin mit dem ſtotternden Teufel und werde im ſtande ſein, alles zu nehmen, er wird es nicht merken. ‚Höre, Juchorew, nimm nur nichts mit!‘ Während er aber, der rote Tölpel, ſeine Augen nach einer Richtung wendet, habe ich es ſchon fertig gebracht, mich nach zwanzig Richtungen umzudrehen. Eins, eins! — und fertig, und ich habe alles, was ich brauche. In einer der Kiſten habe ich bei euch Tinte, Federn, Briefpapier ꝛc. liegen geſehen ... Ihr braucht mir nur einen Wink zu geben!“

Wir dankten Juchorew für ſeinen liebenswürdigen Vorſchlag, ſchlugen es ihm aber ab.

„Mit Luczeſarow lebe ich auch in großer Freundſchaft ... Ich trage ihm doch jeden Tag ins Bureau die Mittagsprobe, und dabei finden zwiſchen uns Unterhaltungen verſchiedener Art ſtatt. Ich ſchütte ſelbſtverſtändlich ſo ein, daß womöglich mehr Fett oben ſchwimmt ... Darüber drückte mir einmal Iwan Nikolajewitſch ſeine Unzufriedenheit aus: wozu ich das mache? Ich müßte, meint er, im Gegenteil die ſchlechteſte Sorte der Koſt dem Vorſteher vorzeigen ... Das geſchieht aber darum, meine Herren, daß Iwan Nikolajewitſch, — es ſoll ihm daraus kein Vorwurf gemacht werden — zehn Jahre im Gefängnis verleben und doch aus unſerem verfluchten Leben nicht klug werden wird. Sein Verſtand iſt durchaus nicht damit beſchäftigt, und darum denkt er, man könnte mittelſt Wahrheit alles erzielen. Ich aber weiß aus Erfahrung, daß alle Fürſorge der Behörden in Bezug auf uns — nur eine Sache der Form iſt. Wie wir für dieſelben Zwangshäusler,

Warnaken sind, so bleiben wir es bis ans Ende unseres Lebens! Was denn, habe ich nicht versucht, die richtige Balanda zu zeigen? Er trampelt mit den Füßen, schreit auf: „Ah, du bist also ein Dieb!“ Hören Sie bloß — ein Dieb! Möge er in dieser wie in jener Welt sich so an Diebstahl bereichern, wie ich hier! O ja, er würde schon ohne Hose herumlaufen. Ich bestreite nicht — ich stehle, aber nicht bei unsereinem, es ist genug für mich, wenn schon der Oekonom spottet, sobald ich mit ihm an der Wage stehe. Darum, meine Herren, entschloß ich mich, nach solchem widersinnigen Handeln, stets nur die oberste Schicht der Brühe dem Sechsäugigen zur Probe zu bringen . . . Und jetzt leben wir wie Freunde. Es thut mir leid, daß das Bad heute nicht geheizt ist, der Ofen wird repariert. Dafür aber werde ich Sie am nächsten Sonnabend in höchst eigener Person baden, aber so baden, wie wohl der Gouverneur selbst nicht gebadet wird... Haha! Das Baden — das ist, möchte ich sagen, meine Spezialität.“

„Doch Tschirok hat wohl schon für mich Thee aufgebrüht“, mit diesen Worten erhob ich mich von meinem Sitz, „kommen Sie, meine Herren.“

Juchorew erhob sich auch höflich.

„Wir werden also mit Ihnen auf denselben Pritschen liegen, in Kameradschaft, sozusagen, leben?“ wandte er sich an Baschurow. „Ausgezeichnet. Um den Thee brauchen Sie sich nie zu kümmern, zu meiner Verfügung stehen hier ein hundert Teufel, um in die Küche zu rennen. Hei du, finnische Fresse!“ schrie er plötzlich einen Sträfling an, der

dicht neben der Schlafstelle Walerians gelegen hatte, „scher dich zum Teufel, ich lege mich hierhin!“

„Geht es mir denn hier schlecht?“ murmelte die Fresse.

Juchorew aber sprang wie eine Katze auf die Pritsche, und ehe noch der Sträfling sich besinnen konnte, flog er schon samt seiner Bettunterlage auf einen anderen Platz, und Juchorews Unterlage lag schon neben Baschurows. Die Kobylka donnerte Beifall; nach einiger Ueberlegung lachte auch der Geschädigte, weil er zum Schluß kam, daß es am vernünftigsten sei, sein gezwungenes salto mortale als Scherz aufzufassen ... Auch wir lachten, als wir aus der Kammer traten.

„Was ist das für eine Person?“ fragte mich Steinhart.

„Der Hauptälteste des Gefängnisses, der zweite Herrscher nach Luczesarow.“

„Das sieht man auch; aber hat denn der Aelteste solche Gewalt?“

„Gewiß nicht jeder; aber das ist kein Dutzendmensch, wie Sie selbst sehen.“

„Er scheint mir sehr sympathisch zu sein, und Ihnen?“ fragte Baschurow.

„Teilweise, ja. Uebrigens kenne ich ihn sehr wenig, da wir die ganze Zeit in verschiedenen Kammern wohnten.“

Tschirok war indessen mit seiner Sache fertig, und der Kessel mit Thee, dem, wie sich herausstellte, noch Milch, wer weiß woher hergebrachte, beigemengt

war, ſtand ſchon auf den Pritſchen, von allen Seiten mit Hilfe meines Mantels eingehüllt.

„Damit er nicht kalt werde", ſagte Kuzjma, ſchmunzelnd und dienſtbereit den Thee enthüllend.

„Jetzt, meine Herren, wollen wir ſchmauſen!" lud ich die Gäſte ein.

Kaum aber machten wir uns an den Schmaus, als die Thür lärmend aufging, und der Gefängnis-Hanswurſt und Narr — Karpuſchka Lipatow — in die Kammer trat, die Mütze auf einem Ohr, den Mantel ſtutzermäßig über die Schultern geworfen, mit einem Lächeln über dem ganzen Geſicht und in drolligſter Weiſe die Kniee nach allen Seiten auswerfend. Rotes Haar wie die Mohrrüben, ebenſolch rotes Bärtchen, das unten aus dem Hals herauswuchs und das Kinn frei ließ, häßliches Geſicht, von Sommerſproſſen bedeckt, mit einer kleinen Stutznaſe und verſchmitzten grauen Augen, drollige Manieren und echt kankanartige Bewegungen, — alles das war bei Karpuſchka eigenartig und in höchſtem Maß komiſch. Einige Sträflinge hielten ihn einfach für einen Geiſteskranken, die anderen aber für einen ſchlauen durchtriebenen Menſchen, der es für vorteilhaft hält, den Narren zu ſpielen. Es war ſchwer, dieſe Frage zu beantworten, umſomehr, als Lipatow durchaus nicht das anſtrebte, was gewöhnlich alle Gefängnis-Simulanten thun, nämlich die Befreiung von den Arbeiten und Verſetzung in das Spital. Manchmal, wenn er dahin kam, begann er ſehr bald ſich nach dem Gefängnis zu ſehnen, und auf der Arbeit war er eher fleißig, als faul und liſtig."

„Guten Abend, gechrte Herren", fing Karpuſchka an, indem er ſich neben uns ſetzte, „wollen Sie nicht auch mich in Ihre Geſellſchaft aufnehmen? Ich bin doch auch adeliges Blut, wenn auch meine Mutter ein Bürgerweib war, ſo war doch mein Vater — Beamter."

„Sie haben doch ſelbſt geſagt, Karpuſchka, daß Sie Ihren Vater nie geſehen haben, und daß Sie ein illegitimer Sohn ſind?"

„Ich behaupte auch jetzt nicht, daß ich legitim bin, und doch kann man bei mir das adelige Blut verſpüren. Fürwahr! Auch mein Aeußeres iſt echt adelig... Iſt es denn möglich, mich mit der da oder mit einer anderen Fratze zu vergleichen?" Dabei nickte Karpuſchka in der Richtung der Sträflinge. Die letzteren lachten.

„Doch komme ich in einer beſtimmten Angelegenheit zu Ihnen, meine Herren. Wer von Ihnen iſt denn der Arzt?"

„Wollen wir annehmen, ich wäre es", antwortete Steinhart.

„Und Ihr werter Name?"

„Dimitry Petrowitſch."

„Ich muß alſo mit dir, Mitry Petrowitſch, unter vier Augen ſprechen."

Karpuſchka winkte dabei bedeutungsvoll.

„Um was handelt es ſich denn? Oder genieren Sie ſich vor den Anweſenden?"

„Weshalb ſoll ich mich genieren! Ich verliere nirgends den Mut. Sogar dem Sechsäugigen ſelbſt ſage ich bei jeder Kontrolle alle meine Gedanken.

Ich erwarte noch mit Ungeduld den Kreisarzt, mit ihm möchte ich auch gern ein Wörtlein sprechen."

„Haben Sie irgend welche Schmerzen?"

„Die richtigen Schmerzen stecken in meinem Innern. Sehen Sie, Mitry Petrowitsch, ich denke so, mir fehlt ein Knöchlein im Rücken. Der hiesige Heilgehilfe, Zemliansky, sagt aber: du lügst, Hundessohn, du hast das Knöchlein. Wie soll ich es aber haben, wenn ich ganz gut weiß, daß ich es nicht habe?"

„Wissen Sie, Lipatow", schlug ich vor, „wollen Sie nicht ein anderes Mal mit Dimitry Petrowitsch darüber sprechen; dann würde er Sie auch gründlich untersuchen. Jetzt aber, wie Sie sehen, kommt er soeben von der Reise, lassen Sie ihn in Ruhe. Wir konnten noch selbst nicht miteinander sprechen, wie es wünschenswert wäre."

„Wirklich, Karpuschka, geh nur fort!" schrieen ihn die Sträflinge an. „Was giebst du dich für einen Narren aus? Schere dich zum Teufel!"

Karpuschka spuckte gleichgiltig aus und blieb sitzen.

„Sie sind aber schlau, Iwan Mikolaitsch, Sie möchten gerne den Karpuschka fortschaffen. Ihnen kommt es darauf an, miteinander zu sprechen, in engem Kreis Thee zu trinken, bei mir aber handelt es sich um Leben oder Sterben. Ich sage, es fehlt mir im Rücken ein Knöchlein! Ich sage dem Heilgehilfen: gieb mir echte Chanania, so eine, welche im stande wäre, die Krankheit aus den Knochen auszutreiben. Er aber, die Zigeunerfresse, stopft mich fortwährend mit Kalibat! Was aber Kalibat ist,

weiß ich. Es treibt die Krankheit in das Innere, in die Knochen . . .“

„Was iſt denn das für Kalidat, und was für Chanania will er haben?“ wandte ſich Steinhart verdutzt an mich.

Mir war ſchon genügend die ganze Wörterſammlung Karpuſchkas bekannt, und ich erklärte, daß er offenbar unter Chanania überhaupt jedes Arzneimittel verſteht, dieſe Bezeichnung vielleicht von Chinin ableitend, unter Kalidat — Kali jodatum.

Steinhart und Baſchurow lachten laut auf, Karpuſchka ſtimmte ihnen bei.

„Das iſt es eben . . . Da ſieht man auch gleich, daß es ein echter Arzt iſt — alles verſteht er. Ich weiß ſchon, daß Sie mir die echte Chanania verordnen werden. Man erkennt gleich den guten Menſchen, im Gegenſatz zu Iwan Mikolaitſch, der mir ſogar nie zulächeln will... Karpuſchka Lipatow möge gehen! Du paßt nicht in meine Geſellſchaft . . . Warum paſſe ich aber nicht? Ich habe doch auch adeliges Blut in mir . . . Hätten Sie mir lieber, meine Herren, adeligen Thee zu trinken gegeben! Chineſiſcher Thee — der fließt auch ſchön durch die Adern, beſonders mit Milch verſüßt. Beſſer, als jede Chanania.“

Wir gaben Karpuſchka eine Taſſe Thee. Es gelang uns nicht, unſer Geſpräch fortzuſetzen: bald vernahmen wir die Pfeife des Dienſthabenden und ſeinen erregten Ruf im Korridor:

„Heraus auf die Kontrolle! Schnell auf die Kontrolle! Der Vorſteher ſelbſt kommt!“

Luczeſarow zeigte ſich ſchon lange nicht in eigener

Perſon auf der Kontrolle, heute aber, offenbar aus Anlaß der Ankunft der Neulinge, — bereitete ſich eine feierliche Ceremonie vor.

„Obgleich er mit Ihnen liebenswürdig war, ſo will er Ihnen doch ein wenig bange machen", bemerkte ich ſcherzend zu meinen Kameraden, als ich mit ihnen auf den Hof des Gefängniſſes trat, und beeilte mich, ſie über alles, was während der Kontrolle zu beachten war, aufzuklären.

Von Baſchurow nahmen wir gleich Abſchied, da wir dachten, daß wir uns bis morgen nicht ſehen würden. Er begab ſich zu ſeinen Kammergenoſſen, die ſich am anderen Ende der langen Reihe der Sträflinge in Front ſtellten. Da wurde er gleich von Juchorew unter ſeinen Schutz aufgenommen und hinter ſeinen mächtigen Rücken geſtellt. Auch ich führte Steinhart zu der Stelle, wo ſich unſere Kammergenoſſen rührten.

Mein gewöhnlicher Partner Tſchirok ſtand ſchon in der vorderen Reihe, wo er auf mich wartete und jeden, der aus Vergeßlichkeit verſuchte, meinen Platz hinter ihm in Anſpruch zu nehmen, durch energiſches Schimpfen vertrieb. Vor Steinhart, der ſich neben mich ſtellte, ſtreckte ſich der Gigant Petin aus.

Der Aufſeher wanderte vor der Front der Sträflinge unruhig hin und her und veranſtaltete eine vorläufige Zählung. Erſt jetzt ſchlug die Glocke ſich zur Kontrolle aufzuſtellen; aber auch nachher froren wir noch weiter gegen fünf Minuten, ohne daß ſich der Sechsäugige zeigte.

„Er hält uns aus, wie gute Hengſte", witzelten die Sträflinge unverdroſſen.

Endlich tritt hinter dem vergitterten Thor eine Bewegung ein, und den Augen aller zeigte ſich die majeſtätiſche Figur mit der großen langhaarigen Pelzmütze und dem breit flatternden Mantel. Wir drei ſtanden ſchon längſt ohne Mützen. Das Thor wurde weit geöffnet. Der Wärter, ausgeſtreckt, als ob er einen Zollſtock verſchlungen hätte, brüllte mit einer unnatürlich lauten Stimme das Kommandowort aus:

„Ruhe! Mützen ab!"

Hundert Köpfe entblößten ſich im Nu geräuſchvoll.

„Mützen aufſetzen!" rief Luczeſarow eilig, faſt ohne das Ende des Kommandos abzuwarten.

„Er fährt fort, liebenswürdig zu ſein", flüſterte ich Steinhart zu und blickte flüchtig zu ihm auf. Steinhart aber antwortete mir nicht, und ich bemerkte, wie ſein Geſicht ſich verfinſterte und fortwährend nervös aufzuckte . . . Luczeſarows Liebenswürdigkeit tröſtete ihn offenbar wenig. Der übrige Teil der Kontrolle ging mit dem üblichen Pomp vor ſich, in ein für allemal eingeführter Weiſe und zum Glück ohne jeden unangenehmen Vorfall. Die Ordre für die Arbeiten wurde nicht vorgeleſen, da es Sonnabend war.

„In die Kammern im Schritt, marſch!" ertönte donnernd das Schlußkommando, und die Sträflinge ſetzten ſich paarweiſe im Takt in Bewegung nach dem Gefängnis. Steinhart marſchierte vor mir,

blaß und finster, mit gebeugtem Haupt. Im Korridor rannte uns Walerian Baschurow entgegen.

„Das ist furchtbar, das ist furchtbar, meine Herren!“ flüsterte er, krampfhaft die Finger zusammendrückend. Sein jugendlich-rosiges Gesicht wurde durch die Erregung noch röter. Steinhart schwieg, aber ich begriff seine Gefühle. Nichtsdestoweniger versuchte ich zu lächeln und sagte in beruhigendem Ton:

„Haben Sie denn, meine Herren, etwas besseres erwartet? Nehmen Sie die Dinge philosophisch. Es wäre nicht übel, sich auch mit Humor zu versehen. Jedenfalls, wenn Sie einige Zeit hier sein werden, dürften Sie mit mir einverstanden sein, daß diese Unannehmlichkeiten nicht die schlimmste Seite des Zwangslebens bilden.“

Wir drückten uns nochmals die Hände und gingen auseinander. Unterdessen stellten sich die Sträflinge in den Kammern wieder in Reihen auf. Ich und Steinhart stellten uns wie früher hinter Tschirok und Sochaty, neben unseren Pritschen.

Die Thür ging rasch auf, gegen fünf Wärter stürzten in die Kammer, wie ein Sturm, und einer von ihnen rief das übliche:

„Ruhe!“

Imponierend verlangsamten Schrittes trat Luczesarow ein, mit forschendem Blick die Sträflinge musternd und offenbar jemanden suchend. Sein wohlgenährtes, rotes Gesicht lächelte, wie gewöhnlich, mit einem kaum bemerkbaren ironischen Lächeln; der brave Stabs-Kapitän hat sich seit der Zeit, als ihn der

Leſer zum letztenmal geſehen hatte, in keiner Weiſe verändert, abgeſehen von einem Punkt: er trug ſchon eine Kapitäns-Achſelſchnur, und dieſer Umſtand verlieh ihm ſelbſtverſtändlich nur noch mehr Herrlichkeit und Wichtigkeit.

Schließlich bemerkte er Steinhart; er trat an ihn nahe heran und übergab ihm ſchweigend einen Brief, den er aus ſeiner Seitentaſche herausgenommen hatte. Dann wandte er ſich raſch zu den Wärtern um und rief wütend:

„Spürt Ihr einen Geruch? Riecht es hier?“

„Wir riechen nichts, Herr Vorſteher“, antwortete jemand unſchlüſſig in unterwürfigem Ton.

„So, ihr riecht nichts? Man müßte keine Naſe haben, um nichts zu riechen! Ein häßlicher, widerwärtiger Geruch!“

„In der That ein etwas dumpfer Geruch, Herr Vorſteher“, ſtimmte derſelbe Wärter bei.

Der dumpfe Geruch in unſerer Kammer wurde in letzterer Zeit aus unbekannten Gründen zum Gegenſtand der beſtändigen Beobachtungen und Gereiztheit des braven Vorſtehers. Er ſpürte ihn ſogar an ſolchen Tagen, an denen bei uns längere Zeit das Fenſter offen ſtand und die Luft in anderen Kammern gewiß doppelt ſo erſtickend war, und ſchnauzte ohne jeden Grund die Wärter wie den unglücklichen Aelteſten an. Auch jetzt ſtürzte er in den Raum hinter der Scheidewand, wo die Paraſchen ſtanden. Ihm folgte ſein ganzes Gefolge.

„Macht auf!“ hörten wir von da die befehlende

Stimme des Vorſtehers: „riecht, nein, riecht nur ordentlich!“

Man hörte, wie die Wärter einer nach dem anderen hervortraten und rochen. Die Kobylka lachte leiſe und warf ſich Blicke zu.

„Hört mal!“ ſagte Luczeſarow, indem er von neuem in der Zelle erſchien: „der Staroſt und die Paraſchniki erfüllen ihre Pflichten ungenügend! Zu wenig Reinlichkeit und Ordnung. Nehmt euch in Acht, ſonſt geht's euch ſchlecht.“

Und mit ſchnellen Schritten eilte er in den Korridor hinaus; lärmend und geräuſchvoll folgte ihm die Suite nach, die Thüre fiel zu und das Schloß krachte. Die Sträflinge begannen zu lärmen, lachten, und die gewöhnliche Unterhaltung und Beſchäftigung nahm ihren Anfang.

Steinhart hatte ſich über den Tiſch gebeugt, las beim matten Lichte der Lampe den erhaltenen Brief und ſein düſteres Geſicht mit den dichten zuſammengezogenen Augenbrauen erinnerte mich an den erſten Augenblick unſerer Begegnung. Mein Herz zog ſich krampfhaft zuſammen ... Ich fühlte mich wieder einſam und dachte voll Eiferſucht daran, daß dieſer Menſch ſeine eigene Welt hat und ſtets haben wird, in die ich nie hineindringen werde und in der er allein verſchloſſen und ſchweigſam leiden und ſich freuen wird. Ich legte mich in meinen Winkel hin und überließ mich dieſen traurigen Gedanken; mein Kamerad aber ſaß noch lange über dem Brief, den er anſcheinend längſt durchgeleſen hatte. Dann erhob er ſich, ging in der Zelle nicht weniger als eine Stunde

in tiefes Nachdenken verſunken auf und ab, ohne die Umgebung zu beachten. Lunjkow und Sochaty ſaßen am Tiſch, hatten ihre Hefte ausgebreitet und ſchimpften aufeinander los.

Die Erzählung Steinharts.

Es war ſchon ſpät. Die Sträflinge ſchnarchten ſämtlich ohne Ausnahme ſchon lange, als Steinhart auf die Pritſche kroch und ſein Bett neben meins hinſtellte.

„Schlafen Sie noch nicht, Iwan Nikolajewitſch? Wiſſen Sie, von wem ich heute einen Brief erhalten habe?“ ſagte er plötzlich halblaut, als er merkte, daß ich nicht ſchlief. Ich ſchaute ihm ins Geſicht und zuckte freudig auf: es war wieder klar, gut und die dunklen Augen leuchteten unter den ausgeglätteten Augenbrauen, gleich zwei Sternen und übergoſſen mich mit warmen zärtlichen Strahlen. Ich wußte nicht, von wem der Brief war. „Von der Mutter? Der Schweſter?“

„Nein, von der Braut“, ſagte Steinhart mit trauriger und gleichzeitig freudiger Stimme. „Ich habe dies nie erwartet! Heute während der Kontrolle ſagte Luczeſarow direkt, daß er nur Briefe von den nächſten und zweifelloſen Verwandten uns übergeben würde, alle übrigen aber würde er bis zu unſerer Entlaſſung zur Anſiedelung aufbewahren. Das iſt ein Geſetz, ſagte er, das man nicht über-

treten darf. Und plötzlich am Abend bringt er ſelbſt dieſen Brief . . . Offen geſagt, Iwan Nikolajewitſch, für dieſe großmütige Handlung bin ich bereit, Luczeſarow vieles, ſehr vieles zu verzeihen und mit ſehr Vielem in ſeinem Regime mich zufrieden zu geben!"

„Ja, ich habe geſehen, was für einen Eindruck auf Sie die Kontrolle gemacht hat."

„Einen ſchrecklichen! . . . Aber . . . wiſſen Sie, worum mich meine Braut bittet? Doch, ich will Ihnen unſere ganze traurige Geſchichte erzählen. Das ſind allerdings perſönliche Leiden und Freuden und Ihnen werden ſie vielleicht nicht intereſſant erſcheinen . . ."

„Was denken Sie, Dmitri Petrowitſch, iſt etwa das, was ich hier jahrelang hören mußte, intereſſanter? Ich fürchte nur, daß ich noch nicht ſolch ein Vertrauen verdient habe?"

„Nein, ich fühle, daß man ſich Ihnen vollſtändig anvertrauen kann, daß Sie alles, was von Herzen kommt, auch verſtehen werden . . . Für den aber, der wie ich ſolange ſeine Gedanken und Leiden für ſich bewahrt, — bedeutet es ſehr viel, ſolch einen Zuhörer zu finden."

„Walerian Michailowitſch aber? Sind Sie mit ihm denn nicht befreundet?"

„Sehen Sie. Ich habe Walerian ſehr gerne, aber wir ſind keine Freunde. Er iſt zu jung und, wiſſen Sie, er hat Charakterzüge, die einen zu Herzensergüſſen nicht verleiten . . . Nun, mit einem Worte, Sie werden ſpäter ſelbſt erfahren. Jedenfalls ſind ihm meine perſönlichen Angelegenheiten nur

in allgemeinen Zügen bekannt. Zunächst, wissen Sie, daß ich Jude bin?"

„Sie ein Jude? Nie hätte ich das gedacht! Und Ihr Name . . ."

„Nun, der Name thut nichts zur Sache. Eigentlich heiß ich nicht Dmitri, sondern Marduch, und nicht Petrowitsch, sondern Peisechowitsch . . . Wenn man unter einem Volke lebt, mit dem man geistig ein Ganzes ausmacht, durch nichts von seinen eigenen Söhnen abweicht, in dessen Sprache aber der Name Morduch an das Wort Schnauze erinnert, so müssen Sie doch zugeben, daß es nicht besonders angenehm ist, den eigentlichen Namen zu behalten . . . Vielleicht sind Sie aber Judenhasser oder Antisemit? Sagen Sie aufrichtig."

Ich lachte.

„Zum Glück bin ich es nicht. Ich kann das mit ruhigem Gewissen sagen. Ich bin geboren und aufgewachsen in einer weit entlegenen nordischen Gegend, wo es fast keine Juden giebt. Als ich später die Petersburger Universität bezog, hielt ich jeden schwarzen Kleinrussen, der anstatt „g" — „h" sagte, lange Zeit für einen Juden. Und nachdem hatte ich einige gute Kameraden und Freunde unter den Juden."

„Es freut mich sehr. Sie nehmen mir einen großen Stein vom Herzen. Sie werden nicht glauben, Iwan Nikolajewitsch, was für Gemeinheiten jetzt in Rußland vorkommen. Gebildete, scheinbar intelligente Menschen nehmen keinen Anstoß, laut und offen das Wort „Jud" zu gebrauchen und ihre Verachtung und ihren Haß gegen die Juden zu äußern. Umso

ſchmerzlicher iſt es für einen Menſchen, dies alles zu hören und zu ſehen, wenn er wie ich ein Jude von Geburt iſt und nur dadurch an ſeinen Heimatsſtamm gebunden iſt und alle ſeine Schwächen und Laſter genau kennt. Oh, ich kenne ſie zu gut! Aber wenn von allen Seiten auf dieſes unglückliche Volk Steine fliegen und geſpieen wird, kann man dann fragen, was ich empfinden muß und wen ich lieben ſoll? . . . Ja, gerade dieſe verfluchte Judenfrage iſt auch der Fluch meines perſönlichen Lebens geweſen! . . . Hören Sie mir zu?"

„Ich bin ganz Ohr."

„Alſo, ich werde Ihnen meine Geſchichte erzählen. Ich war noch Student des zweiten Kurſus, als ich mit meiner jetzigen Braut bekannt wurde. Ich war zweiundzwanzig, Helene zwanzig Jahre alt; wir beide waren gleich der damaligen Jugend, faſt im gleichen Grade von der „heiligen Unzufriedenheit" durchdrungen, von der Nekraſſow in ſeinem Gedichte ſpricht, — wir waren gleich begeiſtert, naiv, jung von Herzen . . . Damit iſt alles geſagt, — in welcher Weiſe und auf welchem Boden unſer Roman entſtanden iſt. Entſinnen Sie ſich der Frühlingsnächte in Petersburg, dieſer weißen, reizenden Nächte mit ihrem phantaſtiſchen Kolorit und ihrer krankhaften Trauer, die in der Luft ausgebreitet liegt. Entſinnen Sie ſich der nächtlichen Bootfahrten auf der Newa in der Geſellſchaft von ebenſolchen begeiſterten Träumern? Oder der Studentenabende im Winter mit lärmendem Tanze und kühnen verwegenen Liedern? Doch erinnere ich mich perſönlich mit mehr

Liebe an ein anderes Bild. Ich ſtelle mir das kleine Zimmer Helenens auf dem Peski, das kleine gemütliche Zimmer vor . . . Auf dem Tiſche iſt der Samowar längſt erloſchen, wir ſitzen beim Licht der Lampe bis zur Mitternacht und führen ein endloſes Geſpräch. Ueber die Liebe? Oh, nein, am wenigſten und am ſeltenſten über die Liebe! Den Gegenſtand unſerer Unterhaltung bilden immer wichtige und ernſte Fragen: wir bauen das Leben der Menſchheit um, wir entſcheiden über die Schickſale der Welt, wir wollten uns dem großen Dienſte unſeres Volkes weihen . . . Dann beſann ſich Helene endlich darauf, daß ich ſie beim Studieren ſtöre, daß es mir ſelbſt nicht ſchaden würde, auch daran zu denken; ſie trieb mich nach Hauſe. Wir begannen Abſchied zu nehmen, aber indem wir uns verabſchiedeten und die Hände ſchon hielten, kamen wir von neuem in ein ernſtes Geſpräch, oder in ein kindliches Plaudern hinein. Ich ſtand die ganze Zeit auf der Thürſchwelle, ſchon ganz angekleidet, wir konnten uns garnicht trennen, zehnmal reichten wir uns die Hände und zehnmal erneuerten wir das Geſpräch. Ja, über alles ſprachen wir damals, über alles dachten wir nach, außer einem: daß ich ein Jude bin, ſie aber — rechtgläubig iſt ... Alles ſchien in unſeren Beziehungen ſo einfach und klar: wir hatten einander lieb gewonnen und werden alſo das ganze Leben nebeneinander Hand in Hand einhergehen „ohne Brüten, ohne Kampf, ohne unheilvolle Gedanken“ . . . Der Gedanke an geſetzlichen Bund kam uns nicht aus dem einfachen Grunde, weil unſere Herzen, die im Uniſono ſchlugen, damals zu

erhaben ſich fühlten, um an das egoiſtiſche perſönliche Glück zu denken; und offen geſtanden ängſtigte uns beide auch die Sache mit meiner Taufe ... Helene erſchien ein Glaubenswechſel ohne Ueberzeugung, wenngleich aus Liebe geſchehen, eine Läſterung; ich ſcheute mich außerdem meiner alten Mutter, die mich wahnſinnig liebte, aber den altjüdiſchen Gebräuchen und Ueberlieferungen fanatiſch treu geblieben war, einen ſo grauſamen Schlag zu verſetzen. Dies alles zwang uns nicht nur, mit der Ehe zu warten, ſondern ſtellte ſie überhaupt außer Frage. Doch das Schickſal löſte die Frage in ſeiner Weiſe. Als man mich eines ſchönen Morgens verhaftete, wurde Helene nicht nur zum Beſuch, als meine ungeſetzliche Frau, nicht zugelaſſen, ſondern ſie wurde gleichfalls verhaftet und in die Heimat geſandt. Man geſtattete uns auch nicht, miteinander zu korreſpondieren ... Wenn Sie wüßten, in welche Wut ich geriet, wie ich vor Wahnſinn faſt verging, ohne im ſtande zu ſein, nur zu erfahren, ob ſie, die ich liebte, am Leben, ob ſie geſund ſei! ... Wahrlich, ich wundere mich bis heute, wie ich den Schädel an dieſem kalten mitleidsloſen Stein nicht zerſchmettert habe!

Aber, Iwan Nikolajewitſch, der Menſch iſt ein unendlich geduldiges, ſcheußlich ausdauerndes Vieh, und ich habe auch alles ertragen, bin nicht verrückt geworden, habe mir den Kopf nicht zertrümmert, bin am Leben und geſund geblieben. Unterdeſſen aber ſind zwei volle Jahre in hoffnungsloſer Trennung verfloſſen! Endlich verurteilte man mich zur Zwangsarbeit und führte mich in das Unterſuchungsgefäng-

nis, da ich nach Sibirien transportiert werden sollte. Was für ein Lärm, was für eine Bewegung umgab mich plötzlich, trotzdem daß es auch ein Gefängnis, ein für Einzelhaft bestimmtes war. Auf dem Korridor hörte man oft Schritte, Stimmen, lebendige Stimmen lebendiger Menschen: von allen Seiten hörte ich die Gefangenen durch die Wände sich zuklopfen. Nun, Sie kennen das ja selbst, es ist überflüssig, Ihnen davon zu erzählen. Aber offen gestanden, mich reizte lange Zeit dieser Lärm des Lebens, und ich erinnerte mich mit aufrichtigem Mitleid meines früheren stillen Grabes. Mit der Ueberführung in das Untersuchungsgefängnis war mir gewiß gestattet, sofort Helenen zu schreiben — und ich wußte das, — aber ich dachte nicht daran. Ich hatte längst aus irgend einem Grunde geschlossen, daß sie mich nicht mehr liebt und sicher schon verheiratet ist. Anfangs, als mir solche Gedanken kamen, erfaßte mich eine wahnsinnige Wut, ich war eifersüchtig, ich weinte, drohte; aber mit der Zeit gab ich mich mit dem „notwendigen Gesetz der weiblichen Natur", wie ich dies mit Bitterkeit nannte, zufrieden. Ein Mann, dachte ich, das ist eine andere Sache. Wenn ich zwanzig Jahre auf die geliebte Braut warten müßte, ich würde genügend Liebe und Kraft gefunden haben, ich hätte gewartet!

Und auf einmal öffnet sich die Thüre meiner Zelle, und der Aufseher überreicht mir ein Telegramm. Ich öffne es und traue meinen Augen nicht, ich lese: „Depeschiere Tomsk, dem Gefängnisdirektor, ob du bald transportiert wirst. Ich werde warten. Lieber,

denke dein. Ewig deine Helene.“ Das Telegramm war aus Tjumen.

Vor Freude verlor ich faſt die Beſinnung. Die eiſige Schicht, die mein Herz umlagerte, barſt und der unter ihr ſchlummernde Tote erwachte. Frühling, Frühling! Auferſtehung!

In dem erſten Augenblick war ich nicht ſo betrübt, daß Helene auch nach Sibirien transportiert wird, daß ſie auch die Freiheit verloren hat, als vielmehr entzückt durch die Nachricht, daß ſie wie früher die meine iſt, daß ich nicht vergeſſen bin und geliebt werde, daß von neuem die Hoffnung auf ein Wiederſehen, das geſtern noch nur im Jenſeits als möglich erſchien, vorhanden iſt. Unzählige Mal las ich das Telegramm, vergaß, daß die Handſchrift eine fremde war, küßte die teuren Worte und preßte ſie an meine Bruſt. An demſelben Tage ſandte ich die Antwort, worin ich leider die Zeit meiner Abfahrt nicht genau angeben konnte. Erſt am anderen Morgen trat an die Stelle meiner wilden egoiſtiſchen Freude ein tiefer Kummer über das zerſchellte Leben Helenens, zerſchellt um meinetwillen, der ich nie ihrer reinen heiligen Liebe wert war. Die Arme, Geduldige! Und ich habe von dir ſo ſchlecht, ſo unehrenhaft gedacht! . . . Und qualvolle Angſt begann mich zu martern: wenn mein Telegramm zu ſpät ankommt und Helene in Tomsk nicht mehr antrifft? Das Wiederſehen war ſo nah, ſo im Bereich der Möglichkeit, — und da drängt ſich irgend ein böſer Geiſt dazwiſchen und es wird von neuem ein leerer krankhafter Traum!

Meine Abreiſe vollzog ſich erſt zwei Wochen

ſpäter, Ende Juli, und erſt Mitte Auguſt landete unſere Barke endlich im geheimnisvollen Tomsk. Ich bin nicht im ſtande, Ihnen zu ſchildern, wie ich in dem denkwürdigen Moment aufgeregt war. Es genügt, wenn ich ſage, daß es für mich die unruhigen Gedanken, die meine Kameraden quälten, nicht gab: wie ſie von den neuen Vorgeſetzten empfangen würden, wie die Kontrolle ausfallen wird und dergleichen mehr. Für mich gab es nur eine Frage: ob Helene hier iſt? Iſt ſie geſund? Wie werden wir uns nach zweijähriger Trennung wiederſehen? Wie Donnerſchlag traf mich die Nachricht, daß von der früheren Partien niemand mehr im Gefängnis ſei, daß mich niemand erwarte! Ich eilte zum Direktor und erkundigte mich. Der düſtere unfreundliche Alte antwortete mit deutlicher Unluſt, daß mein Telegramm rechtzeitig eingetroffen ſei; aber daß die Frage einer Zurücklaſſung Helenens im Gefängnis nicht aufgeworfen ſei.

„War ſie geſund?“

„Vollſtändig, ſogar luſtig!“

Luſtig! Die Frage von der Zurücklaſſung hat ſie nicht aufgeworfen! Das Telegramm aber hat ſie rechtzeitig erhalten ... Dieſe drei Gedanken bohrten ſich wie glühendes Eiſen in mein Gehirn hinein. Niedergeſchlagen, zerknirſcht, beſchämt ging ich vom Direktor fort und mir ſchien es, als ob er mir ſpöttiſch und teilnahmsvoll nachblickte ... Scham und Entrüſtung erfaßten meine Seele: alſo ich bin vergeſſen! Und ſo bald! ...

Das Gerücht aber vom fröhlichen weiblichen Sträf-

ling empfing mich faſt auf jedem Punkt, wohin ich kam: es ſprachen die Sträflinge, die Kutſcher und ſogar die Convoiſoldaten über ſie . . .

„Na, iſt das ein kuragiertes Fräulein! Ein Prachtmädel!“ riefen mit warmer Teilnahme alte erfahrene Brodiagen: „für jeden hat ſie ein gutes Wort, mit jedem iſt ſie freundlich, mit jedem ſcherzt ſie.“

Ich ſelbſt ſchien während dieſer Zeit den Charakter Helenens, der mich früher, als ich frei war, ſchon erſtaunte, vergeſſen zu haben: in den Augenblicken des tiefen Herzleides verſtand ſie in Gegenwart von Fremden fröhlich, ſorglos, geſprächig zu ſein und ihr ſilberhelles Lachen klang ſo laut und oft, daß es keinem in den Sinn kam, daß ſie unglücklich ſei. Ich hatte dies alles vergeſſen und wiederholte nur eins: „ſie kann fröhlich ſein, ſcherzen, lachen, wo . . .“

In ſolch einer traurigen Stimmung verließ ich Tomsk. Von dieſem Punkt an beginnt bereits, wie Sie ſich entſinnen werden, der Etappenweg, die Fußtour der Verbannten. Wir hatten uns nur wenige Schritte von der erſten Station entfernt, als aus dem Häuflein der Kameraden, die vor mir gingen und ſich friedlich mit dem eskortierenden Offizier unterhielten, der Familienname Helenens zu mir herüberflog. Ich fuhr zuſammen und lauſchte dem Geſpräch, dem ich früher nicht zuhörte.

„Ich ſage Ihnen, meine Herren, mit dieſem Volke muß man vorſichtig ſein. Kaum iſt man nicht auf ſeiner Hut, ſofort heißt es „Kopf herunter“ und die Meſſer kommen in Gebrauch. Sehen Sie mal, wie ein unſchuldiges, prächtiges Mädchen gelitten hat!“

so redete der dicke kleine Offizier mit einem gutmütigen offenen Gesicht und schon ergrautem Bärtchen. Ich stürzte sofort zu ihm hin.

„Was ist mit ihr geschehen, Kapitän, um Gotteswillen, was denn? . . ."

Ich sah, wie meine Kameraden bemüht waren, dem Offizier mit den Augen zuzuzwinkern, wie sie sich laut schneuzten, husteten, aber er bemerkte dies alles nicht und erklärte sich mit großer Liebenswürdigkeit bereit, mir seine Erzählung zu wiederholen.

„Haben Sie denn von der Geschichte, die sich auf der Haldejewschen Etappe abgespielt hat, nicht gehört? Das ist die zweite Etappe von hier."

„Nichts habe ich gehört."

„Die Tscherkessen wurden in der Partie aufständisch und gingen gegen die Russen mit Messern los. Einer aber schlug so stark Helene N. mit den Handfesseln, daß, wie man sagt, der halbe Kopf zerschmettert ist."

Alles drehte sich vor meinen Augen und ich fiel besinnungslos auf die Erde. Als ich zur Besinnung kam, begannen mich meine Kameraden und der gutmütige Kapitän selbst, der bereits wußte, daß er mir von meiner Braut erzählt habe, zu beruhigen und zu trösten.

„Ja, Sie haben doch das Ende nicht gehört", erklärte mir befangen der kleine Kapitän: „ich habe doch nicht gesagt, daß sie gestorben sei . . . Ja und was den halben Kopf anbetrifft, so habe ich das, sozusagen, mehr zur Bildlichkeit gesagt . . . Nun, was hat der halbe Kopf zu sagen! Die Haut hat

er ein wenig geritzt ... Ich versichere Ihnen, daß sie am Leben und gesund ist."

Selbstverständlich war es nicht so leicht, mich zu beruhigen, umsomehr, als die Kobylka, die auch das Gerücht von dem Aufstand der Tscherkessen vernommen hatte, die Geschichte ganz anders wiedergab: es hieß, die Tscherkessen seien nachts in die Frauenabteilung eingedrungen und die Frauen wurden nur durch die herangeeilte Eskorte, die einige Tscherkessen tötete, gerettet; im Kampfe sei auch eine Frau verwundet ... Begreiflich, daß solch eine Ueberlieferung mich nur noch mehr aufregte und ängstigte. Im Traume und im wachen Zustande träumte ich von Helene, wie sie bleich und blutüberströmt daliegt und die Minuten schienen lange unendliche Stunden zu sein.

Nachdem ich nach zweimal vierundzwanzig Stunden auf der Haldejewschen Etappe anlangte, konnte ich mich selbst von der Uebertriebenheit meiner Sorgen und Angst überzeugen. Der gutmütige Kapitän, der mich erschreckt hatte, holte unverzüglich den Vorgesetzten des Haldejewschen Kommandos herbei, und der versicherte mir persönlich, daß meine Braut am Leben und vollständig gesund sei. Die Sache hatte sich folgendermaßen ereignet. Einer von den Tscherkessen hatte sich mit einem russischen Sträfling gestritten und ihm so stark das Messer in den Bauch gestoßen, daß er nach einigen Tagen starb. Der Tscherkesse war gleichfalls verwundet. Helene war mit einer Freundin gegangen, um die Verwundeten zu verbinden, und da erhob der wütende Tscherkesse (anscheinend war

er irrſinnig), beide Hände, die in Feſſeln geſchmiedet waren, und wollte eins von den jungen Mädchen auf den Kopf ſchlagen, aber nicht Helene. Die letztere ſprang hinzu und fing den Schlag mit der Hand auf. Der Schlag traf ein wenig tiefer als der Ellbogen. Obgleich Blut reichlich gefloſſen war, erwies ſich die Wunde als ungefährlich und heilte bald. Dieſe Erzählung beſtätigten auch die Soldaten des Haldejewſchen Kommandos und der alte Zellenwächter; an ihrer Wahrheit war unmöglich zu zweifeln.

„Und was für ein fröhliches Fräulein es war", fügten jedesmal alle Erzähler hinzu: „ſie lachte noch nachher. Man ſagte ihr: ‚Gehen Sie nicht in die Nähe dieſes wilden Tieres.' Sie aber meinte: ‚Hat nichts zu ſagen, man hat den armen Menſchen wahrſcheinlich ſehr gereizt. An ſeiner Stelle hätte ich den erſten beſten geſchlagen.' Und was denken Sie? Sie ging darauf abſichtlich zu der Thüre der Zelle, wo man den Tſcherkeſſen eingeſperrt hatte, und fragte ihn: ‚Warum haſt du mich geſchlagen? Ich wollte dir doch die Wunde verbinden.' Nun, er war und blieb ein wildes Tier: ſchaut hinter der Stirne hervor, als ob er ſie auffreßen wollte... ‚Arme Menſchen.' Man müßte ſie alle am erſten beſten Baum aufhängen — ein kurzer Prozeß!" Der alte Kapitän aber rieb ſich vergnügt die Hände und ſagte fortwährend zu mir:

„Nun, ſehen Sie ... Einen halben Kopf ... Ach, Väterchen, was einem die verliebte Phantaſie nicht alles vormalt! He—he—he ... entſchuldigen Sie meine Aufrichtigkeit."

Er hatte anſcheinend vergeſſen, daß dies nicht meine, ſondern ſeine eigene Phantaſie ausgemalt hatte. Erſt in Atſchinsk erhielt ich zum erſtenmal eine Nachricht von Helene ſelbſt, ein Telegramm aus Krasnojarsk: „Bin geſund, erwarte dich.“ Das waren die erſten Tage voll ſeliger Trunkenheit. Die letzten Stationen ſetzte ich mich faſt nie auf den Wagen, ungeachtet der ſchweren Feſſeln und Ungewohnheit zu gehen, und ging, ohne Ermüdung zu empfinden, zwanzig Werſt zu Fuß; wenn ich auch zuweilen mich hinſetzte um auszuruhen, ſprang ich doch ſofort wieder auf: mir ſchien es fortwährend, daß die Wagen ſich zu langſam bewegten, und ich eilte dorthin, wo an der Spitze der Partie die beſten Fußgänger von den Verbannten gingen.

In Krasnojarsk kamen wir an einem lichten ſonnigen Tag an. Wie im Nebel entſinne ich mich des Abſchiedes von den Kameraden der vorherigen Partie, die an den Gefängnisthoren ſtanden und zu dieſer ſpäten Stunde den weiteren Weg anzutreten ſich anſchickten. Faſt jeder drückte mir lächelnd die Hand und gratulierte, daß ich in Kurzem Helene endlich ſehen würde. Ich aber zitterte wie im Fieber und beantwortete nur mechaniſch alle an mich gerichteten Fragen. Ich kann mich nicht erinnern, wie ich in den Gefängnishof gelangte, wobei die ganze Partie noch vor den Thoren war; ich lief die Gefängnistreppe, die mir jemand zeigte, hinauf, ſtolperte über meine klirrenden Feſſeln und ſtieß hierſelbſt in der Thüre mit einem bleichen, mageren, jungen Mädchen zuſammen, das mich in ſeinen Armen auffing . . .

Als ich zur Besinnung kam, saßen wir schon in einer kleinen Zelle, in der Helene lebte, und unterhielten uns. Uebrigens lohnt es sich zu erwähnen, daß diese erste Unterhaltung nach einer Trennung von mehr als zwei Jahren eher einem Phantasieren von Kranken oder einem befangenen Stammeln von Kindern glich, als einem Gespräche zweier Erwachsenen. Ich genierte mich lange, meine Sträflingsmütze abzunehmen und Helene den rasierten Kopf zu zeigen, aber sie entblößte ihn selbst und berührte ihn zärtlich mit der Hand . . . Dann ließ sie sich plötzlich auf die Kniee nieder und legte ihre Lippen an die eisernen Ringe meiner Ketten, entsinnen Sie sich, wie bei Nekrassow in „den russischen Frauen" . . . Ich war so bestürzt und so beschämt durch diese naive Aeußerung von Liebe und Anhänglichkeit, daß ich lange Zeit sie nicht von der Diele aufhob und schwieg.

Ich glaube, Dante hat gesagt, daß es am schwersten sei, in den Augenblicken des Kummers sich der Tage der Glückseligkeit zu erinnern? Mir fällt es jetzt auch qualvoll schwer, dies zu thun . . . Ich werde mich daher kurz fassen. Wir dachten die ganze Zeit, ich brauchte mich nur taufen zu lassen, dann wird man uns gestatten, uns zu heiraten, und wir werden uns nicht mehr trennen. Wie bestürzt waren wir, als wir erfuhren, daß den Zwangsarbeitern nur nach Ablauf einer Probezeit gestattet sei zu heiraten, und daß diese Frist für mich — sieben Jahre betrage! . . . Irkutsk war die Endstation, bis zu der wir in einer Partie zusammengehen konnten und unsere neue Trennung, eine Trennung auf volle sieben Jahre, stand

uns nach zwei Monaten bevor ... Das waren glückliche und gleichzeitig schreckliche Monate, schrecklich dadurch, daß wir mit jedem Tag deutlicher das Ende unseres Glückes herannahen fühlten. In Irkutsk wurden wir, der Sitte entsprechend, in verschiedenen Abteilungen eingesperrt, ich in der männlichen, Helene in der weiblichen, die irgendwo auf einem anderen Hofe sich befand. Besuche wurden nur inoffiziell während der Spaziergänge im Gefängnisgärtchen gestattet. Alles sprach von einer baldigen Trennung, alles brachte uns auf düstere Gedanken und Vorahnungen. Und die Trennung kam vollständig unerwartet. Eines Abends, Mitte Dezember, fuhr vor den Gefängnisthoren eine Troika vor und man brachte mich in die Gefängnisschmiede, um mir Fesseln anzulegen (vordem hatte der Arzt angeordnet, mich von den Fesseln zu befreien). Es kostete mich sehr viel, den Direktor zu bewegen, Helene auch dorthin zu bringen, daß wir Abschied nehmen könnten, und als ich auf der Diele der Schmiede saß, der Schmied sich mit mir abgab und die Fesseln vernietete, hörte ich bekannte, eilige und nervöse Schritte... Ja! wir schienen an diesem Abend unsere gewöhnlichen Rollen getauscht zu haben: vorher war ich die ganze Zeit niedergeschlagen und düster, Helene dagegen rüstig und fröhlich dem Anscheine nach; ihr ewiges silberhelles Lachen und die scheinbare Sorglosigkeit über unsere Zukunft reizten sogar zuweilen meine Nerven... Jetzt aber war es anders: da das Unglück so unerwartet eingetreten und durch nichts zu ändern war, fühlte ich mich stark, mutig, ich sprach

Worte des Troſtes und der Hoffnung, in den verdunkelten, benebelten Augen Helenens aber, die bleich und ſprachlos war, zitterten fortwährend große helle Thränen... Bis dahin hatte ich ſie nie im Leben weinend geſehen... Aus der Schmiede begleitete ſie mich bis hinter die Gefängnisthore, der Direktor unterließ es aus irgend einem Grunde, dagegen zu proteſtieren. Es war ein feierlich ſtiller Dezemberabend; am dunklen Himmel leuchteten unabſehbar viele Sterne... Als ich mich endlich in den Schlitten neben die zwei ſchnurrbärtigen Begleiter ſetzte, zog faſt mit einem Ruck die fröſtelnde Troika an und raſte in einem wahnſinnigen Galopp in die Schneeebene hinaus. Ich wandte mich um und rief lange irgend etwas Helene zu, entſinne mich aber nicht, was es war; mir ſchien die ganze Zeit, daß wir uns noch irgend etwas zu ſagen hätten, daß etwas nicht aufgeklärt ſei, das überaus wichtig iſt... Wahrſcheinlich rief ich ihr allerlei Nebenſächliches zu. Ich glaubte, noch lange in dem Zwielicht der Sternennacht neben der weißen Gefängnismauer neben der Laterne die bekannte traurig geſenkte Geſtalt unterſcheiden zu können."

Steinhart ſchwieg, und ich fühlte, daß ſeine Kehle ſich krampfhaft zuſammenſchnürte, daß er es womöglich nicht aushalten und in ſchluchzendes Weinen ausbrechen werde. Ich fand keine tröſtenden Worte. Ich fragte:

„Wußten Sie, als Sie ſich trennten, daß man Ihnen nicht geſtatten würde, in offiziellem Briefwechſel zu ſtehen?"

„Ja, gewiß, wußten wir es, obgleich Helene versprach, wenn eine Gelegenheit sich bieten sollte (wie Sie sehen, hat sich auch eine gefunden), zu schreiben. Uebrigens haben wir verabredet, durch Vermittelung einer Tante von mir, einer gebildeten Frau, die unsere Beziehungen längst kennt, mit einander zu korrespondieren. Sie lebt in Minsk. Denken Sie nur, Iwan Nikolajewitsch, wie lange es dauert, bis ich eine Nachricht von Helene und sie von mir erhält. Nicht weniger als fünf Monate braucht ein Brief zu dieser Reise um die Welt. Aber was soll man thun? Ich bin jedenfalls Luczesarow für die Ueberreichung dieses Briefes sehr dankbar; wahrscheinlich hat der Brief ihn auch gerührt... Wenn Sie aber wüßten, was für eine Bedeutung für mich dieser Brief hat! Er hat mich einfach aufgerüttelt, läßt meine Absichten, mit denen ich heute von der Kontrolle in die Zelle zurückkehrte, sich ändern... Da fühlte ich deutlich, daß ich dieses Regime nicht ertragen kann, daß ich nicht wie ein Schaf allen diesen Regeln mich unterwerfen kann; jetzt aber... sehen Sie, wie die Sache liegt, Iwan Nikolajewitsch. Helene verlangt im Namen unserer Liebe, hier alles, was nur meine Menschenwürde nicht anrührt, zu ertragen, — und ich meine, daß ich verpflichtet bin, diesen Wunsch zu erfüllen."

„Also daher kommt es, daß Luczesarow Ihnen diesen Brief übergeben hat!" scherzte ich unvorsichtig.

Steinhart wurde nachdenklich.

„Vielleicht haben Sie recht... Nun, einerlei! Ich werde alles ertragen, was nur nicht die Grund-

lagen meiner Seele, meiner Menſchenwürde anrührt. Sie haben es doch ertragen? Die ertragen es auch."

„Nun, von denen haben wir noch Zeit zu reden, jetzt iſt keine Zeit... und kein Platz dazu", fügte ich franzöſiſch hinzu. „Lunjkow ſcheint nicht zu ſchlafen."

Wir plauderten noch eine Zeit. Steinhart drückte laut ſein Erſtaunen aus darüber, daß er ſo offen mir gegenüber geweſen ſei und mich in ſein intimes Leben eingeweiht habe.

„Bedauern Sie es etwa?"

„O, nein! Was Sie über mich auch dächten, ich bedauere es nicht."

„Halten Sie mich nicht für einen ſchlechten Menſchen, Dmitri Petrowitſch! Glauben Sie mir, daß ich gerade ſeit dem heutigen Abend Sie liebgewonnen habe." Dmitri drückte heftig meine Hand.

„Ich fühlte das!" ſagte er herzlich. „Ein Toter lacht nicht über einen anderen Toten... Wiſſen Sie, Iwan Nikolajewitſch, mir ſcheint es die ganze Zeit, als ob dies ſogenannte „Jenſeits" auch exiſtiere — die Welt, in der wir jetzt leben. Und ich habe Ihnen heute von meinem Leben auf Erden, von einem entfernten und nie zurückkehrenden Leben erzählt!"

Wir ſchwiegen und beſchloſſen, den Verſuch zu machen, einzuſchlafen. Aber der Schlaf kam noch lange nicht. Die ſoeben gehörte Erzählung hatte in meiner Seele ſo viel längſt Eingeſchlummertes, Vergeſſenes wach gerufen... Eine tiefe verzehrende

Schwermut kam über mich . . . Steinhart wälzte ſich noch lange auf ſeinem harten Lager hin und her.

Ein neues Leben.

Der Pfiff des Aufſehers unterbrach meinen Traum gerade, als er am intereſſanteſten wurde. Ich träumte, daß ich noch Schüler ſei, ein Knabe von vierzehn Jahren, daß ich in der lärmenden Klaſſe allein und bei den Kameraden unbeliebt daſitze. Alle ſahen mich ſpöttiſch und geringſchätzig an, obgleich ich den Grund zu dieſem Verhalten nicht kannte. Das ungerechte Verhalten der Kameraden zu mir kränkte mich tief, aber es würde mich nicht rühren, ich würde alles ertragen, wenn auf ihrer Seite nicht der ſtehen würde, den ich mit ganzer Glut der erſten Jugend vergöttere, den ich als ein Muſter, als ein Ideal an Verſtand, Mut und Begabung anſehe. Aber wer iſt eigentlich dieſer vergötterte Kamerad? Darüber kann ich mir keine Rechenſchaft geben: ſein Geſicht weiſt längſt von mir vergeſſene Züge, die Züge eines thatſächlichen früheren Schulkameraden und zugleich vollſtändig neue überraſchend bekannte Züge auf. Da ſieht man das Profil des ſtrengen, bleichen Geſichtes mit düſter verzogenen ſchwarzen Augenbrauen... O, warum will er mich nicht anblicken, warum wendet er ſich ab? Beurteilt er mich auch wie die anderen falſch, weiß

er denn nicht, daß ich allein seine Seele erraten habe, daß ich allein ihn aufrichtig und heiß lieben kann? Unter meinem starren verliebten Blicke wendet sich der Jüngling plötzlich zu mir herum... Ich mache mich darauf gefaßt, bösen, dunklen Augen zu begegnen, Zorn auf diesem strengen Antlitz zu lesen, und statt dessen — o, mein Gott! erblicke ich ein mit Thränen überströmtes Gesicht... Gute, liebe Augen schauen mich mit rührendem Flehen an, zitternde Hände strecken sich nach mir...

„Dmitri!" rufe ich aus, werfe mich in seine Arme und erinnere mich plötzlich seines Namens.

Aber er weicht mir aus, er legt den Finger an den Mund und fleht mich an, zu schweigen... Uns beiden droht ein schreckliches Unglück, ein einziger Laut kann uns beide verderben... Und ich entsinne mich mit einemmal, daß wir im Gefängnis, beide unglücklich, von allen verlassen sind... Ringsum ist Nachtdunkel, und eine hohe Mauer aus Stein, hinter der Helene lebt und von wo wir sie entführen müssen, um zusammen zu entfliehen... Wir schleichen auf den Zehen, halten uns an den Händen und zucken jeden Augenblick zusammen... Und plötzlich ertönt hinter uns ein wütendes Gelächter, Klirren der Schlüssel, Gewehrrasseln — alles ist verloren! Wir sind entdeckt, erkannt und können uns nirgends verbergen! Ich erkenne die ärgerlichen Stimmen von Luczesarow, der Aufseher, des Juchorew...

„Schleppt sie in den Karzer! Gebt Handfesseln her!"

Ich wache erschreckt auf.

„Steht auf zur Kontrolle, ſteht auf!“ Mit Pfeifen geht der Aufſeher den Korridor entlang... Ich greife nach meinem Kopf und verſuche mich zu beſinnen — entweder auf irgend etwas Gutes, oder irgend etwas Schlechtes.

„Ja, ich bin doch nicht mehr allein unter dieſem Greuel! Ich habe doch Kameraden...

O, wie ich glücklich bin! Was für eine ſtärkende Kraft ſich plötzlich in meine Adern ergießt! Fort mit den Zweifeln und der Verzweiflung! Ich habe jetzt ein Ziel im Leben, und dieſes Ziel iſt, die Leiden der mir teuren Menſchen, die eben die ſchwere Zwangsarbeit antreten, zu erleichtern, die Leiden der ſchwachen, harten Verſuchungen gegenüber noch ungeſtählten Menſchen...“

„Dimitry Petrowitſch!“ rufe ich Steinhart, „ſind Sie ſchon wach?“

Steinhart ſitzt auf ſeinem Lager und kleidet ſich nervös, haſtig an. Aber er beeilt ſich nicht, mir zu antworten und wendet ſich etwas ärgerlich oder beſchämt zur Seite.

„Warum eilen Sie ſo?“

„Ja, wie denn... es iſt doch gleich Kontrolle.“

„Morgens wird die Kontrolle im Korridor vorgenommen. Dieſe Erleichterung iſt längſt durchgeſetzt. Nach dem Pfiff werden die Thüren der Zellen erſt nach zwanzig Minuten geöffnet. Da haben wir noch Zeit, die Kittel anzuziehen, außerdem aber kann man, da heute kein Arbeitstag iſt, noch anderthalb Stunden ſchlummern. Nun, wie haben Sie die Nacht verbracht? Was haben Sie geträumt?“

„Ich habe ſchlecht geſchlafen und allen möglichen Unſinn im Traume geſehen: Luczeſarow iſt der Lehrer der lateiniſchen Sprache an unſerem Gymnaſium geweſen und hat mir eine Eins gegeben.“

„Ja, er wird Ihnen oft im Traume erſcheinen.“

Nach der Kontrolle ſchliefen wir jedoch nicht mehr, wälzten uns ein wenig auf unſerem Lager und gingen in die Zelle Baſchurows, um zu erfahren, wie er lebt und ob er geſund ſei. Wir ſtießen im Korridor auf ihn — er war unterwegs, uns zu beſuchen. Wir gingen im Korridor auf und ab und tauſchten unſere nächtlichen Eindrücke aus. Baſchurow klagte über die ſchrecklich ſchlechte Luft in ſeiner Zelle, über die Prozedur der Kontrollen, über die allgemeine Härte des Gefängnisreglements, dagegen war er ganz entzückt von den Sträflingen und von dem Beſtand ſeiner Zelle.

„Ich ſtellte ſie mir viel ſchlechter vor, ich urteilte nach den Reiſeeindrücken“, ſagte er; „aber dort, unterwegs, ſind die Lebensverhältniſſe ſo anormal, daß man eigentlich keine großen Anſprüche an die Menſchen ſtellen kann. Alle ſind dort einander fremd, heute geht man zuſammen, morgen ſchlägt man verſchiedene Richtungen ein; es iſt ſogar ſchwer, den eigentlichen Charakter der Menſchen kennen zu lernen. Hier aber iſt die Sache anders. Die Menſchen leben jahrelang zuſammen und befreunden ſich unwillkürlich mit einander.“

„Nun, eine beſondere Freundſchaft werden Sie hier, wahrſcheinlich, nicht ſchließen können“, bemerkte

ich in einem kaltem Tone. „Aber wer gefällt Ihnen denn am meiſten von Ihren Zellengenoſſen?“

„Vorerſt, als das humoriſtiſche Element, Karpuſchka Lipatow.“

„Ich rate Ihnen nicht beſonders, ſein Geſchwätz zu beachten, ſonſt ſitzt er Ihnen ſpäter auf dem Halſe, und Sie werden ihn nicht wieder los.“

„Ach, was Sie für ein ... ſtrenger Menſch ſind, Iwan Nikolajewitſch! Ich habe ſchon geſtern gemerkt, daß Sie ſtreng zu ihm ſind... Er iſt ſehr nett, dieſer Karpuſchka... Stell' dir vor, Dmitri, weshalb er geſtern mit der ganzen Zelle in Streit geriet. Ich bat, das Fenſterchen zu öffnen, und der Staroſt öffnete es, er aber ſtellte ſich mitten in die Zelle und proteſtiert dagegen: ‚Ihr ſeid alle Bauernvolk, ſeid in Pferdeſtällen erzogen. Deshalb habt ihr auch reine Luft nötig, in mir aber fließt adliges Blut, ich brauche keine reine Luft.‘ Und dabei ſpricht er einige Wörter ſo weich aus. Was hat man über ihn gelacht! Schließlich bittet er mich um Zucker und Tabak, da aber erhebt ſich Juchorew (das iſt aber ein gewalthaberiſcher Charakter, dieſer Juchorew!) von der Pritſche und ſchreit ihn an... Und mein Karpuſchka verkriecht ſich in ſeinen Winkel, ſofort in ſeinen Winkel! Ueberhaupt hat die ganze Zelle auf mich einen guten Eindruck gemacht, vorerſt durch ihr Verhalten, durch ernſte Verſtändigkeit. Man vergißt ganz, daß man es mit Zwangsarbeitern, nicht aber mit dem gewöhnlichen ruſſiſchen Volke zu thun hat. Und was für ein Drang zum Lernen, zum Wiſſen! Stellen Sie ſich vor, geſtern

sammelte sich schon eine ganze Schule, fast die halbe Zelle meldete sich als Schüler! Mich interessiert es, zu wissen, welche Meinung Sie von diesen Menschen haben, Iwan Nikolajewitsch. Mir scheint die Theorie Lombrosos empörend zu sein, im Grunde genommen eine herzlose Theorie! In der Wirklichkeit sind die meisten, wenigstens unsere, Verbrecher genau ebensolche Menschen, wie alle Russen und nur irgend eine zufällige Verkettung von Umständen stößt sie auf den Verbrecherweg."

„Verallgemeinern Sie nicht zu rasch, Walerian Michailowitsch. Ich lebe hier schon zweiundeinhalbes Jahr, aber, bei Gott, ich weiß bis jetzt nichts bestimmtes in dieser Hinsicht zu sagen. Sicher wird die Wissenschaft einmal diese Frage lösen, vorläufig aber kann man nur Thatsachen für künftige genauere Schlußfolgerungen sammeln."

„Nun, wir führen selbstverständlich keine wissenschaftliche Diskussion, aber trotzdem sind die ersten Eindrücke sehr wichtig. Nehmen wir, z. B., Juchorew. Jetzt wird er als Zwangsarbeiter, als früherer Räuber betrachtet, vertiefen wir uns aber in die Sache, müssen wir da nicht sagen: könnte er nicht unter anderen Verhältnissen, in einem anderen Lande, der Führer irgend einer Garibaldischen Bande sein, die für ein höheres Prinzip kämpft. Er hat auch eher das Aeußere eines Freiheitskämpfers, als eines gemeinen Verbrechers!"

„Sein Aeußeres ist wohl sehr würdig, aber es ist trotzdem schwer zu sagen, was sein würde, wenn... Vor der Hand ist er ein Räuber und nichts weiter."

„Nicht ganz. Wissen Sie denn nicht, wofür er von den Goldwäschereien im Olekminskschen in die Zwangsarbeit gekommen ist? Er war dort Branntweinschmuggler. Gewiß ist das keine erhabene Beschäftigung, aber dennoch ist sie nicht so abscheulich. Die Kosaken wollten ihm und seinen Kameraden das Gold abnehmen, er aber leistete kühnen Widerstand, wobei er übrigens niemand tötete."

„So. Wofür kam er aber aus Rußland nach dem Jakutskschen Gebiet?"

„Ihn hatte doch die Gemeinde nach Sibirien verbannt, und wenn man seiner eigenen Erzählung glauben soll, — er scheint kein Lügenmaul zu sein, — bestand diese Gemeinde aus ziemlich gemeinen Kerlen. Er verteidigte doch die Interessen der Armen. Jedenfalls ist dieser Mensch unstreitig bemerkenswert. Stell' dir vor, Dmitri, im Grunde genommen ein Analphabet, hat er eine große Verteidigungsrede, die ihm ein Verbannter im Jakutskschen aufgesetzt hat, auswendig gelernt. Juchorew sollte sie vor dem Gerichte hersagen, aber man gestattete es ihm nicht. Die Rede ist thatsächlich nicht schlecht und sehr kühn. Und wie energisch, wie ausdrucksvoll sie dieser Räuber, wie ihn Iwan Nikolajewitsch nennt, hersagt."

Ich entsann mich, daß Juchorew mir auch einige Male diese Rede vortragen wollte, aber es fand sich keine passende Gelegenheit.

„Walerian!"... ertönte plötzlich von dem anderen Ende des Korridors die laute Stimme des Juchorew; „kommen Sie Thee trinken, alles ist fertig!"

„Sofort, ſofort", antwortete der ein wenig beſchämte Baſchurow und eilte in ſeine Zelle.

Steinhart merkte, daß ich mein Geſicht verzog.

„Sie mögen anſcheinend dieſen Juchorew nicht leiden?" fragte er mich.

„Keineswegs. Er iſt unſtreitig ein hervorragender Menſch unter den Zwangsarbeitern in Schelaj, und obgleich ich ihn perſönlich faſt nicht kenne, ergötze ich mich oft bloß an ſeinem energiſchen Aeußeren! Ich würde Ihnen nur raten, Dmitri Petrowitſch, da Sie Walerian Michailowitſch näher ſtehen, ein wenig ſeine Begeiſterung zu dämpfen und jedenfalls ihm zu empfehlen, keine große Intimität mit Juchorew und mit einem von den anderen Sträflingen zuzulaſſen."

„Ja, wiſſen Sie, das wird ſchwer gehen. Walerian hat überhaupt dieſe Schwäche: bald ohne Urſache mit den Menſchen zu freundſchaftliche, faſt intime Beziehungen anzuknüpfen, bald plötzlich ohne ſichtbaren Grund ſie von ſich zu ſtoßen. Gewiß geſchieht das bei ihm nicht in irgend einer ſchlechten Abſicht, ſondern ſo — mehr aus jugendlichem Leichtſinn... Und außerdem iſt er ſehr ſelbſtbewußt und von ſich eingenommen. Er hat Ihnen ſchon heute einen kleinen Verweis wegen Ihres angeblich harten Verhaltens den Menſchen gegenüber erteilt und meint offenbar aufrichtig, daß er ſelbſt nicht derartig ſei, daß er alle dieſe Menſchen ohne Ausnahme brüderlich zu lieben und ihnen alle ihre Fehler zu verzeihen imſtande ſei. Daran aber denkt er nicht, daß Sie vor uns hier bereits mehrere Jahre gelebt haben, und daß Sie das ganze Gefängnis

liebt und achtet; wir aber fangen unsere Laufbahn erst an, und wer weiß, was wir thun, wie wir mit diesen Leuten uns vertragen werden? Zum Glück für Walerian ist seine achtjährige Strafzeit nicht lang: mit allen Abzügen und der unterwegs verbrachten Zeit muß er in der Zwangsarbeit..."

„Drei Jahre sieben Monate verbleiben", sagte ich; „das ist auch keine kurze Zeit. Und die muß man verstehen, hinzubringen."

Darauf gingen wir gleichfalls in unsere Zelle, um Thee zu trinken. Es war Sonntag, und die Sträflinge beschäftigten sich den ganzen Tag bald mit Schlafen, bald machten sie sich daran, von neuem Thee zu trinken. Hie und da spielte man Karten, hie und da führte man träge Gespräche über längst erschöpfte Themen. Die Themen unserer Unterhaltung waren unerschöpflich. Wir sprachen uns kaum über einen Gegenstand aus, als wir auf ein anderes, auf ein drittes und so weiter bis zur Endlosigkeit kamen. Uebrigens war es mir beschieden, anfangs mehr zuzuhören, da ich soviel Zeit fern von der lebenden Welt verbracht hatte und vor Ungeduld verging, zu erfahren, was in dieser Welt während dieser Jahre geschehen war. Aber kaum war meine Wißbegier im allgemeinen befriedigt, ergriff die Erzähler eine vollständig natürliche und begreifliche Neugier wegen der Einzelheiten des Lebens im Schelajschen Bergwerk, und ich verwandelte mich meinerseits aus dem Zuhörer in den Erzähler. Wir hatten uns drei unter die Arme gefaßt, gingen im Korridor des Gefängnisses auf und ab und verbrachten den gan-

zen Tag in einer lebhaften Unterhaltung. Ich brachte unter anderem die Rede auf ihre Geldmittel. Es ſtellte ſich heraus, daß Steinhart wie auch Baſchurow auf eine monatliche Unterſtützung von zwanzig Rubel ſeitens der Verwandten rechneten.

„Ausgezeichnet!“ rief ich aus, „faſt ebenſoviel erhalte ich auch... Aber als ich allein hier lebte, war dieſes Geld für mich überflüſſig, da man dem ganzen Gefängnis mit dieſer geringen Summe nicht helfen kann, allein aber zu genießen iſt ſchwer und peinlich. Jetzt, wenn Sie einverſtanden ſind, wollen wir es ſo einrichten, daß das ganze Gefängnis in materieller Hinſicht erträglich leben kann.“

„Iſt das denn bei einem Budget von 60 Rubel denkbar?“

„Da haben Sie die Berechnung, urteilen Sie ſelbſt. Die Anzahl der Inſaſſen des Gefängniſſes überſteigt gewöhnlich nicht die Zahl 120, nur in ſeltenen Fällen erreicht ſie 150 und mehr. Vorerſt leiden die Sträflinge Mangel an Tabak. Anderthalb Pfund Bauerntabak pro Woche für jede Zelle reicht vollkommen aus, als Zulage zu dem Tabak, den die Sträflinge ſich ſelbſt verſchreiben können. Rechnen wir zehn Zellen, da müſſen wir anderthalb Pud Bauerntabak jeden Monat kaufen.“

„Wieviel koſtet der Bauerntabak?“

„Vierzig Kopeken das Pfund. Alſo, anderthalb Pud koſten vierundzwanzig Rubel... Das iſt die größte Ausgabe. Wenn man außerdem an den Faſttagen auf jeden Keſſel je ein Pud Fleiſch extra rechnet, ſo wird es eine ausgezeichnete Balanda geben.

Schaffleisch kostet hier zwei Rubel das Pud. Folglich wird die Verbesserung des Essens an Fasttagen uns im Monat (acht Fasttage gerechnet) sechzehn Rubel zu stehen kommen."

„So wenig?"

„Und uns bleiben noch ungefähr zwanzig Rubel übrig, für die wir Thee, Zucker und Tabak für uns kaufen können, und wenn auch selten, an Feiertagen, dem ganzen Gefängnis glänzende Mahlzeiten bieten können, indem wir z. B. je ein halbes Pud Fleisch zu der Kronkost hinzufügen."

„Aber erlauben Sie! Was wird dazu Luczesarow sagen?"

„Nichts. Er hat selbst mehr als einmal öffentlich erklärt, daß eine Verbesserung der allgemeinen Nahrung gesetzlich gestattet ist. Das Unglück war nur das, daß die Herren Sträflinge darüber ihre besondere Meinung haben: zu kommunistischen Theorien verführt sie sogar das Gesetz nicht, und es hat sich bis jetzt kein Wohlthäter des Gefängnisses gefunden. Es giebt aber unter ihnen auch reiche Leute..."

„Also, Iwan Nikolajewitsch, unser Artel wählt Sie einstimmig zu seinem Starost. Sie kennen all diese Sachen so ausgezeichnet. Ja, und zu dem Sechsäugigen stehen Sie schon in bestimmten Beziehungen."

Ich nahm ohne Widerspruch die Leitung an, verhandelte sofort mit dem Oekonom und bestellte bei ihm Tabak und Fleisch für den nächsten Fasttag. Als der dicke Oekonom von unserem Wunsche,

das ganze Gefängnis für unser Geld zu füttern, vernahm, schmunzelte er, da er mich und meine neuen Kameraden anscheinend für unheilbare Dummköpfe hielt, aber er widersprach uns nicht und stellte uns am anderen Tage fünfzehn Pfund Bauerntabak zu.

„Der Direktor sagt", teilte er uns dabei mit und lächelte, „daß er niemand außer Ihnen gestattet habe, im Gefängnis einen Maidan zu halten."

„Was heißt Maidan? Ich werde doch nicht handeln?"

„Hi—hi—hi! ich werde Sie aber doch Maidanczik nennen."

Ich ging in alle Zellen und übergab den Staroſts zur Verteilung je anderthalb Pfund Bauerntabak für jede Zelle. Der Staroſt empfing den Tabak und äußerte kein großes Erstaunen, keine besondere Neugier. Da ich darauf in meine Zelle zurückkehrte, konnte ich den Eindruck, den auf jeden unserer Zellengenossen die im Gefängnisleben ungewöhnte Erscheinung ausübte, beobachten. Der alte Schemelin, unser Zellenstaroſt, wischte sorgfältig den Tisch ab und begann, den Tabak in sechszehn Häuflein zu zerlegen, genau wie er das täglich mit dem Fleische that. Ich beeilte mich, ihm zuzuflüstern, daß er mich und Steinhart nicht mitrechnen solle. Schemelin hörte mich ehrerbietig an und erwiderte nichts. Zwei Häuflein verschwanden sofort von dem Tisch und verteilten sich zu gleichen Teilen unter die übrigen vierzehn. Dann schüttete der Alte mit derselben Geschäftigkeit und Sorgfalt sein Häuflein in ein Papier (obgleich ich genau

wußte, daß er nicht raucht), ging mit ihm auf seinen Platz und sagte laut zu den Sträflingen:

„Nehmet euren Teil, Kinder!"

Aber die Kinder beeilten sich nicht, und niemand von den Anwesenden rührte sich sogar bei diesem Zurufe, als ob sie ihn nicht gehört hätten, — jeder fuhr fort, würdevoll sich mit seiner Sache zu beschäftigen. Nur die Sträflinge, die nichts wußten, und direkt vom Hofe aus in die Zelle kamen, fragten erstaunt, als sie den Tabak sahen:

„Was ist das für ein Tabak?"

„Nehmet jeder ein Häuflein", antwortete Schemelin kurz, und sonderbar, diese Antwort erwies sich als vollständig genügend, so daß nur sehr wenige noch fragten:

„Woher stammt er? Wem gehört er?"

Die meisten nahmen dieses Geschenk wortlos, fast gleichgiltig an, als irgend etwas längst Bekanntes, sich Gehörendes und völlig Gesetzliches. Einige Häuflein lagen übrigens bis zum späten Abend, und ich dachte schon, daß die Eigentümer diese Häuflein nicht nehmen würden — sei es aus Stolz, weil sie selbst Mittel hatten und sich genierten, mit den Armen auf ein und derselben Stufe zu stehen, — jedoch schließlich verschwand der ganze Tabak vom Tische; ihren Teil nahmen sogar auch die, welche nicht rauchten und die, welche ganz gut ihren Teil an die Kameraden abtreten konnten. Dasselbe geschah auch in den anderen Zellen. Es ist selbstverständlich möglich, daß einige Sträflinge dabei von dem Gedanken,

ſich leiten ließen, mich und meine Kameraden mit ihrer Entſagung zu kränken.

Am nächſten Faſttag, als anſtatt der widerlichen Grütze mit einer Illuſion von Fett, auf dem Tiſche eine ausgezeichnete Balanda mit Fleiſch erſchien, zwang mich eine unwillkürliche Neugier wiederum, die Kobylka zu beobachten: wie ſie ſich dem gegenüber verhalten würde? was ſie ſagen würde? Aber auch hier bemerkte ich eine lange Zeit nur ein kaltes Schweigen und eine äußerlich geringſchätzige Gleichgültigkeit. Uebrigens merkten viele ſogar nicht, daß ſie anſtatt des Faſteſſens Fleiſch erhalten hatten. Die Geſpräche wurden wahrſcheinlich in der Küche hinter unſerem Rücken geführt, aber wir hörten ſie nicht und kannten ihren Inhalt nicht. Erſt viel ſpäter begannen einzelne Dankesäußerungen laut zu werden, und auch dieſe mehr von den ehrwürdigen und gottesfürchtigen Alten, wie z. B. von unſerem Schemelin.

„Wenn ſich gute Menſchen nicht gefunden hätten, würde man in dieſem Gefängnis hinſiechen! Ohne Tabak, ohne Fleiſch würden wir daſitzen... Möge ihnen Gott Geſundheit geben, unſeren Wohlthätern!“

Das Maß dieſer „Wohlthaten“ wurde ſogar aufgebauſcht und übertrieben: man nannte zuweilen Summen von ſchwindelnder Höhe, die wir angeblich für das Gefängnis ausgaben. Aber die Iwans und alle die, welche ſich für wahre berufsmäßige Zwangsarbeiter hielten, verhielten ſich in dieſer Hinſicht ſtolz und unabhängig, indem ſie die lauten Lobpreiſungen ſeitens der Alten, wenn auch nicht verächtlich

(den Tabak nahmen sie trotzdem und aßen auch die Fleischbalanda an Fasttagen), so doch mit scheinbarer Gleichgültigkeit anhörten. Nur während eines Streites unter sich, wo sie jede Gewalt über sich verloren, sprachen sich auch solche Menschen in demselben Sinne aus.

„Was hast du auf Erden gesehen, du verflixter Kerl?" schrie der baumlange Petin den kleinen Lunjkow an. „Hast du in richtigen Gefängnissen gelebt? Würde man dich auch wo anders mit Freitabak traktieren oder mit Fleisch, wie ein Schwein, abfüttern?"

„Dich aber würde man wahrscheinlich..."

„Du stellst dich mit mir auf eine Stufe, du Esel! Hast du etwa so viel Aufmerksamkeit von solchen Menschen verdient? Findet sich etwa in deinem Kopfe soviel Gehirn, wie Iwan Nikolajewitsch oder Dmitri Petrowitsch in einem einzigen Glied ihres Fußes haben?"

Selbstverständlich war es interessant, zu erfahren, wie sich die Sträflinge die materielle Hilfe erklärten, die wir ihnen erwiesen, was für Motive sie unseren Handlungen unterlegten! Die folgenden Ereignisse ergaben, daß viele sogar allerlei egoistische Zwecke annahmen; sie waren der Meinung, daß durch die Annahme unserer Almosen sie ihrerseits uns eine gewisse Wohlthat erwiesen... In dieser Hinsicht versetzte mich ein im allgemeinen nicht dummer Sträfling in nicht geringes Erstaunen, der mich nach einigen Fasttagen, an denen zufällig keine Verbesserung des Essens eintrat, fragte:

„Was, ist bei Ihnen bereits die Marke ausgegangen, Iwan Nikolajewitsch?“

„Was für eine Marke?“ fragte ich erstaunt.

„Na, jene Marke, nach der Ihnen geboten ist, uns Fleisch und Tabak zu kaufen?“

Der Sträfling wurde ein wenig verlegen, als er mein erstauntes Gesicht erblickte, und so habe ich nie begriffen, was er unter einer Marke verstand.

Den Neulingen gestattete der Sechsäugige, einige Tage auszuruhen, dann aber wurden sie, gleich mir, für das Bergwerk bestimmt. Genau so wie ich seiner Zeit, waren auch Steinhart und Baschurow in großer Aufregung, als sie in das Bergwerk gingen, sie fürchteten sich vor ihm, und gleichzeitig wollten sie möglichst schnell mit der Zwangsarbeit bekannt werden. Nachdem wir in dem Berghäuschen angelangt waren, führte ich sie sofort vor der Einteilung der Arbeit in den Stollen. Lärmend und fröhlich liefen sie in den dunklen Korridor und ließen mich mit der Laterne hinter sich.

Im allgemeinen bemerkte ich einen gewissen Unterschied zwischen der Stimmung meiner Kameraden und der, die ich seiner Zeit erlebt und empfunden hatte. Ich entsinne mich, daß ich mich die erste Zeit wie ein gehetztes Wild fühlte, jeden Augenblick und von allen Seiten Kränkungen, Beleidigungen erwartete, jeden Aufseher furchtsam und argwöhnisch anblickte, als ob er mein natürlicher Feind wäre, und dieser Argwohn war auch jetzt in mir nicht ganz geschwunden; auch jetzt hielt ich es für besser, möglichst wenig zu sprechen und möglichst wenig mit

jedem, der die geringſte Aehnlichkeit mit einem Vorgeſetzten in meinen Augen hatte, zu thun zu haben. Sogar Petuſchkow, der ſelbſt mit mir Freundſchaft ſchließen wollte, war nicht ausgeſchloſſen. Die Neulinge hatten, genau ſo wie ich, in den erſten Augenblicken ihrer Anweſenheit im Schelajſchen Gefängnis ein gedrücktes und erſchrockenes Ausſehen, doch dauerte dies nicht lange: entweder infolge eines angeborenen lebensfreudigen Charakters oder dank dem Umſtande, daß ſie nicht als Pioniere erſchienen waren und in allem einen ſchon vorbereiteten Boden fanden, — jedenfalls verhielten ſie ſich augenblicklich ſo, als ob ſie im Schelajſchen Bergwerk jahrelang gelebt hätten, bewegten ſich ganz ungezwungen, unterhielten ſich frei nicht nur mit den Sträflingen, ſondern auch mit den Aufſehern, und die letzteren antworteten ihnen ihrerſeits bereitwillig, ſogar mit ſcheinbarer Freude. Als ob ſich ein unheimlicher Zauber gelöſt hätte, das lang andauernde Eis zerſchmolzen und in die umgebende Atmoſphäre eingedrungen wäre ... Ich will nicht verheimlichen, daß ich mich in den erſten Tagen ſogar auf einer heimlichen Unzufriedenheit mit den Neulingen ertappte ... Mir ſchien die ganze Zeit, als ob gleich irgend etwas ſehr Schlimmes nach ihrem taktloſen, meiner Anſicht nach zu freien Benehmen geſchehen würde, und ich ſchaute mich furchtſam nach allen Seiten um, gleich einer wilden Katze, die ihre Kinder aus der Höhle in die freie Welt hinausgebracht hat und ſich fortwährend umſieht, ob ihnen keine Gefahr droht. Aber es war keine Gefahr vorhanden, und meine

verwilderte und vereiſte Seele taute auch allmählich auf und breitete die matt gewordenen Flügel aus ...

Kaum waren wir in der Tiefe des Stollens angelangt und hatten ihn flüchtig beſehen, als Baſchurow, ohne ſich lange zu beſinnen, zu ſingen anfing, ſo daß ich erſchreckt auffuhr.

„Ein Klopfen des Hammers von Jahrhundert zu Jahrhundert,
Ein ſchwerer Klang der verroſteten Feſſeln ...
Freund! haſt du den Wicht, den Bruder, den Menſchen,
Auf dem Grunde des kalten Bergwerks geſehen?“

Die friſchen Töne des jungen klangvollen Tenors erſchütterten die düſteren ſteinernen Wände, die ſoviel Jahre nichts, außer dem traurigen Feſſelklirren, dem eintönigen Klopfen des Hammers und den ſchweren Seufzern der abgequälten, unglücklichen Menſchen, gehört hatten. Zuerſt ein wenig erſchreckt, dann aber freudig erregt erwiderte dieſe friſchen Töne auch mein gemartertes Herz...

„Dort iſt die Welt, voll bitteren Leids ... —

ſtimmte der hübſche Bariton Steinharts ein:

Dort iſt das Reich von unendlichen Qualen.
Die Tage in Arbeit und elender Knechtſchaft,
Die Nächte von eiſigem Schneeſturm durchtobt.
Und Dunkel und Tod beherrſchen die Welt.
Jeder Hammerſchlag ſchafft ein Feſtgelage,
Schafft frohe Stunden den reichen Herrn.
Und wenn Ihr feiert, Kinder des Glücks,
Da will ich Euch fragen: Was füllt Eure Gläſer?
Ihr trinkt einen Wein aus Blut und aus Thränen.“

(Wenn ich mich nicht irre, hat dieſes Gedicht der nicht unbekannte ſibiriſche Dichter F. Filimonow verfaßt. Anm. d. Verf.).

Die Töne ſtiegen immer höher und höher, begleitet vom Klirren echter Feſſeln, erfaßten das Herz, klangen als bitterer Vorwurf von irgend jemand und feuerten zu irgend etwas Kühnem und Großem an ...

„Woher haben Sie dieſen Text und dieſe Melodie?“ fragte ich neugierig, als die Sänger ihr improviſiertes Duett beendet hatten.

„Uns hat das unterwegs ein Brodiaga-Sänger gelehrt. Er verſicherte uns, daß dies ein Zwangshymnus oder ‚Hymnus zu Ehren Karas‘, wie er es nannte, ſei.“

„Na, das iſt doch nicht möglich, daß ein echter Zwangsarbeiter dieſen ‚Hymnus‘ gedichtet hat; der kennt die Zwangsarbeit aber ſchlecht, wer da meint z. B., ‚verroſtete Feſſeln‘ ſeien vor allem das Attribut ſchwerer Leiden.“

„Wieſo?“

„Sie werden ja ſelbſt ſehen, ob Ihre Feſſeln beim fortwährenden Tragen verroſten werden. Im Gegenteil, ſie werden glänzen, wie Glas! Aber jedenfalls ſind die Worte und die Melodie nicht ſchlecht, — das muß man ſagen ... Sehen Sie, ich bin einfach zu Thränen gerührt ... Jedoch, es iſt Zeit, daß wir in das Berghäuschen zurückkehren.“

Im Berghäuschen war die Verteilung der Arbeiten faſt ſchon beendet.

„Ah, die Herren Brodiagen“, begrüßte uns Petuſchkow, „ich dacht' wahrlich, Sie wären ſchon da-

vongelaufen. Nun, raten Sie mir, Mikolattſch, wo ich die Neulinge anſtellen ſoll. Das Bohren wird ihnen doch wohl nicht gefallen? Hol der Teufel dieſes Bohren!"

Die Neulinge äußerten jedoch den Wunſch, unbedingt das Bohren zu verſuchen, und ich führte ſie in den oberen Schacht. Steinhart fiel es, wie mir ſeiner Zeit, ſchwer, den Berg hinaufzuſteigen und er verſpürte oft Atemnot; Baſchurow dagegen ſtieg leicht und frei hinauf: er ſtammte aus der Krim und war gewohnt, Berge zu ſteigen. Ohne beſondere Mühe ſtellte er ſich ziemlich gut beim Bohren an, während Steinhart auch dieſe Kunſt ſchwer gelang. Er ſchlug ſich oft mit dem Hammer auf die Hand, zog die Spur ſchief, und war durch alle dieſe Mißerfolge ſehr betrübt. Wenn aber die Arbeit einigermaßen im Gange war, begann er zuerſt unter den taktmäßigen Schlägen der Sträflingshammer zu ſingen:

„Ein Klopfen des Hammers von Jahrhundert zu Jahrhundert..."

Baſchurow ſchloß ſich ihm an. Und wenn auf dem dunklen Grund des kalten unfreundlichen Brunnens die Töne des „Zwangshymnus" erklangen, bald als eine bittere Klage, bald als eine zornige Drohung emporſchwebten, wurde es dem Herzen ſo bange und wohl... Beſonders dieſer Vers —

„Und Dunkel und Tod beherrſchen die Welt" —

machte ſtarken Eindruck und rief jedesmal ein Zittern im ganzen Körper bei mir hervor.

Und plötzlich stimmte der lebenslustige Walerian das lustige Liedchen Bérangers an:

„Von Wein erglänzen die Becher,
Frohsinn erwartet uns.
Unsere Freundinnen rufen:
„Glück, geh' vorüber!"

Wir schlugen taktmäßig und schnell mit den Hämmern auf den Bohrer und stimmten im ganzen Chor ein:

„Es klopft! — Wer will uns besuchen?
Es klopft! — Wir erwarten Lise.
Es klopft! — Das Glück ist da.
Es klopft! — Wir öffnen nicht:"

Der schwächliche und nervöse Steinhart bekam selbstverständlich das Bohren auf die Dauer satt, wie es ihm Petuschkow prophezeit hatte, und er wurde Bohrerträger. Seine Atemnot verschwand bald, und er wurde ein ausgezeichneter Fußgänger. Dies hinderte übrigens nicht den Sochaty, über ihn zu scherzen und zu sagen, daß ihn eher der Wind und der Sturm tragen würden, als daß er im stande sei, die schweren Bohrerbündel zu tragen. Auch gab Steinhart allen viel Gelegenheit zum Witzeln und allerhand Scherzen, als er einmal nach Beendigung der Arbeit ins Gefängnis kam und man bei ihm bei der Untersuchung am Eingange zwei kurze Bohrer vorfand, die er aus Zerstreutheit an den Busen gesteckt hatte ... Der Aufseher, der diese Entdeckung machte, war zuerst im Zweifel, ob er eine Untersuchung einleiten soll, aber er geriet auch bald in die allgemeine fröhliche Stimmung und begann ebenfalls zu lachen.

„Er wollte die Gefängnismauer durchbohren, entfliehen wollte er!“ scherzte die Kobylka und zerstreute sich lärmend in die Zellen.

Einige Zeit nachher aber fand sich für Steinhart eine wichtigere Beschäftigung, die nicht nur in den Augen der Sträflinge, sondern auch der Obrigkeit mit einemmal mehr als doppelt unsere Aktien steigen ließ. Eines Abends spät klirrte an unserer Zelle das Schloß, die Thüre öffnete sich, die in der Ecke sitzenden Kartenspieler erschraken heftig, und die eintretenden Aufseher baten meinen Kameraden, die plötzlich erkrankte Frau des Oekonoms aufzusuchen.

„Der Direktor selbst bittet Sie, nachzusehen“, sagten sie einschmeichelnd.

Steinhart kleidete sich schnell an und ging fort. Er kehrte erst nach zwei oder drei Stunden zurück, nachdem er nicht nur die Kranke untersucht, sondern selbst mit Hilfe des Feldschers die nötige Arznei präpariert hatte. Der erste Fall der ärztlichen Praxis Steinharts erwies sich als sehr glücklich: die Kranke fühlte sich am anderen Tage schon vollständig gesund, und sein Ruf als ausgezeichneter Arzt verbreitete sich weit umher. Nach den Aufsehern, ihren Frauen und Kindern begann auch die ganze Schelajsche Beaumonde sich an ihn zu wenden — der Kosakenoffizier mit seiner Familie, sein Gehilfe, Monachow, die Schreiber des Gefängniskontors und schließlich selbst Luczesarow, der für den jungen Arzt eine große Sympathie hatte: er gab ihm in Gegenwart der Aufseher die Erlaubnis, zu jeder Tages- und Nachtzeit die Apotheke im Krankenhaus aufzusuchen, der

Einladung der Kranken zu folgen und das Gefängnis — selbſtverſtändlich unter Eskorte — zu verlaſſen. Nicht ſelten wurde Steinhardt direkt aus dem Bergwerk von der Arbeit abgerufen, zuweilen aber ſandte man ihn überhaupt nicht in das Bergwerk während einer vollen Woche. Auch die Inſaſſen des Gefängniſſes ſtrömten haufenweiſe zu ihm. Der dem Trunke ergebene Feldſcher ſchien ganz außer Dienſt geſtellt zu ſein, und es kam dahin, daß er nur formell die Sträflinge von den Arbeiten befreite oder ſie ins Lazarett brachte, in Wirklichkeit aber ordnete Steinhardt alles an. Mit der Zeit begann das den ſelbſtbewußten Semljanski zu ärgern, und er wurde unſer Feind... Aber vorläufig freute ich mich herzlich, daß die Verhältniſſe für den Kameraden ſich ſo günſtig geſtaltet hatten, und daß der Aufenthalt in der Zwangsarbeit für ihn eine nützliche praktiſche Schule bei dem Studium der geliebten Wiſſenſchaft, „ein fünfter Kurſus der Akademie", wie er ſich ſelbſt ausdrückte, werden konnte. Ich ſah ihn fröhlich geſtimmt, vollſtändig von ſeiner neuen Beſchäftigung in Anſpruch genommen, ſo daß er keine Zeit hatte, traurigen Gedanken nachzuhängen und ſich mit perſönlichen Leiden zu quälen. Dies war aber auch ein großes Glück für einen, dem es bevorſtand, mehr als ein Jahr im Schelajſchen Bergwerk zu verbringen!

Den Roſen und Lorbeern folgten wohl ſeiner Zeit Dornen und Stacheln, aber davon erzähle ich ſpäter.

Nur ſpät am Abend, wenn das Treiben in der Zelle verſtummte und unſere Zellengenoſſen ſchon laut

ſchnarchten, gelang es uns wie früher mit einander Herzensgedanken auszutauſchen, und dieſe Unterhaltung bis in die ſpäte Nacht nahm kein Ende. Wir lagen auf unſern Matratzen, ſteckten die Köpfe zuſammen und unterhielten uns flüſternd zuweilen bis Tagesanbruch, beſonders wenn es Vorabend eines Feiertages war und am anderen Tage keine Arbeit bevorſtand. Worüber wir uns alles in dieſen ſtillen Gefängnisnächten unterhielten! . . .

Einmal kam im Korridor der rothaarige Schebreitſchik, einer meiner nächſten Nachbarn auf der Pritſche, auf mich zu und fragte geheimnisvoll:

„Wiſſen Sie, Iwan Nikolajewitſch, was ich Sie fragen wollte: woher haben Sie die Bücher erhalten, nach denen Sie ſelbſt gelernt haben?"

„Wie ſoll ich das verſtehen — ſelbſt gelernt?"

„Nun, ich begreife jetzt ganz genau, daß die Bücher, die Sie uns vorlaſen, nicht von beſonderem Werte ſind, nur für das einfache Volk beſtimmt ſind, nur für ſolche Dummköpfe, wie wir. Nun, das ſind ſozuſagen weiße Bücher, nur weißes Papier haben ſie und weiter nichts. Für alte Weiber und kleine Kinder iſt ſo was geſchrieben. Sie aber haben mit Ihren Kameraden nach echten Büchern, d. h. ſchwarzen Büchern gelernt . . . Ich ſehe das jetzt ſehr deutlich ein."

„Was reden Sie da? Was ſind das für ſchwarze Bücher?"

„Na, reden Sie nicht ſo zu mir. Ich bin doch nicht irgend ein Lunjkow oder Sochaty . . . Der eine Sträfling hat Verſtand, der andere aber iſt wie ein

kleines Kind ... Nun, ich bin fünfzig Jahre alt geworden und verstehe schon etwas von der Sache. Meine eigene Großmutter, offen gesagt, war eine Hexe, sehen Sie."

Ich blickte den verrückten Alten erstaunt an; er war wie gewöhnlich komisch ernsthaft und vornehm.

„Ich höre doch alle Ihre Gespräche ... Sie meinen, ich schlafe nachts, ich schlafe aber nicht, d. h. ich schließe kein Auge! Und höre aufmerksam zu, — na, offen gesagt, ich lege meine Ohren an Ihre Reden an!"

„Das ist nicht besonders anständig, aber was haben Sie denn von unseren Gesprächen verstanden?"

„Ich habe schon verstanden, daß jeder von euch seinen Diabol hat! ..."

„Diabol? Was für Unsinn! Wo haben Sie das her?"

„Ich habe es mir zurechtgelegt. Bei Ihnen ist, wenn nicht jedes fünfte, wenigstens das zehnte Wort unbedingt Diabol. Der eine sagt: ‚Mein Diabol ist so!', der andere aber antwortet: ‚Nein, mein Diabol ist so!'"

Ich lachte laut, obgleich ich lange Zeit den Sinn dieser Worte nicht verstehen konnte. Steinhart, dem ich diese Unterredung mitteilte, nannte sie einfach Hirngespinnst eines Irrsinnigen. Aber einige Zeit später sagte er mir lachend:

„Wissen Sie, ich hab's heraus, von welchem Diabol Ihnen Schebreck erzählte. Sie werden es vielleicht nie erraten: Es ist das Wort Ideal" ...

„Das gestohlene" Manifest.

Noch und noch einmal wurde es Frühling ... Jedes Jahr erweckt er in der Seele des Sträflings einen vergessenen süßen Schmerz, Qualen der Hoffnung und der Verzweiflung.

„Alle Menschen leben,
Wie die Blume blühen sie —"

klagt ein Gefängnislied, das wahrscheinlich nicht zu einer anderen, sondern gerade zur Frühlingszeit gedichtet ist:

„Mein Kopf aber
Der welkt wie Gras!
Wohin ich gehe,
Erleide ich Unglück;
Wen ich auch um Rat frage,
Niemand spricht die Wahrheit.
Ich werde die Welt verlassen
Und ins Kloster gehen!"

Und wie eine bittere Ironie auf sich selbst, wie eine endlos rührende Wehmut klingt dies Versprechen des Sängers, ins Kloster zu gehen, da die nächstfolgenden Verse nicht nur das Versmaß ändern, sondern auch den Sinn des Liedes und Folgendes offen aussprechen:

„Singe, singe, Lerche, Vogel,
Singe im Frühling bei schmelzendem Schnee.
Auf dem weichen, dem seidenen Grase,
Laß deine Stimme erschallen über den dunkeln Wald,
Ueber den dunkeln Wald, über den Moskaufluß,
Ueber den Moskaufluß in dem steinernen Gefängnis ...
Unter dem Fenster dort sitzt ein Sträfling,
Ein junger Sträfling, ach! ein Räuber.

Er ſitzt nicht ein und ſitzt nicht zwei,
Er ſitzt im Gefängnis acht Jahr auf der Reih'.
Im neunten Jahre begann er zu ſchreiben,
Einen Brief an Vater und Mutter zu ſchreiben.
Er hatte zu Vater und Mutter geklagt,
Vater und Mutter haben ſich losgeſagt:
„In unſerem Geſchlecht keine Diebe es gab,
Keine Diebe es gab, keine Räuber."

Der flotte Sänger Rakitin fügte dieſem Liede noch einen Vers hinzu, den die anderen Gefängnisſänger nicht kannten:

„Die junge Frau weinte bitterlich."

Aber hierbei blieb er auch ſtecken und vergeblich bat ich ihn, wenigſtens ſich des Sinnes der anderen Verſe zu erinnern, worüber die junge Frau „bitterlich weinte". Uebrigens gab die Espenholzglocke auf dieſe Frage ihre eigene Antwort:

„Ach, Iwan Nikolajewitſch! worüber ſoll ſie, die Schuſtin, denn weinen, wenn nicht darüber, daß womöglich der Dieb zurückkehren wird, ſie hat aber ſchon einen anderen Burſchen, einen beſſeren, ins Auge gefaßt . . ."

Ich begrüßte bereits den dritten Frühling im Schelaiſchen Bergwerk und jedesmal empfand ich dieſen ſonderbar ſüßen, ſonderbar dumpfen Schmerz. Als die umliegenden Bergkuppen von neuem grünten und aus der Tiefe der belebten Taiga ins Gefängnis erfriſchende Frühlingstöne und Gerüche drangen, erwachte in meiner Seele, die lange geſchlummert hatte, jetzt aber durch die Ankunft der Kameraden und durch die Geſpräche mit ihnen wieder zum Leben erweckt war, zum drittenmal mit Kraft der Lebensdrang, der

Drang nach Freiheit und Glück ... An den Tagen, wo Paltschikow in der Schmiede wenig zu thun hatte, wurde ich Bohrerträger in einem der Schächte, lauschte dort während des Theetrinkens vor dem angezündeten Feuer gierig den endlosen Erzählungen der Sträflinge von gelungenen Fluchtversuchen und in den Tiefen meines Herzens billigte ich diese wahnwitzigen Befreiungsträume. Zu unseren Füßen breitete sich die grüne duftende Taiga, voll wunderbaren Geheimnissen und Verlockungen, verführerisch, jung, anziehend, den Weg zu ihr aber versperrten die auf und ab gehenden Wachtposten mit dem Gewehre in der Hand. Uebrigens wurden nur zwei Wachtposten an den entgegengesetzten Seiten der Kuppel aufgestellt; die übrigen hatten die Gewehre zusammengestellt und saßen gleich uns in einiger Entfernung an ihrem Feuer; die Sträflinge sprachen oft spöttisch von diesen Hütern des Gesetzes und prahlten, daß, wenn sie nur fliehen wollten, die „Kosakchen" keinen Schuß auf sie würden abgeben können ... Besonders liebte Sochaty in dieser Hinsicht zu prahlen, der thatsächlich durch seine verwegenen Fluchtversuche berühmt war.

„Ich bin aus dem Gefängnis in Irkutsk entflohen", brummte er stolz und rollte seine Kälberaugen hervor. „Dort stehen nicht solche ‚Geister', nicht so ein Bauernvolk, sondern echte Soldaten. — Wir sprangen zu vier, einer nach dem anderen, die Mauer hinab, ich als erster ... Ich fiel hin, stand auf — entsinne mich noch, daß ich mit dem Knie stark an einem Stein aufschlug! — und lief direkt zur Stadt. Der Soldat wagte nicht zu schießen, weil die Häuser nahe

waren. Bis aber der verfluchte Geist Lärm schlug, pfiff und schrie, — waren auch die drei, meine Kameraden, mir nach ... So entkamen wir."

„Dennoch hat man Sie erwischt, Petin."

„Das geschah erst später, nicht einmal in Irkutsk; ich habe doch erzählt, wie wir famos aus dem Gefängnis ausgekniffen sind."

„Jetzt sind die Füße wohl nicht mehr so flink? Wieviel Sommer sitzen Sie schon hier und werden Sie noch hier sitzen?"

Petin lächelte verächtlich.

„Sie kennen den Petin-Sochaty noch nicht! Wenn er noch nicht flieht — hat er keine Lust. Wenn er es aber wünschen wird — keinen Tag hält ihn der Sechsäugige zurück!"

Mir schien es eine Zeitlang, als ob Petin thatsächlich irgend etwas vorbereitete. Er ging ärgerlich, nachdenklich umher und kümmerte sich nicht mehr um seine Schulhefte. Einmal aber fand der Aufseher (das war Anfang Mai) bei der Durchsuchung des Schachtes hinter der Befestigung fast einen ganzen Sack voll Zwieback aus Grobbrot versteckt. Sofort kam den Vorgesetzten der Gedanke an eine in Vorbereitung begriffene Flucht; die Kosaken wurden vorsichtiger, man verstärkte die Wachtposten, ließ die Sträflinge nicht einen Schritt von der Koppel ohne verstärkte Eskorte thun. Die Zwiebäcke konnten gewiß von irgend jemand aus der Schpanka für einen unschuldigeren Zweck aufgehoben worden sein, aber Petin lächelte so vielsagend, wenn unter den Sträflingen die Rede auf diese Entdeckung kam, daß er

unwillkürlich den Verdacht auf ſich lenkte. Späterhin ſagte er mir ſogar offen bei einer freundſchaftlichen Unterhaltung, daß die Flucht ſchon eine beſchloſſene Sache geweſen ſei, ehe noch der Aufſeher die Zwiebäcke fand, daß ſie nur dank ſeinen Kameraden nicht zu ſtande gekommen wäre; er ſprach mit Entrüſtung von zwei oder drei Sträflingen, die im Gefängnis den Ruf von „Zerſtörern" beſaßen und doch im entſcheidenden Augenblicke Angſt bekamen und zurücktraten.

„Allein kann man auf keinen Fall fliehen!"

„Weshalb?"

„Nun, weil man in der erſten Nacht im Walde ſchlafend erwiſcht wird . . . Eine Razzia wird es doch wohl geben. Da muß man auf ſeiner Hut ſein. Hungrig kann man doch auch nicht den ganzen Weg gehen. Wie erhält man aber ohne Kameraden Proviant?"

„Mir ſcheint es, Petin, daß wenn man ſchon zu fliehen beabſichtigt, man auch mit dem Hunger rechnen muß. Wenn Sie zehn Tage hungern — ſterben werden Sie nicht davon, in dieſer Zeit aber kann man weiß Gott wie weit fortkommen."

„Sehen Sie mal, wie ſchlau Sie ſind! Nein, ich habe keine Luſt zu hungern . . ."

„Das iſt es auch. Alſo ſagt Lunjkow die Wahrheit, daß Sie von der billigen Sorte ſind."

„Ich werde dem Luder den Kopf abreißen! Was iſt er ſelbſt? Was verſteht er von dieſen Dingen? Ein ewiger Bewohner der Gefängniſſe!"

„Denken Sie nicht auch ſelbſt daran, Iwan Nikolajewitſch . . .?“ fragte mich einmal Sochaty vertraulich und fletſchte die Zähne: „Sie fragen fortwährend und erkundigen ſich . . . 's iſt gut, ich würde vielleicht Sie und Steinhart als Kameraden mitnehmen.“

„Was würden wir Ihnen aber nützen? Wir haben keine wachſamen Augen, würden alſo ſchlechte Wachtpoſten abgeben; die Füße taugen auch nichts . . . Mit einem Worte, wir würden Ihnen nur hinderlich ſein.“

„Dafür haben Sie aber Geld. Sie könnten aus dem Zeughaus auch Zivilkleider bekommen.“

„Aha, das brauchen Sie von uns. Dann nehmen Sie von uns, was Sie brauchen und nähen uns bei Gelegenheit vielleicht an?“

„Sehen Sie, was für eine Meinung Sie von mir haben, Iwan Nikolajewitſch! Ich danke ſchön! Nein, dem Sochaty kann man ſchon trauen, wie einem ſteinernen Berg. Es iſt noch nie dageweſen, daß er ſeine Kameraden verraten hätte. Aber Ihnen iſt ja ein Schuft, ein Gefängnisluder, der Speichel zu lecken verſteht, viel lieber!“

Und Petin gab ſich den Anſchein, als ob er ernſtlich durch mich ſich gekränkt fühlte. Aber er wußte ſelbſt ſehr gut, daß ich nur im Scherz mit ihm von meiner Beteiligung an einer Flucht ſprach; wenigſtens äußerten er und ſeine Kameraden ſich mehr als einmal über mich und meine Kameraden:

„Sie paſſen nicht zu uns, Mikolaitſch. Sie ſind nicht unſereiner. Sie müſſen entweder im Gefängnis

ſterben oder es auf geſetzlichem Wege verlaſſen. Etwas anderes giebt es nicht für Sie. Denn, wie ſollen Sie fliehen? Ja, ſelbſt als Teufel verkleidet, wird Sie das erſte beſte Kind erkennen; die Ausſprache, das Benehmen, alles, alles iſt doch bei Ihnen anders."

Und wahrſcheinlich hatten die Sträflinge in dieſer Beziehung recht. Entweder im Gefängnis ſterben oder die geſetzliche Entlaſſung abwarten — einen anderen Ausweg gab es für uns nicht . . .

Im Frühling des betreffenden Jahres erlebte die geſamte Sträflingswelt nicht nur in Sibirien, ſondern auch in Rußland eine noch nie dageweſene Aufregung; in ihrem Leben war ein Ereignis von thatſächlich großer Wichtigkeit geſchehen. Zuerſt tauchten allerlei dunkle unzuſammenhängende Gerüchte, die meiſtens aus ziemlich trüben und unſicheren Quellen ſtammten, auf. Irgend ein Karpuſchka Lipatow ging in den Zellen umher und plapperte:

„Nun, Chriſtenvolk, höret, was euch Karpuſchka ſagen wird. Ihr lacht fortwährend über Karpuſchka, er aber hat euch eine ſolche Nachricht mitgebracht, daß ihr die Mäuler nur ſo aufreißen werdet! Jetzt wird auch der Feldſcher mit mir wenig „zwitſchern" können. Ich werde ihm ſagen: gieb mir, du Zigeunerfratze, vom echten Chinin, daß es in der Naſe prickeln ſoll, daß es die Knochen, wie Spiritus, reinigen ſoll, aber nicht . . ."

„So rede doch, rothaarige Fratze, was iſt los?"

„Die Sache iſt die, daß unſer Herrſcher Kaiſer uns allen die Freiheit wiedergiebt!"

„Ha—ha—ha! Scher dich zu allen Teufeln, widerliches Plappermaul! Woher willst du das wissen?“

„Nein, Brüder“, bei diesen Worten taucht plötzlich aus dem Winkel eine bis jetzt in Schweigen versunkene Gestalt hervor. „Nein, Brüder, er ist ein Dummkopf, das stimmt, aber diesmal spricht er wahr. Als ich noch unterwegs war, kam einmal ein Etappenoffizier zu uns heraus und sagte: ‚Kinder, laßt die Köpfe nicht hängen! Bald wird euch vom Herrscher eine große Gnade zu teil.‘ So war es auch.“

„Bald kommt die Sonne zum Vorschein, bis dahin aber frißt der Thau die Augen aus, lieber Freund. Lange spricht man schon von diesem großen Gnadenakt, aber er ist noch nicht da!“

„Warte, erst muß sich die Synode versammeln und einen Ukas erlassen. Was meinst du, Großkopf? Ist das eine Kleinigkeit? Man setzt sich an den Tisch, nimmt Papier, schnörkelt und fertig ist es, so etwa denkst du dir die Sache!“

Schon längst wurden derartige Gespräche und Unterhaltungen geführt, aber niemand legte ihnen eine Bedeutung bei. Aber plötzlich kam Mitte Mai der Schneider Bulanow von dem Kosakenoffizier, für dessen Familie er arbeitete, und teilte uns eine wahrhaft sensationelle Nachricht mit: endlich ist das Manifest erschienen, das „große“ Manifest, das alle soviel Jahre erwartet hatten, aber das die sibirische Obrigkeit vorläufig geheim hält, weil sie von der unerhört großen Gnade erschreckt ist und nicht weiß, was sie thun soll: wenn man mit einem Male alle Zwangs-

arbeiter entläßt, kann womöglich noch ein Aufstand geschehen? . . ."

„Was redest du da?!" rief fast jeder der Zuhörer, plötzlich erbleichend, mit leiser vor Aufregung gesunkener Stimme.

Das Gespräch fand in der Werkstatt statt, wo die Stiefel und die Sträflingskleider repariert wurden, wo aber außer den Handwerkern stets auch ein Haufen fremden Volkes zugegen war. Die Schuhmacher ließen ihre Hölzer fallen, die Schneider warfen die Nadel weg. Alle umringten den Mordwin, dessen stets lächelndes Gesicht dieses Mal ernst und fast streng aussah.

„Ist es möglich, Brüder, daß man alle entlassen wird? Ja, wer hat dir denn das gesagt, Bulanow?"

„Die Frau selbst. ‚Ich sage es dir, Bulanuschka, hinter dem Rücken meines Mannes; denn man verbirgt es vorläufig sehr streng. Erfreue deine Kameraden: zwei Drittel von der ganzen Strafzeit kommt laut Manifest in Abzug'."

„Zwei Drittel? Na, also, dann läßt man uns doch nicht mit einem Male hinaus?

„Du Ferkelkopf!" schrie plötzlich die Kobylka und stürzte sich auf den enttäuschten Kameraden, sie lärmte, als ob sie soeben von einer schweren Erstarrung erwacht sei: „ist dir das nicht genug? . . ."

„Und das gesetzliche Drittel hast du vergessen?" sagte zu ihm unter anderem auch Schmatow (alias der Näseler) wie gewöhnlich schwer atmend, fuchtelte erregt mit der Hand und drehte seinen langen, spitzen Schnurrbart. „Hast du das gesetzliche Drittel ver-

geſſen? Das wird dir doch nicht genommen werden? (Die Sache iſt die, daß die Zwangsarbeiter der II. und III. Kategorie, die bis zu 12 Jahren einſchließlich der Fabriken und Feſtungen verurteilt werden und die aus Mangel an letzteren gewöhnlich in dasſelbe Bergwerk geſandt werden, was eigentlich nach dem Geſetze als eine ſchwerere Strafe angeſehen wird, einen ſogenannten Bergabzug erhalten, je 4 Monate auf das Jahr. Die Zwangsarbeiter der I. Kategorie genießen dieſen Abzug nicht. Anm. d. Verf.) Nun, da kommt es doch auf eins hinaus, daß bei den zwei Drittel nach dem Manifeſte des Zaren wir alle, außer den langfriſtigen, frei werden."

In wahnſinniger Freude und Eile zerſtreuten ſich die Gefängnisboten in die Zellen, bald darauf wußte das ganze Gefängnis die Neuigkeit und erörterte ſie in allen Einzelheiten. Als wir aus dem Bergwerk zurückkehrten, vernahmen wir auch die Kunde, aber wir lachten die Leichtgläubigen aus. Die Sträflinge fühlten ſich ſogar ein wenig gekränkt, obgleich keiner unter ihnen feſt davon überzeugt war.

„Ich gehe gleich mal zu dem Oekonom hin", beſchloß Juchorew: „ich ſchüttele aus dem liſpelnden Teufel die Wahrheit heraus!"

Nachdem er von dieſer Rekognoszierung zurückgekehrt war, ſchimpfte er mit den gewähltеſten Wörtern den Bulanow und alle diejenigen aus, die an deſſen Mitteilung geglaubt hatten: der Oekonom ſchwur hoch und teuer, daß Luczeſarow gar kein derartiges Schreiben erhalten habe und dies alles nur eine Sträflingsfinte ſei. Die Kobylka ließ die Ohren

hängen. Als die allseitige Entrüstung sich auf den Schneider, der die allgemeine Ruhe gestört hatte, ergossen hatte, wurde es im Gefängnis ruhig und es schien doppelt so traurig und düster als es früher war. So vergingen ein bis zwei Tage. Und von neuem begann ein Flüstern in allen Ecken . . . ‚Manifest', ‚zwei Drittel', ‚Gnade', drang es von neuem an unser Ohr, ohne daß wir übrigens der Sache große Beachtung schenkten. Jedoch auch wir fuhren unwillkürlich auf, als eines Tages Juchorew vom Oekonom zurückkehrte und zu uns sagte:

„Thatsächlich muß etwas los sein . . . Der lispelnde Gauner betrügt, verbirgt es." Und am selben Tage hieß es bereits allgemein, der Sechsäugige habe vielen aus dem freien Kommando von einer großen Gnade gesprochen, daß in diesen Tagen im Gefängnis eine Dankmesse abgehalten werde, nach der man auch über die zwei Drittel Mitteilung machen würde.

Daß thatsächlich „irgend etwas da sei", daran konnte man fast nicht mehr zweifeln; es blieb nur noch übrig, sich dem Gerüchte von einem so großen Abzug gegenüber skeptisch zu verhalten. Uebrigens war auch Baschurow geneigt, zwei Drittel anzuerkennen, umsomehr, als dies für uns auch eine ziemlich angenehme Perspektive eröffnete, und nur wir zwei, ich und Steinhart, schlossen uns nicht dem allgemeinen Optimismus an."

„Ist denn das überhaupt möglich?" sagten wir, „wie soll die Regierung sich auf einmal entschließen, gleichzeitig fast zehntausend Menschen in Freiheit zu setzen, die sie noch am Tag vorher als für die Ge-

ſellſchaft gefährliche Elemente anſah und die ſie an der Kette gehalten hat?“

„Aber weshalb denn nicht?“ erwiderte der leichtgläubige Baſchurow, „erſtens, wenn ſie auch entlaſſen werden, bleiben ſie doch in Sibirien, das alle gewohnt ſind, als einen Sammelort für die geſellſchaftlichen Abfälle zu betrachten; nun, und zweitens wird auch keine Gefahr vorhanden ſein, wenn man nur dafür ſorgen wird, dieſem Volke Arbeit und ein Stück Brot zu geben.“

„Woher ſoll man denn ſoviel Stücke nehmen?“

„Was heißt, woher? Im Gefängnis muß man ſie doch ſo wie ſo füttern? Aber Sie vergeſſen, meine Herren, noch eine Eigenſchaft der menſchlichen Seele: die Seele iſt zwar verbrecheriſch, aber ſie hat doch auch menſchliche Eigenſchaften. Eine derartige ‚Gnade‘ müßte zweifellos in den Menſchen ſolch einen Enthuſiasmus, ſolch ein gehobenes Gefühl erregen, daß — wer weiß — vielleicht dieſe Menſchen moraliſch umgewandelt werden könnten ... Sie lachen, Iwan Nikolajewitſch? Na, wenn nicht ganz umgewandelt, ſo könnten ſie doch für eine moraliſche Einwirkung empfänglich werden. Man muß nur nicht den paſſenden Augenblick ſich entgehen laſſen, die Regierung und die Geſellſchaft müſſen Anſtalten treffen, guten Samen in dieſen erweichten Boden zu ſäen. Als ein ſolcher Same, meine ich, könnte vorerſt das Vertrauen zu den unglücklichen verſtoßenen Menſchen dienen!“

Derartige theoretiſche Streitigkeiten führten wir

hinſichtlich des ſenſationellen Gerüchtes und ſchwankten zwiſchen Glauben und Zweifel.

Ein Geſpräch mit Petuſchkow im Bergwerke verwirrte mich endgültig. Er beteuerte und ſchwur, daß er ſelbſt mit eigenen Augen das Schreiben geleſen habe und daß darin direkt von zwei Drittel Abzug die Rede ſei.

„Ich hörte geſtern", fügte Petuſchkow hinzu, „wie Luczeſarow ſelbſt zum Kommandanten ſagte: ‚Nach dieſer Berechnung müſſen im ganzen noch ſieben Mann im Gefängnis bleiben'."

„Alſo, es bleiben doch welche? Wer ſind denn die?"

„Irgend jemand von den lebenslänglichen, von ſolchen, die man überhaupt nicht entlaſſen kann . . ."

„Ich meinte aber, daß man auch das Gefängnis aufheben und allen Aufſehern die Stellung kündigen würde."

„Pronja hat den Kopf hängen laſſen. Wie iſt es denn jetzt mit der Inſtruktion?" ſagt er. „Für wen iſt ſie denn dann beſtimmt?" Nun, ich tröſtete ihn: „wenn auch kein Sträfling im Gefängnis übrig bleibt, die Aufſeher würden", ſagte ich, „doch bleiben! Sie würden einander bewachen, bis eine neue Kobylka ankommt . . . Ha—ha—ha! Hol ihn der Teufel!"

Das, was nur wahnſinnige Träume einem vorgaukeln konnten, wurde jetzt Wirklichkeit. Ich mußte ſchließlich auch zugeben, das vox populi — thatſächlich vox Dei ſei . . . Und eine ſtürmiſche Freude ergriff die Seele und betäubte ſie mit ſüßen Hoffnungen!

Die langen Qualen haben ein Ende, verweht iſt der düſtere Zauber ... Freiheit! Freiheit!

Es war ein heller Frühlingstag, ungefähr in der zweiten Hälfte des Mai, als die Dankmeſſe angeſagt und die Arbeiten abbeſtellt wurden. Mitten im Gefängnishof ſtellte man ſchon am frühen Morgen einen mit reinem weißen Tiſchtuch bedeckten Tiſch auf. Der Oekonom legte kleine Päckchen Wachskerzen darauf. Die Kobylka drängte ſich auf dem Hofe mit vor Freude leuchtenden Geſichtern. Viele hatten reine Hemden angezogen und das Haar mit Fett eingeſchmiert. Man hörte kein Schimpfen, keine Streitigkeiten. Die noch geſtern geſchworene Feinde waren — ſie redeten heute friedfertig und freundſchaftlich miteinander. Juchorew ging mit ein paar Freunden unter den Gefängnisrädelsführern mit ſeinem gewöhnlichen heldenhaften Gange längs der Gefängnisfaſſade auf und ab und aus ſeinen Reden drangen zuweilen abgeriſſene Sätze an mein Ohr.

„Ich gehe wieder nach Olekma! ... Wozu ſoll ich, zum Teufel, in Sabakailje leben! ... Dort ſind auch meiner Anſicht nach die Mädchen ſüßer und der Branntwein ſtärker.“

Zu mir traten auch meine Freunde Tſchirok und Rogaitzew heran, beide feierlich ernſt, leichthin lächelnd.

„Nun, Mikolaitſch, wir haben auch den Feiertag erlebt.“

„Ein Traum, einfach ein Traum iſt es! Man reibt ſich die Augen — fürchtet, daß man nicht erwacht.“

„Nun, was werden Sie jetzt thun, Nogaitzew? Kehren Sie in die Heimat zurück?“

„Ich kehre dorthin zurück, unbedingt thue ich es. Ich habe dort einen Großvater . . . Der Großvater hatte mich sehr gern.“

„Wie werden Sie dort leben, wovon?“

„Du bist komisch, fragst nach so etwas . . . Habe ich etwa keine Hände? Oder meinst du, daß, wenn ich im Leben ein oder zwei Luder totgeschlagen habe, ich Sehnsucht nach dem Gefängnis bekommen werde? Du weißt selbst, Mikolaitsch, daß ich auch in der Zwangsarbeit nicht gern gefaulenzt habe. Nun, wenn ich auch tüchtig eingefettet bin, bin ich etwa daran schuld? Das ist eine Krankheit. Das ist ein ungesundes Fett; ich bin in der Zwangsarbeit krank geworden . . . Gieb mir aber meine Freiheit und freies Essen, ich werde wieder ein richtiger Mensch!“

Tschirok hörte aufmerksam der Rede Nogaitzews zu und sein Gesicht wurde immer ernster und wichtiger.

„Die reine Wahrheit sagt Nogaitzew“, bestätigt er aus voller Ueberzeugung, „kann denn im Gefängnis ein Mensch — Mensch sein?“

„Sie aber, Tschirok, werden Sie keine Tscheremissen mehr erwürgen?“ fragte ich unwillkürlich, da ich mich entsann, daß dieser Mensch vor dem Gefängnis unvergleichlich weniger Mensch war, als im Gefängnis; ich stellte die Frage, und im Augenblick bereute ich sie.

Tschiroks Gesicht nahm einen höchst betrübten Ausdruck an.

„Ach, Mikolaitsch!“ er nahm die Mütze ab und

kratzte energiſch den Hinterkopf, und dieſes „Ach!“ klang wie ein bitterer Vorwurf.

Die Erörterungen Walerians über den für eine moraliſche Umwandlung günſtigen Augenblick kamen mir von ſelbſt in den Sinn: liegt thatſächlich in dieſen Erörterungen nicht ein Körnchen Wahrheit?

„Stellt euch auf!“ ertönte plötzlich der betäubende Ruf des Aufſehers, und alles rührte ſich. Die Sträflinge ſtellten ſich faſt augenblicklich in Reih und Glied auf. Das Thor öffnete ſich, und in gleichmäßigem Schritt trat eine ganze Rotte der hieſigen Koſaken mit einem jungen Offizier an der Spitze ein. Es ertönten auch bei ihnen Kommandorufe, und die Koſaken ſtellten ſich rechts von den Sträflingen genau in denſelben Reihen auf. Anſcheinend erwartete man eine feierliche und ehrfurchtgebietende Zeremonie.

Der Aufſeher war bereits ſtill, als darauf der alte Prieſter mit einem hochgewachſenen imponierenden Diakonus, der Koſakenoffizier, eine Menge Aufſeher und Kontorſchreiber im Thor erſchienen, und an ihrer Spitze der Sechsäugige mit einem Schreiben in der Hand, bei deſſen bloßem Anblick aller Herzen aufzuckten und ſüß erſtarrten. Endlich führte man noch die Sträflinge aus dem freien Kommando herein und ſtellte ſie auf dem linken Flügel geſondert auf. Dies alles geſchah ſchnell, mit ungewöhnlichem Pomp und in größter Ordnung.

„Herr ſegne uns!“ rief der ſtarke, breitſchulterige Diakonus mit lauter Stimme, brach das ehrfurchtsvolle Schweigen, und der Gottesdienſt nahm

seinen Anfang. Alle schlugen geräuschvoll ein breites Kreuz. Sogar die Sträflinge schlugen gesetzt ein Kreuz, die, wie sie aussagten, rein an nichts glaubten, Lästerungen nebenbei ausstießen und sich als die extremsten Atheisten gebärdeten. War das thatsächlich eine aufrichtige Erweichung, eine ernste Bereitwilligkeit, ein neues Leben anzufangen? Uebte nicht die Anwesenheit der zahlreichen Vorgesetzten einen gewissen Einfluß auf sie aus?

Vor dem Gebet um ein langes Leben näherte sich der brave Kapitän feierlich dem Tische, faltete langsam das geheimnisvolle Schreiben, das er die ganze Zeit in der Hand hielt, auseinander, warf einen freudigen Blick auf die Reihen der rasierten Sträflingsköpfe und sagte laut:

„Also, Brüder, wir haben eine große Gnade erlebt!... Höret, was in dem Schreiben, das ich vom Kriegsgouverneur erhalten habe, steht."

Wenn in diesem Augenblick eine Fliege durch den Gefängnishof geflogen wäre, so hätten dies wahrscheinlich alle gehört. Irgendwo, weit hinter dem Gefängnisthor, hustete jemand; hoch am Himmel zwitscherte eine Schwalbe...

Lucjesarow las laut, ungewöhnlich deutlich und ausdrucksvoll und betonte nicht nur mit der Stimme, sondern auch mit dem Blick und der Handbewegung folgende Worte:

„Unter der Bedingung einer guten Aufführung, eines aufrichtigen Bedauerns und guter Meinung der Obrigkeit können die Strafzeiten der Sträflinge, die

vom Gerichte ihnen bestimmt sind, bis zu zwei Drittel gekürzt werden!!!"

Allen schien ein schwerer Stein vom Herzen zu fallen: jetzt erst hörten alle mit eigenen Ohren, was sie früher nur auf Grund von Gerüchten und Reden, wenn auch noch so zuverlässigen, glauben mußten ...

„Herr, wir danken dir!" ertönten die Ausrufe der Alten.

Lutzesarow fuhr unterdessen fort, das Schreiben des Gouverneurs Punkt für Punkt weiter zu lesen, obgleich ihm niemand mehr zuhörte und niemand mehr begriff.

„Also: bis zu zwei Drittel wird euch in Abzug gebracht!" sagte er noch einmal feierlich, als er mit Lesen fertig war und das Schreiben hoch in die Luft hob.

Anscheinend war auch der brave Kapitän selbst aufrichtig gerührt. Das dunkelrote Gesicht mit dem langen, gelben Schnurrbart sah diesmal nicht drohend aus, sondern glänzte vor Rührung ... Ja, und die ganze imposante Gestalt Lutzesarows schien einen kleineren Umfang als sonst angenommen und sich in die Gestalt eines gewöhnlichen Sterblichen verwandelt zu haben ... Lutzesarow musterte darauf aufmerksam die beiden Reihen der Sträflinge, trat mit schnellen Schritten zu mir, reichte mir das Schreiben und sagte liebenswürdig:

„Sehen Sie es noch einmal durch und erklären Sie es ihnen in den Zellen, falls sie irgend etwas vielleicht nicht verstanden haben."

Das war das erstemal, daß er mich ohne Um-

ſchweife per Sie bei ſolch einer offiziellen Gelegenheit anredete.

Unterdeſſen fing auch der Prieſter, ein ehrwürdiger alter Mann mit langen, weißen Haaren, gerührt an zu ſprechen:

„Seht, Kinder, was ihr für eine Gnade erhalten habet! Vielleicht haben einige unter euch ſie nicht verdient, und denen wird auch zwei Drittel von der Strafzeit abgezogen werden. Nun wollen wir noch einmal ſtärker und inbrünſtiger beten!“

Und von neuem wurde heiß gebetet.

„Kinder, wer will Kerzen kaufen, nehmet!“ mit dieſen Worten ſtürzte der dicke Oekonom zu den Reihen der Sträflinge hin, einen Packen Wachskerzen in der Hand. Sie wurden ſchnell weggenommen (doch merkte er ſich genau, wer davon genommen hatte). Nicht nur die ehrwürdigen Alten nahmen, ſondern auch die religiös-gleichgültigen Jungen, nicht nur wohlhabende Menſchen, ſondern auch ſolche, die im Gefängniskontor nicht mehr als zehn Kopeken hatten. Der Diakonus, von der allgemeinen Begeiſterung angeſteckt, ſtrengte ſich faſt über ſeine Kräfte bei ſeinem Gebet um ein langes Leben an, und als ſein mächtiger Baß um langes Leben für die Gefangenen, und darauf für ihre Vorgeſetzten dröhnend bat, da ſtimmte der Sträflingschor ihm ſo aufrichtig, ſo donnerähnlich bei, daß man es wahrſcheinlich auf den entfernteſten Bergkuppen hörte; wenigſtens der am blauen Himmel wie ein kleiner Punkt ſchwebende Habicht verſchwand ſofort aus meinen Augen ...

Wie eine ſtürmiſche Welle ergoß ſich die froh-

lockende Kobylka im Korridor des Gefängniſſes, umringte mich und verlangte laut, daß das wertvolle Schreiben noch einmal vorgeleſen werden ſollte.

„Wort für Wort wollen wir es lernen! Lies, Mikolaitſch, lies!“

Ich tauſchte mit Steinhart erſt jetzt einen Blick aus und bemerkte, daß wir beide einen und denſelben Gedanken hatten.

„Wartet, Brüder“, wendete ich mich an die Menge und konnte kaum die eigene Erregung verbergen; „hier liegt ein großes Verſehen, ein Irrtum vor... Es werden uns keine zwei Drittel in Abzug gebracht, ſondern nur ein Drittel, und dasſelbe auch nicht ohne weiteres ganz und einem jeden. Man kann weniger, man kann auch gar nichts abziehen.“

„Was ſagſt du?! Du machſt dich wohl über uns luſtig?“

„Nicht im geringſten; aber der Direktor und der Prieſter und ihr alle habt das Schreiben nicht ſo verſtanden, wie es ſich gehört.“

Nach einem Augenblick beſtürzten Schweigens erhob ſich ein unbeſchreiblicher Lärm. Es ertönten erboſte Stimmen:

„Was faſelt er? Er will uns irre führen!“

„Höret nicht auf ihn, Brüder! Wir haben doch ſelbſt mit eigenen Ohren gehört.“

„Nehmet ihm das Schreiben weg, leſet ſelbſt! Wer kann leſen?“

„Solche Menſchen ſäen ſtets Unfrieden, ſtets wollen ſie die Obrigkeit beſchmutzen!“ vernahm ich aus den hinteren Reihen die laute Stimme Bogo-

darows, eines adligen Zwangsarbeiters, der aus der sechsten Klasse des Gymnasiums in Irkutsk wegen einer Fälschung nach Srednekolymsk verschickt, von dort wegen eines Totschlags in betrunkenem Zustande — nach dem Schelajschen Bergwerk gekommen war. Es war ein schwindsüchtiger, auf alles in der Welt erboster Mensch von überaus großer Eigenliebe; er hielt sich für hochgebildet (thatsächlich konnte er nicht einmal richtig schreiben) und haßte mich tief, weil ich auch ein ehemaliger Adliger war und über eine wahre Bildung verfügte.

„Ihnen ist es unangenehm, daß die Regierung soviel Menschenliebe gezeigt hat!..." fuhr Bogodarow fort, laut und unverschämt zu schreien, und bereits hörte man hie und da ein beifälliges Brummen. Bald darauf verschwand Bogodarow. Wie sich später herausstellte, war er zu dem Sechsäugigen hingelaufen, um ihm zu melden, ich wühlte mit den Kameraden die Sträflinge auf und erklärte ihnen, es gäbe keine zwei Drittel und würde es nie geben, es sei dies nur ein Betrug. Er erzählte später selbst der Kobylka, der Sechsäugige sei furchtbar wütend über mich gewesen und habe geschrieen:

„Sage ihm (d. h. mir), daß ich ihn bis jetzt für einen gebildeten Menschen gehalten habe, er ist aber einfach... ein Esel!"

Ich weiß nicht, ob der brave Kapitän sich so scharf ausgedrückt hatte, aber daß er durch meinen Widerspruch gegen die allgemeine (unter anderem auch seine, Luczesarows) Meinung, sehr gereizt war, war durchaus glaubhaft.

Die Sträflinge lärmten unterdeſſen fort und regten ſich weiter auf. Je öfter die Leſekundigen unter ihnen das Schreiben vorlaſen, um ſo mehr fand die Auffaſſung hinſichtlich der zwei Drittel bei ihnen Anklang. Kaum vernahmen ſie die Worte: „Unter der Bedingung u. ſ. w. können die Straffriſten der Sträflinge, die ihnen vom Gerichte beſtimmt ſind, bis zu zwei Drittel gekürzt werden“, ſo gerieten die Zuhörer in ein unbändiges Entzücken, fuchtelten mit den Händen in der Luft herum und ſchrieen erhitzt:

„Warum hält er große Reden? Es ſteht doch hier geſchrieben? Wir ſind auch nicht taub... Oder meint man, daß wir vollſtändige Dummköpfe ſind? Da ſieht man die Superklugen... Haben gelernt, gelernt, und da geht ihnen der Verſtand verloren!“

Viele Sträflinge ſprachen in dieſen Tagen überhaupt nicht mit mir, gingen vorüber, ohne zu grüßen, wie ſie es früher ſtets thaten, und wendeten den Kopf zur Seite, andere hinwider blickten mich dreiſt mit unverhohlenem Haſſe und Verachtung an. Nur verhältnismäßig wenige hielten die ganze Zeit die früheren guten Beziehungen aufrecht. So ſagte z. B. Kusma Tſchirok im Tone eines gutmütigen Vorwurfs zu mir:

„Ich bin zwiſchen Baumklötzen aufgewachſen, Mikolaitſch, und bin ſelbſt nicht mehr als ein Klotz... Was die Menſchen ſagen, das glaube ich auch. Trotzdem muß man zugeben, daß du dieſes mal fehl gegangen biſt! Im Schreiben ſteht es doch ganz deutlich, — ich begreife ſogar, daß von zwei Dritteln die Rede iſt, du aber behaupteſt — ein Drittel.“

„Hören Sie, Tschirok. Wenn ich kein Brot habe, und ich sehe aber, Sie haben einen ganzen Laib, und ich bitte Sie freundschaftlich: ‚Kusma, geben Sie mir Brot, verringern Sie Ihre Portion auf zwei Drittel.‘ Wie viel werden Sie behalten, und wie viel werden Sie mir geben?“

„Na, ich werde dir den dritten Teil geben, zwei Drittel aber behalten!“ antwortete Tschirok, ohne zu zögern.

„Aha! wenn es sich um Ihren Profit handelt, dann haben Sie verstanden! Warum aber behalten Sie nur ein Drittel dort, wo es Ihnen unvorteilhaft ist, zwei Drittel für sich zu behalten?“

In großer Aufregung kratzte sich Tschirok den Kopf und den Bauch.

„Ach, Mikolaitsch, Mikolaitsch! Reize mein Herz nicht, schweig!“

Unter den wenigen anderen „ernsten“ und gewitzigten Sträflingen hatte auch Juchorew gar nicht sein Verhalten zu mir und meinen Kameraden geändert. Er renommierte, wie immer, mit seiner Verachtung eines echten Zwangsarbeiters gegen alle Art Gnadenerweisungen.

„Mir ist es einerlei“, sagte er und schüttelte wie ein Löwe seinen mächtigen Kopf. „Giebt man ein Drittel, so ist es gut, ich nehme es an, von einem bösen Hunde ist auch ein Flocken Wolle gut... Uebrigens ist es besser, man setzt die Hoffnung auf sich selbst!“

Und nachdem er ein kräftiges Schimpfwort losgelassen hatte, wendete er sich, wie gewöhnlich, eilig

seinen Angelegenheiten zu. Was jedoch den Sinn des Schreibens anbetraf, so zweifelte ich nicht, daß er es auch nicht anders wie alle anderen auffaßte.

Nach einem heißen Wortgefecht mit den Sträflingen, an dem sich auch der diensthuende Aufseher beteiligte, rief mich Lunikow geheimnisvoll zur Seite und sagte:

„Iwan Nikolajewitsch, ich bin vollständig bereit, Ihnen zu glauben. Selbstverständlich, wie können nicht nur wir, sondern selbst der Sechsäugige, uns mit Ihnen messen! Aber eins rate ich Ihnen: behalten Sie für sich, was Sie denken... Mit einemmal erfährt es die hohe Obrigkeit — sie wird zur Besinnung kommen und uns die zwei Drittel nicht geben... Für uns ist es doch besser, wenn sie es falsch auslegt..."

Bei diesen Worten sah er mich mit einem so rührend flehenden Blicke an, daß ich nicht einmal imstande war, zu lachen. Unterdessen aber begann wahrscheinlich Luczesarow, der im ersten Augenblick sich geärgert hatte, nachzudenken. Als ihn bei einer Abendkontrolle einer der Sträflinge fragte, ob es wahr sei, daß den Zwangsarbeitern zwei Drittel verziehen würden, antwortete der brave Kapitän schon ein wenig befangen und warf mir dabei einen Seitenblick zu:

„Ich habe eine Anfrage an den Verweser der Zwangsarbeit gerichtet... In dem Schreiben des Gouverneurs sind thatsächlich in dieser Hinsicht einige unklare Ausdrücke vorhanden. Jedenfalls wird sich die Frage sehr bald aufklären."

Petuſchkow fing gleichfalls mehr als einmal mit mir im Bergwerk zu disputieren an. Er faßte das Schreiben, wie alle, zu Gunſten der Sträflinge auf und warf mir halb im Scherz, halb im Ernſt Anmaßung und das Verlangen, nicht ſo wie alle zu ſein, vor.

„Ich weiß ſehr gut, daß Sie gelehrte Menſchen ſind, wir aber Holzklötze; trotzdem, ſollten denn wenigſtens Monachow und Luczeſarow nicht mehr als die anderen verſtehen? Sie haben doch etwas gelernt... Weiter! der Verweſer der Zwangsarbeit hat ſelbſt, wie man ſich erzählt, erklärt, daß zwei Drittel in Abzug kommen... Verſteht denn thatſächlich niemand in ganz Sibirien, zum Kuckuck, außer Ihnen, zu leſen?“

„Zu leſen verſtehen ſie, Iljitſch, aber alle haben die zwei Drittel im Kopf — und deshalb legen ſie es ſo aus. Sagen Sie mir nur eins: angenommen, Sie erhalten 90 Rubel pro Monat.“

„O, das würde famos ſein!“

„Angenommen, man würde Ihnen das Gehalt wegen irgend eines Vergehens auf zwei Drittel kürzen. Wie viel würden Sie da erhalten?“

„Früher, ſagteſt du, waren es 90? Nun, ſelbſtverſtändlich 60 Rubel würden mir bleiben.“

„Nun, ſehen Sie ſelbſt, daß ich recht habe.“

„Wie ſo? Was ſoll das heißen? Wieſo biſt du im Recht, hol dich der Teufel?“ mit dieſen Worten ſprang Petuſchkow von ſeinem Platze auf, ſetzte den Streit weiter fort und war bereit, ſein Lieb-

lingspferd, den Braunen, gegen 50 Rubel meinerseits zu verwetten...

Das Gerücht, daß drei gebildete Sträflinge behaupteten, klüger zu sein, als die anderen, verbreitete sich in der Umgebung von Schelaj wie ein Laufeuer, und bald wußte jeder davon, und man sprach sogar in der Fabrik darüber. Die öffentliche Meinung war nicht auf unserer Seite, und alle warteten mit offenkundiger Schadenfreude auf den Beschluß der hohen Obrigkeit, auf die Entscheidung, die uns endgiltig beschämen und blamieren sollte.

„Iwan Nikolajewitsch", sagte Steinhart manchmal im Scherz zu mir, „wir können jetzt noch womöglich die größten Unannehmlichkeiten haben, wenn die Obrigkeit spaßeshalber die zwei Drittel auf uns anwenden wird. Es ist schon besser, wir bleiben im Gefängnis, und dazu noch als Sieger in dieser Sache."

„Nein, ich bin nicht einverstanden", antwortete ich gleichfalls scherzend, „meiner Meinung nach ist es schon besser, vor Scham zu vergehen, dafür aber die zwei Drittel zu erhalten."

Die Zeit verging. Die meisten Sträflinge hofften, daß man sie aus dem Gefängnis entlassen würde — spätestens in einigen Tagen, andere waren enttäuscht, als man sie nicht sofort, nach der Dankmesse, entließ, sondern wie gewöhnlich am Abend die Kontrolle vornahm, die Arbeit einteilte und sie einschloß. Am anderen Tage verbreitete jemand das Gerücht, daß alle Sträflinge aus dem Siechenhause im Alexandrowskoje längst entlassen seien, und daß die siebzig-

jährigen Krüppel in den Schenken sich herumtrieben und prahlten:

„Wir werden von uns noch hören lassen, Brüder..."

Dieses Gerücht wurde bald widerlegt. Die Tage vergingen einer wie der andere. Die Kontrollen, die Arbeit, das ganze Sträflingsleben ging seinen gewöhnlichen Lauf. An Stelle der gerührten Stimmung der Aufseher und des Sechsäugigen trat die frühere Wichtigkeit und Strenge, und die Kobylka verlor rasch wieder den Mut. Im Stillen glaubte sie weiter an die zwei Drittel, doch hörte man öfters Stimmen:

„Iwan Nikolajewitsch hat recht: nicht mal ein Drittel bekommen wir zu riechen! Was kann man hier in Sibirien vom Gesetz erwarten? Mit einem Worte — ein gerechtes Urteil!"

Gegen die Mitte des Sommers sprach niemand mehr vom Manifest. Von seiner Anwendung war auch keine Rede. Endlich im September verbreitete sich das Gerücht, daß im Bergwerk zu Zerentuja zwei Sträflinge einen Abzug von zwei Drittel erhalten hätten.

„Zwei Drittel?"

„Ja", sagten überzeugt die Boten.

„Wieso denn? ... Wenn es der Malyschew ist, den ich kenne, müßte er so wie so nur noch einige Monate sitzen, er war verurteilt zu zwölf Jahren."

„Ich kenne den Suchopjatow", sagte ein anderer Zuhörer: „er wurde an einem Tage mit mir verurteilt, nur daß ich ein Jahr mehr erhielt ... Also,

er ſitzt auch ſo wie ſo über die Friſt, denn ich beende ja in dieſen Tagen ſozuſagen meine Strafzeit."

„Was ſind denn das für zwei Drittel?"

„Nun, vielleicht iſt es ein anderer Suchopjatow."

Eines abends teilte Luczeſarow bei der Kontrolle mit, daß drei Sträflinge, die im Schelajſchen freien Kommando ſich befanden, laut dem Manifeſt zur Anſiedlung beſtimmt ſeien. Von dieſen wußten ſchon alle genau, daß einem von ihnen bis zur Anſiedlung nur ein Monat, den anderen zwei, ſage nur zwei Monate, fehlten. Mit jeder Poſt kamen ähnliche Abzüge den Sträflingen, meiſtens für ſolche, die im freien Kommando waren, deren Strafzeit auch ohne dies in Bälde beendet war, einmal aber kam ſogar der Befehl zum Abzug von einem Jahr für einen Sträfling, der ſoeben ſeine ganze Zwangsarbeit vollendet hatte! . . . Die Enttäuſchung war groß. Die Sträflinge gaben ihrer Entrüſtung lauten Ausdruck. Die „Iwans" thaten mehr als je ſtolz und ſagten, ſie brauchten ſo wie ſo keine Gnade, die Minderwertigen murrten, daß die ſibiriſche Obrigkeit ihnen zwei Drittel „geſtohlen" hätte.

„Wenn man wenigſtens ein Drittel ganz gegeben hätte, — es kommt ja nicht mal auf ein Drittel heraus!" Man beſchloß, vom Sechsäugigen Aufklärung zu verlangen. Der brave Kapitän antwortete mit der größten Ruhe, als ob nichts geſchehen wäre:

„Es war eine Dummheit zu meinen, daß zwei Drittel in Abzug gebracht würden! In dem Schreiben war thatſächlich etwas unklar, aber ich habe euch

ſchon damals gewarnt: hegt keine große Hoffnung, wartet die Erklärung ab."

„Ja, wird denn wenigſtens ein Drittel abgezogen, Herr Direktor?"

„Ein Drittel unbedingt. Man muß nur die Reihenfolge abwarten. Es iſt unmöglich, das Manifeſt auf euch alle mit einemmal anzuwenden, ihr ſeid doch mehrere tauſend . . ."

Von dieſer phyſiſchen Unmöglichkeit ſprach auch ſpäterhin der Verweſer der Zwangsarbeit ſelbſt zu den Schelajſchen Sträflingen. Aber ich begriff ſie nie, wie ich ſie auch jetzt nicht begreife . . . In der Verwaltung des Kreiſes zu Nertſchinsk arbeiten mehrere Dutzend Beamte von verſchiedenſter Benennung; indeſſen, meine ich, könnten zwei bis drei gewiſſenhafte Schreiber, die ein wenig gebildet ſind, in einem Monat nach den Regiſtern die Strafzeit ausrechnen und ein Drittel in Abzug bringen für die 3000 Menſchen, die ſich im Zwangsrayon zu Nertſchinsk befinden . . . Die Allweisheit in der Kanzlei bringt es fertig, für dieſe ziemlich einfache Sache faſt 2 Jahre zu brauchen! . . .

Das Leben kam allmählich wieder ganz in das gewöhnliche Geleis. Die roſigen Illuſionen zerſtoben. Im Laufe eines ganzen Jahres wurden den zu kurzer Friſt Verurteilten Abzüge mitgeteilt, „zu einem Theelöffel je eine Stunde", wie die Sträflinge ſich witzig ausdrückten. Die zu längeren Friſten Verurteilten ſchien man ganz vergeſſen zu haben. Gewiß, bei einem Abzug von einem Drittel blieb ihnen eine genügende Anzahl von Jahren der Zwangsarbeit übrig, und es

war nicht nötig, ſich mit der Mitteilung „der Gnade“ bei ihnen zu beeilen, aber die Unzufriedenheit der zu längerer Friſt Verurteilten hatte auch ihre begreiflichen Gründe. Sie hofften nämlich (und mir erſchien dieſe Hoffnung durchaus berechtigt), daß ihnen nicht nur die ganze Friſt um ein Drittel vermindert würde, ſondern auch in demſelben Maße die „Probezeit“, die ſie im Gefängniſſe verbringen mußten und die den ſchwerſten Teil der Verbannung ausmachte. Dieſe Hoffnung fiel jedoch, wie viele andere Hoffnungen, in nichts zuſammen, und nach Verlauf eines Jahres teilte uns Lucześarow eine Erklärung mit, daß die Probezeit genau ſo bleiben müßte wie vor dem Manifeſt. (Die Gefängniszeit der Zwangsarbeiter hängt von der Anzahl der Jahre, zu denen ſie verurteilt ſind, ab. So z. B. beträgt für die „Ewigen“ die Zeit elf Jahre; für die zu 16, 17, 18, 19 und 20 Jahren Verurteilten macht ſie 7 Jahre aus; für die zu 13—15 Jahren 5 Jahre; für die zu 10—12 Jahren Verurteilten $3^1/_2$ Jahre u. ſ. w. Die Zwangsarbeiter, die zu mehr als 12 Jahren verurteilt ſind, gehören der erſten Kategorie an und genießen für gewöhnlich keine Abzüge, außer einem Abzug von zwei Monaten pro Jahr für gute Aufführung. Die Zwangsarbeit der zu kurzen Friſten Verurteilten wird auch gewöhnlich dank dem großen Abzug für Bergarbeiten faſt um die Hälfte vermindert, ſodaß je länger die Friſt des Zwangsarbeiters dauert, ſeine Lage in jeder Hinſicht deſto ſchlechter iſt. Anm. d. Verf.) Das war eine der bitterſten Enttäuſchungen für die zu längerer Strafzeit Verurteilten . . . Der

„Ewige", auf den das Manifest angewendet wurde, wurde zu 20jähriger Zwangsarbeit, die Strafzeit von 20 Jahren zu 13 Jahren verkürzt, aber diese Verminderung war wenig tröstlich für die weitere Zukunft, wo augenblicklich der erstere wie früher 11 Jahre im Gefängnis, der zweite 7 Jahre mit einem rasierten Kopfe und gefesselten Füßen verbringen mußte. Aber es gab bei der Anwendung des Manifestes auch noch andere Merkmale, die in den Zwangsarbeitern die Vorstellung erweckten, daß die Obrigkeit die Gnade des Zaren gestohlen hätte. Im Manifest war von guter Aufführung, Reue u. s. w. die Rede, was jeder sich so auslegte, daß seine Aufführung nur in der näherliegenden Zeit in Anbetracht gezogen würde, nicht etwa alle Vergehen, die vor drei, vier Jahren oder vor zehn Jahren begangen worden waren. Wie groß war das Erstaunen, als de facto alle derartigen Sträflinge vom Manifest ausgeschlossen wurden, in erster Linie die sogenannten Flüchtlinge, d. h. solche, die irgendwann einen Fluchtversuch gemacht hatten. Die Strenge dieser Ausschließung war besonders hart; ich habe mehr als einmal gezeigt, wie streng und oft ungerecht das Gesetz die Fluchtversuche bestraft und wie schrecklich in seiner ganzen Hoffnungslosigkeit das Schicksal der Flüchtlinge in der Zwangsarbeit ist.

„Die sibirische Obrigkeit hat uns das Manifest gestohlen!" sagte die Kobylka voll Verzweiflung: „ach, uns ist das nichts Neues! . . ."

Viele ausgewählte Schimpfwörter erhielt in diesen Tagen die Obrigkeit, aber am meisten bekam der

alte Pope, auf den man aus irgend einem Grunde die ganze Schuld wälzte.

„Der langhaarige Teufel! . . . ‚Nun laßt uns fleißig beten, Kinder'", ahmte man ihm voll unbegreiflicher Wut nach, „‚denn auch die, die es nicht verdienen, erhalten zwei Drittel'! Oh, du ungeschorener Kerl, mögest du platzen! Wir haben erhalten! . . . Zwei Drittel! . . . Uh, du infame Brut!"

Erbarmungslos wurden auch die Sträflinge verhöhnt, die während der Dankmesse Kerzen geopfert hatten. Einige leugneten es und wiesen auf andere hin. Andere wurden vor Scham rot, manche gaben wütende Antworten.

In dieser Hinsicht kamen nicht wenige ergötzliche und traurige Auftritte vor.

Bei der Konfrontation.

Die Zahl der Verbannten in den Bergwerken des Nertschinskschen Kreises schmolz in der letzten Zeit, auch abgesehen von dem Manifeste, stark zusammen infolge der häufigen Absendung der gesunden und starken Sträflinge nach der Insel Sachalin und hauptsächlich deshalb, weil der Zufluß von neuen Partieen aus Rußland zeitweilig fast aufgehört hatte (wahrscheinlich auch infolge der verstärkten Nachfrage von der Insel Sachalin her). Die Zahl der Bewohner des Schelajschen Bergwerkes verminderte sich reißend; es mangelte an kräftigen Sträflingen für die einfachen

Verrichtungen, die im täglichen Leben vorkamen. Einen besonderen Mangel verspürte man bei den Handwerkern. In das Bergwerk wurden sehr wenig Leute gesandt, und Monachow hob die Arbeit in einem Schacht auf. Jedoch wurde von den kleinen Partieen, die von Zeit zu Zeit aus Rußland ankamen, aus irgend einem Grunde niemand nach Schelaj geschickt: die Sträflinge erklärten dies mit dem „barbarischen" Ruf des braven Kapitäns und durch die schlechten Beziehungen des Verwesers des Kreises zu letzterem. Es wurde vorausgesetzt, daß der Sechsäugige „ohne unsereinen nicht ruhig schlafen, nicht auskommen kann" und daß man ihn durch Ignorierung seines Gefängnisses am meisten ärgern könnte. Man erzählte sich, daß er oft Anfragen wegen neuer Leute erhob, und ab und zu schickte man, thatsächlich wie zum Hohn, ein paar alte Leutchen, die man längst in ein Siechenhaus unterbringen mußte, lahme, verkrüppelte, die zur Arbeit untauglich waren und auf kein Handwerk sich verstanden. Luczesarow kam dann ganz außer Rand und Band und sandte sofort die neue „Partie" zurück mit dem Vermerk, daß er keine freien Stellen im Lazarett habe.

Mit Verminderung der Zahl der gesunden und kräftigen Elemente im Gefängnis wurden immer mehr und mehr für sogenannte „häusliche" Arbeiten, z. B. als Zellenstarosten, „Paraschniki", Krankenwärter und dergleichen schwächliche alte Leute und Kranke, Syphilitiker und Schwindsüchtige, verwendet. Nur der riesenstarke Juchorew allein hatte es verstanden, auch jetzt die Stelle des allgemeinen Staroste

zu behalten, die ihm gestattete, den ganzen Tag zu faulenzen oder im Gefängnis herumzuschlendern. Der Sechsäugige war offenbar auf ihn gut zu sprechen und hatte ihm, nach den eigenen Worten Juchorews, gesagt:

„Die Stelle eines Starosts muß unbedingt ein Mensch, wie du, bekleiden, — mit guter Kehle und starker Faust, damit man die Unzufriedenen schnell zur Ruhe bringen kann! Sorge dafür, daß im Gefängnis nicht über das Essen oder zu schwere Arbeit gemurrt wird. Wenn etwas nicht in Ordnung ist, melde es mir nicht, schaffe selbst Ordnung!"

„Meinetwegen kann der Hundesohn bellen, wie es ihm gefällt!" fügte Juchorew der Erzählung der Lehren des braven Kapitäns hinzu: „ich höre ihm zu und schweige. Was hindert mich daran, mich militärisch auszureden und zu sagen: ‚Zu Befehl, Herr Direktor!'"

Und Juchorew blieb weiter Gefängniskönig und bekam mehr und mehr den Artel in seine Gewalt. Er war überhaupt eine despotische Natur. Nur pro forma ging er zuweilen die Zellen ab und fragte: ‚Kinder, wollt ihr nicht das oder jenes?' Aber aus dem Tone, in dem er die Frage stellte, konnte man sofort ersehen, was ihm selbst wünschenswert erschien, und die Antwort der Schpanka war stets vorauszusehen. Es kam vor, daß man sich hinter dem Rücken über Juchorew aufhielt, man sprach sogar davon, daß er die Nase zu hoch trage und daß man einen anderen zum Starost wählen würde, aber dies war nicht ernst gemeint, da alle sehr wohl

wußten, daß niemand im Gefängnisse im stande sei, mit Juchorew an Intelligenz oder an innerer Kraft, geschweige denn in der äußeren Erscheinung zu konkurrieren. Die mächtige Gestalt Juchorews brauchte nur unter den Sträflingen zu erscheinen, um sie alle als klein und alltäglich erscheinen zu lassen. Es herrschte gleichfalls die feste Ueberzeugung, daß der allgemeine Staroſt einen großen Einfluß auf den Oekonom ausübe, ihn zu Gunsten des Artels betrüge, überhaupt ihn in seinen starken Händen habe. Ich habe selbst in der Küche gehört, wie Juchorew den Oekonom ins Gesicht ‚lispelnder Teufel' nannte, und dieser sich nur gutmütig dazu krümmte und scherzte. Der ‚lispelnde Teufel' seinerseits aber machte den Eindruck eines zu geriebenen Gauners, um in irgend einem Punkte selbst dem listigsten und gewandtesten Sträfling nachzugeben; die Begeisterung der Kobylka für den Verstand ihres Staroſts war rein platonisch, die Sträflinge hatten keinen offenkundigen Vorteil von seiner siegreichen Politik; im Gegenteil, die Balanda wurde mit jedem Monat wässeriger und unschmackhafter, das Fleisch immer weniger und weniger; Fett für die Grütze wurde bald unter dem oder jenem Vorwande wochenlang nicht ausgeteilt. Dies alles sah und fühlte die Kobylka sehr genau, aber die Persönlichkeit Juchorews übte einen zu großen Zauber auf sie aus und erdrückte jegliche Auflehnung gegen ihn.

Zur selben Zeit glänzte Juchorew, von Natur aus sehnig und hager, vor Fett und Ueberfluß an Gesundheit; er trank keinen Thee ohne Milch, rauchte

nur guten Tabak, aß viel Fleisch und war sogar zuweilen betrunken, indem er den Spiritus von dem Feldscher Semljansky, mit dem er in großer Freundschaft lebte, erhielt. Er prahlte selbst nach einer Haussuchung im Gefängnis, wenn man bei ihm nachgesehen hätte, würde man fünfundzwanzig Rubel vorgefunden haben. Woher hatte er soviel Geld? Woher nahm er Milch, Fleisch? Die Kobylka dachte nicht daran, sich mit ähnlichen peinlichen Fragen abzugeben, und fuhr fort schweigend und ohne Murren sich vom Spülicht zu nähren.

Eines Sonntags machten wir, Steinhart und ich, wie gewöhnlich, mit Baschurow, im Korridor unseren Spaziergang, als plötzlich Juchorew von der Schwelle seiner Zelle aus rief:

„Walerjan, das Frühstück ist da, komm her, lieber Freund!"

„Was für ein Frühstück?" fragten wir erstaunt unseren Kameraden.

Baschurow wurde verlegen.

„Ja, wissen Sie . . . Juchorew bewirtet oft . . . Es ist peinlich, ihm abzuschlagen . . ."

„Womit bewirtet er?"

„Na, mit allerhand, mit Kartoffeln, manchmal mit Fleisch . . ."

„Ja, wissen Sie denn nicht, wo er dies alles hernimmt? Er muß dies doch bei dem Artel stehlen, und wenn wir an seinen Mahlzeiten teilnehmen, wie werden sich die Sträflinge uns gegenüber stellen? Juchorew wird man verzeihen, uns aber nicht."

„Oh! sie beteiligen sich aber doch alle daran ... Bei uns ißt fast die ganze Zelle Kartoffeln!“

„Das ist es ja: ‚fast die ganze‘ ... Irgend ein Karpuschka erhält sicher garnichts? Ihre Zelle hat nur deshalb Frühstück, weil sich zufällig dort die ‚Iwans‘ angesammelt haben, während die übrigen darben.“

„Sie sind ein kleinlicher Rigorist, Iwan Nikolajewitsch! Eine armselige Kartoffel oder Zwiebel ... Mehr nehme ich gewöhnlich nicht ... Man beleidigt doch mit der Absage ...“

Steinhart stellte sich energisch auf meine Seite und der verlegen gewordene Baschurow lehnte diesmal das Frühstück ab. Doch nach einigen Wochen hatte ich bereits wieder Gelegenheit, mich zu überzeugen, daß Walerian aus Charakterlosigkeit oder schlecht angebrachtem Zartgefühl an den Juchorewschen Mahlzeiten von neuem teilnahm. Ich hielt es für zwecklos, einen neuen Disput aus demselben Anlaß anzufangen, da ich die große Eigenliebe Baschurows kannte, und zog es vor, ihm alles selbst zu überlassen. Doch mißfiel mir, wie vordem, daß seine Freundschaft mit Juchorew täglich, ja fast stündlich zunahm, und daß er fortfuhr, auch mit den anderen Sträflingen ein familiäres, jedenfalls unnützes Verhältnis anzuknüpfen. Sie erlaubten sich, ihm auf die Schulter zu klopfen, nannten ihn ohne weitere Anrede beim Namen und erlaubten sich grobe Späße gegen ihn. Ich selbst verhielt mich zwar nie den Sträflingen gegenüber zurückhaltend; doch bei allen Späßen mit Tschirok, Nogaitzew, Sochaty und anderen suchte

ich eine gewiſſe Grenze einzuhalten und das Gefühl der eigenen Würde zu wahren. Steinhart war in dieſer Hinſicht viel zurückhaltender, als ich. Jetzt dagegen, wo der unvorſichtige Kamerad eine ganz neue Art von Beziehungen eingeführt hatte, ſchloſſen wir uns inſtinktiv ab und wurden im Verkehr mit den Sträflingen zurückhaltender und einſilbiger wie zuvor. Die Kobylka bemerkte ſehr bald dieſe Veränderung und bemerkte oft in unſerer Anweſenheit oſtentativ, daß Walerian Baſchurow ein einfacher Menſch, eine Seele von einem Menſchen ſei, nicht etwa, wie wir zwei — ſtolze Menſchen, die von dem einfachen Volke nichts wiſſen wollten.

Doch konnte Walerian, wie Steinhart auch vorausgeſagt hatte, keineswegs immer in derſelben Stimmung zu ſeinen Kameraden bleiben, und es kam zwiſchen ihnen hie und da zu heftigen Auftritten. Von einem Auftritte mit ſeinem Lieblings-„Schüler" Bykow ſprach man im ganzen Gefängnis. Dieſer Bykow war eine in ſeiner Art merkwürdige Geſtalt und ich muß ihm einige Worte widmen. Der nächſte Freund Juchorews war er keineswegs infolge irgendwelcher innerer Eigenſchaften, ſondern ausſchließlich wegen ſeines phyſiſchen Ausſehens. Er war ein ſtumpfſinniger Burſche von hohem Wuchſe, faſt um einen ganzen Kopf höher als Juchorew und Sochaty, dabei hager und mager, wie ein Streichholz; ein totbleiches Geſicht auf einem ungeheuer großen viereckigen Schädel, tief eingefallene braune Aeuglein, ein kaum ſichtbares gelbes Bärtchen, lange knochige Hände von einer phänomenalen Kraft, — ſo war das Ausſehen dieſes

ungeheuer großen lebendigen Skeletts, das zu alledem noch eine grobe unangenehme Stimme besaß ... Bykow war zur Zwangsarbeit wegen Vergewaltigung einer Frau verurteilt, er selbst fand, seine Verurteilung sei empörende Ungerechtigkeit und Grausamkeit.

„Das nennt man Gesetz!" sagte er mit seiner harten, bösen Baßstimme: „ist das etwa gerecht? Wegen irgend eines alten Luders schickt man einen Menschen in die Zwangsarbeit ..."

„Sie haben ihr aber doch ein Leid angethan. Sie stellen es doch nicht in Abrede, Bykow."

„Was ist das für ein Leid? Na, wenn es ein junges Mädchen oder eine verheiratete Frau gewesen wäre, da wäre die Sache anders ... Sie war doch eine alte Witwe, und wie eine Hexe sah sie aus."

„Einerlei — eine Frau war sie ..."

„Es ist ja bekannt, Mikolaitsch, daß Sie stets diese Luder in Schutz nehmen. Hören Sie nur, wie die Sache sich verhält. Ich lebte auf einer Goldwäscherei und dies alte Weib lebte auch da irgendwo in der Nähe. Da trafen wir sie, ich und noch einige Burschen, im Walde ... Es war an einem Sonntage — na, wir waren also tüchtig betrunken. Würde denn solch ein Blödsinn einem nüchternen Menschen in den Sinn gekommen sein? Hatten wir denn kein Geld oder fehlte es uns an Mädchen? Na, und die Hexe sträubte sich dagegen ... Eine andere hätte es für eine Ehre angesehen ... ha—ha—ha — mit jungen Burschen sich zu amüsieren ...

Sie ſträubte ſich aber. Na ... da mußten wir Gewalt gebrauchen ..."

„Wie hat ſie euch denn ſpäter überführt?"

„Es fanden ſich Zeugen. Zwei aus unſerer Geſellſchaft waren nicht betrunken ... Die rieten uns noch ab ... Na, und ſpäter, als das Luder uns anzeigte und ſie als Zeugen anführte, wieſen ſie auf mich und die andern Kameraden. Und dafür erhielt ich acht Jahre Zwangsarbeit! Iſt das etwa gerecht? Das iſt keine Gerechtigkeit, ſondern eine Gewaltthat."

Außer der oben erwähnten Dummheit beſaß Bykow an inneren Eigenſchaften die Hartnäckigkeit eines Eſels und eine krankhaft geſteigerte Eigenliebe, eine Fähigkeit, ſelbſt da eine Kränkung zu wittern, wo kein Menſch daran dachte. Da er ſich ſehr klug vorkam, duldete er keinen Widerſpruch im Geſpräche und begann ſofort wütend zu werden ... Einmal, im Sommer, ſchaute ich vom Gefängnishofe auf die mit wildem Rosmarin bedeckten Berge und fragte den vorübergehenden Bykow, welche Farbe für ihn der Rosmarin habe.

„Na, der iſt doch lichtrot", erklärte er beſtimmt.

„Mir ſcheint er lila zu ſein", ſagte ich, „lichtrot ſieht anders aus ..."

Bykow fühlte ſich ſofort beleidigt.

„Lila? ... Ich kenne ſolch eine Farbe nicht ... Weshalb fragen Sie, wenn Sie alles beſſer wiſſen? Ich will doch kein Pope werden ... Ha—ha! Lila!"

Und gekränkt ging er fort.

Mit dieſem Menſchen hatte ſehr bald Walerian Baſchurow einen heftigen Zuſammenſtoß. Bei den

familiären Beziehungen, die sich eingebürgert hatten, war es nur folgerichtig, daß infolge Beantwortung einer Grobheit durch Baschurow (womöglich nur in der Form: ‚Gehen Sie fort, lassen Sie mich in Ruh') Bykow selbst den Lehrer an irgend einen unzweideutigen Ort verwünschte ... Baschurow, der derartiges nicht erwartet hatte, geriet in Zorn, kam auf Bykow zu und verlangte, er solle ihn sofort um Entschuldigung bitten. Bykow lachte laut auf und fügte zu der ersten Grobheit noch einige gemeine Schimpfwörter hinzu. Die einflußreichen Sträflinge, wie Juchorew, beeilten sich die Zelle zu verlassen, als ob sie den Streit nicht bemerkt hätten; die übriggebliebene Schpanka bewahrte eine lautlose Neutralität. Walerian kam zu mir und Steinhart, vor ohnmächtiger Wut fast weinend, um sich zu beklagen.

„Ich habe Sie stets gewarnt, Baschurow", sagte ich ihm, „da wir auf gemeine Redensarten den Sträflingen nicht mit ähnlichem antworten können, dürfen wir überhaupt nicht in zu nahe Beziehungen zu ihnen treten."

„Ach, dieser Bykow ist ja eine Ausnahme! Er ist solch ein gemeiner Kerl, solch ein Esel ..."

„Hier ist aber gar nichts zu machen", sagte Steinhart, „du kannst dich doch mit ihm nicht prügeln."

Im Inneren war ich sehr gereizt gegen den Kameraden, da ich ihn eher, als Bykow, von dem man nichts verlangen konnte, beschuldigte. Trotzdem hielt ich es für nötig, offiziell dem Bykow meine Unzufriedenheit kund zu geben und antwortete ihm bei unseren Begegnungen trocken auf seine Fragen. Nach

diesem Vorfalle wurden Steinhart und ich nur noch vorsichtiger; wenn einer von uns dreien in Gegenwart der Kobylka irgend etwas Ueberflüssiges oder, wie es den anderen schien, direkt Taktloses sagte, vernahm man sofort: „Noblesse oblige“, meine Herren! Infolge der Zusammenstöße mit Bykow und einer Reihe anderer kleinerer Streitigkeiten mit seinen Mitbewohnern wurde Baschurow selbst argwöhnisch gegen alle Sträflinge, mit denen er früher zu intim gewesen war. Immer öfter brach er den familiären Umgang in grober Form ab und bekam selbstredend ebensolche Grobheiten zu hören. Seine Popularität im Gefängnis begann ebenso schnell zu schwinden, wie sie entstanden war. Schließlich trat auch zwischen ihm und Juchorew die unvermeidliche Kälte ein. Zu seinem Unglück war Baschurow viel zu offenherzig und unvorsichtig in den Aeußerungen seiner Gedanken über die Artelgebräuche und Sitten. Früher, als er mit seinen Mitbewohnern sich auf gleichen Fuß gestellt hatte, wurden ihm seine schärfsten Bemerkungen in dieser Hinsicht verziehen oder als Scherz aufgefaßt; jetzt aber, wo er unter dem Einflusse der gekränkten Eigenliebe seinen früheren Umgang mit allen plötzlich aufgab, das Recht, den Zensor der Sitten zu spielen, jedoch beibehielt, wollten die Sträflinge dieses Recht ihm nicht mehr zugestehen. Auf diesem Boden entstand sein erster Streit mit Juchorew zwei Wochen nach der Verlesung des Manifestes. Eines Morgens kam Baschurow in die Küche nach heißem Wasser, erblickte die Küchengänger bei einem Frühstücke und sagte lachend:

„Ihr lebt mit dem jetzigen Staroſt gut, meine Herrſchaften! Er füttert euch rein zum Abſchlachten.“

Dieſe Worte wurden offenbar als ein Scherz aufgefaßt, als aber Walerian fortgegangen war, ſpielte ſich in der Küche ein richtiges Drama ab. Als Juchorew in der Küche erſchien, teilte man ihm mit, Baſchurow hätte von einer Gaunerbande, die ſich in der Küche unter dem Vorſitze Juchorews gebildet habe, geſprochen. Wie ein erzürnter Löwe kam Juchorew in die Zelle und ſagte feierlich zu Walerian:

„Ich hätte dies von Ihnen nicht erwartet, Baſchurow. Wir haben bis jetzt freundſchaftlich mit einander gelebt, jetzt ſehe ich, daß Sie hinterliſtig ſind. Sie müßten aber zuerſt beweiſen, daß ich der Hauptmann einer Bande bin, die den Artel beſtiehlt.“

Baſchurow verſuchte ſich zu rechtfertigen.

„Ich habe geſcherzt, man hat mich mißverſtanden . . .“

„Nun, ſo ſcherzt man bei uns nicht“, antwortete nachdrucksvoll Juchorew und fügte hinzu: „übrigens weiß ich ſehr gut, woher dies alles ſtammt und wer Sie gegen mich aufhetzt. Sie fangen an die Naſe viel zu hoch zu tragen.“

„Was meinen Sie damit? Wer hetzt mich auf und wer trägt die Naſe zu hoch?“ fragte Walerian.

„Ja, wir wiſſen ſchon, wer es iſt!“ ſagte Juchorew und ſtürzte aus der Zelle hinaus.

Als ich von dieſem Geſpräche hörte, zweifelte ich keinen Augenblick, daß er mich hauptſächlich damit gemeint habe. Noch vor der Ankunft der Neulinge war ich gegen ihn ſtets ſehr zurückhaltend geweſen,

da ich instinktiv fühlte, daß er ein Mensch von außerordentlicher Kraft sei, dem jedoch jedes moralische Element fehlte, und daß es zweckmäßig sei, sich von ihm fernzuhalten. Mit Beginn der Freundschaft zwischen Juchorew und Baschurow wurde ich nicht nur zurückhaltend, sondern sogar kühl gegen ihn. Und ich fühlte, daß dies Vibrieren meiner Beziehungen zu ihm dem klugen Sträfling nicht unbemerkt geblieben war. Er war wie früher mir und Steinhart gegenüber überaus höflich, aber in dieser Höflichkeit spürte man einen versteckten Haß. Ihn kränkte es offenbar tief, daß ihm von unserer Seite nicht dasselbe kameradschaftliche Vertrauen und das Verlangen, sich ihm zu nähern, zu teil wurde, wie seitens des leicht empfänglichen Walerian . . . Juchorews Freunde befanden sich einige Tage in großer Aufregung und berieten mit ihm fortwährend irgend etwas, indem sie in den freien Stunden auf dem Gefängnishofe auf und ab gingen . . . Das Erscheinen eines von uns dreien in der Küche wurde mit einem grabähnlichen kalten Schweigen begrüßt. Der Oberkoch, der Tatar Asiadinow, der zuerst den Scherz Baschurows mit Lachen aufgenommen hatte, war am meisten verstimmt und beantwortete sogar unsere Fragen nicht. — Als der nächste Fasttag herankam, wo die Balanda aus unserem Fleische bereitet wurde, ergab es sich, daß Juchorew, Bykow, Asiadinow, Schmatow und noch zwei bis drei Mann sich eine Balanda besonders gekocht hatten, bei der Verteilung unseres Bauerntabaks aber in den Zellen am Sonnabend lehnten sie ihren Teil ab. Das war ein offen-

kundiger Proteſt. Der Kampf nahm einen ſcharfen und ziemlich unangenehmen Charakter an ...

Der Brotbäcker Ogurzow, ein noch ſehr junger und ſehr zum Scherzen aufgelegter Burſche, der mit mir bis dahin ſehr befreundet war, wendete ſich jetzt, wenn ich in die Küche kam, verſchämt zur Seite, als ob er mich nicht ſähe. Einmal aber am Abend, als ich kurz vor der Kontrolle mir Thee aufbrühte, näherte er ſich mir unbemerkt und ſteckte mir einen Zettel in die Hand. Als ich in meine Zelle zurückkehrte, las ich folgende Zeilen: „Iwan Mikolaitſch, unſere Bande ſagt, daß Sie auch eine Bande haben, daß Sie ihr Hauptmann ſind, daß Sie die Iwans verleumden. Ich aber, Gott weiß es, liebe Sie, doch fürchte ich, daß man mich prügeln wird. Juchorew ſagt, daß Sie mich mit Tabak erkauft haben. Ihr treuer Diener Ogurzow."

Ich muß hier die Geſchichte dieſes „treuen Dieners" erzählen, — ſie iſt nicht ohne Intereſſe. Ogurzow kam mit mir nach Schelaj, faſt noch ein Knabe, ohne Schnurrbart, mit friſch gerundeten Backen und, von athletiſchem Wuchs, hauptſächlich aber mit ſolch einer naiven und unverdorbenen Seele, daß es einem leid that, ihn mit einer grauen Joppe mit zwei ſchwarzen viereckigen Lappen auf dem Rücken bekleidet zu ſehen. Die Kobylka nannte ihn nicht umſonſt „Gras", — er war thatſächlich Gras ohne eigene Farbe und Geruch, ein weißes Brett, auf das das Leben ſchreiben konnte, was es wollte. Breitſchulterig, mit einem runden dicken Geſicht (das man in drei Tagen nicht bereiſen kann, wie die Sträflinge

witzelten), und mit einer großen schweren Faust, war der achtzehnjährige Ogurzow still und gutmütig wie eine Taube; auf jedes Schimpfwort wußte er nur zu kichern und sich den Bauch zu halten. Schwer wollte es einem einleuchten, daß dieser junge und beschränkte Herkules in die Zwangsarbeit wegen der Ermordung eines Menschen gekommen sei. Er hatte übrigens diesen Mord ohne jeglichen Wunsch und Absicht, fast zufällig, vollbracht. Einst hatten einige Freunde den Ogurzow in eine Schenke geschleppt, und als er es ablehnte, Schnaps zu trinken, schlug ein arg betrunkener Soldat, der auch in der Schenke saß, vor, ihm mit Gewalt ein Glas Schnaps in den Mund zu gießen. Indem Ogurzow sich dabei wehrte, wollte er dem Soldaten nur eins auswischen, traf ihn aber mit der Faust so unglücklich an die Schläfe, daß der Schädel platzte und der Soldat sofort verschied.

Mit mir befreundete sich Ogurzow seit den ersten Tagen unseres Beisammenseins im Gefängnis, und obgleich er mit mir nicht in einer Zelle lebte, lernte er ab und zu Lesen und Schreiben, was sehr schwer von statten ging. Mit großer Lust führte er mit mir „gelehrte Gespräche", gleich dem Kisa Mokiewitsch, fragte mich z. B., warum der Mensch nur zwei Füße habe, dennoch aber klüger als ein Vogel sei. Bei der Unterhaltung, wie nichtig auch der Gegenstand war, bedeckte er aus irgend einem Grunde fortwährend mit der einen Hand den Mund, mit der anderen hielt er sich den Bauch, krümmte sich und lachte mit dünner Stimme; dies war der ge-

wöhnliche Ausdruck seines Erstaunens... Die Kobylka schätzte er, gleich dem Lunjkow, in sittlicher, wie in geistiger Beziehung sehr niedrig, war über alle Sträflingsgebräuche und Sitten entrüstet und hielt sich von dem allgemeinen Gefängnisleben fern.

In der Küche wurde einmal ein neuer Brotbäcker verlangt. Luczesarow musterte die Reihe der Sträflinge, und seine Wahl fiel aus irgend einem Grunde auf Ogurzow. Derselbe war tief betrübt. Sein Riesenorganismus verlangte frische Luft und gesunde Arbeit, die dumpfe und heiße Atmosphäre der Küche aber verweichlichte den Menschen, schwächte die Muskeln und ließ ihn faul und fett werden. Er hätte laut aufschreien mögen vor den schrecklichen Kopfschmerzen, an denen er zu leiden begann; aber auf alle seine Bitten, ihn ins Bergwerk zu schicken, antwortete der brave Kapitän:

„Unsinn, Brüderchen, Unsinn! wirst dich schon daran gewöhnen. Der Brotbäcker muß ein starker Mann sein. Du hast nicht umsonst deinen Namen — Ogurzow (Gurke): du bist gesund und frisch wie eine junge Gurke. So muß auch ein Brotbäcker sein."

Und Ogurzow gewöhnte sich thatsächlich an die Küche. Er wurde riesig faul und fett; die rosige zarte Farbe verschwand bald von seinem Gesicht und machte einer bleichen blutlosen Farbe ungesunder Verschwommenheit Platz... Er sehnte sich nicht mehr nach schwerer Arbeit und war vollständig mit seiner neuen Lage zufrieden. Da die Küche stets das Centrum von allerlei Sträflingsbübereien war und Ogurzow, „Gras ohne Namen", ein Bursche ohne jeg-

liche geistige und sittliche Stütze war, verging knapp ein Jahr, als in ihm sich die unsympathischsten Züge und Eigenschaften offenbarten. In seinem Beutel klimperte Geld, zu seinem Thee hatte er stets Milch. Zuerst diente als Objekt seiner Forschung, wie auch für Juchorew, der „lispelnde Teufel", mit der Zeit aber flogen auch Brosamen vom Tische der Kobylka ab. — Vor meinen Augen verkam und verrohte Ogurzow, sogar im äußeren Verkehr mit den Menschen wurde er roher; gleich allen „Iwans" gebrauchte er bei Streitigkeiten mit der übrigen Schpanka gemeine Schimpfwörter und zeigte seine starken Fäuste. Wenn ich aber, als sein früherer Lehrer, ihm sein Benehmen vorzuhalten suchte, hielt er sich nach alter Gewohnheit mit beiden Händen den Bauch und kicherte in einem tiefen Baß, ohne daß meine Worte etwas gefruchtet hätten. Nach jedem derartigen Gespräch erhielt ich nur einen Zettel mit genauer Aufzählung aller Spitzbübereien der Kameraden in der Küche. In der Zeit, von der ich erzähle, hatte Ogurzow nur noch einen Schatten meiner früheren Neigung zu ihm, obgleich er selbst fortfuhr, in allen Zetteln sich als mein „treuer Diener" zu unterschreiben.

Dumpf und schwer war die sittliche Atmosphäre der Küche, dieses Gefängnisklubs, wo Juchorew allmächtig herrschte. Er herrschte aber auch im Lazarett infolge seiner dicken Freundschaft mit dem Feldscher Semljansky. Kaum lief der letztere, stets betrunken, mit blutunterlaufenen spitzbübischen Augen in dem schwarzen Zigeunergesicht, ins Lazarett, sofort eilte auch unser Gefängnisstarost dorthin. Der

Kronspiritus, der fürs Lazarett bestimmt war, reichte kaum für Semljansky allein aus, aber er brachte für Geld Branntwein, als Arznei, aus der nächsten Umgebung mit, und ich sah nicht selten Juchorew, Bykow und andere Iwans in sehr gehobener Stimmung. Im Lazarett versah die Rolle eines Agenten Juchorews der Krankenwärter Mischka Birkin, der Sternenzähler genannt, ein flinker, lebhafter, außerordentlich leichtsinniger, lustiger Bursche, ein gewesener Soldat. Birkin schmeichelte sich unter anderem auch bei mir ein, kam am Tage zehnmal zu mir in die Zelle auf einen Augenblick und legte mir irgend eine gelehrte Frage vor:

„Sagen Sie mal, Iwan Nikolajewitsch, haben die Sterne irgendwo am Himmel ein Ende?"

Oder:

„Ist es möglich, die Erde ganz durchzugraben, Iwan Nikolajewitsch?"

Die Fragen über die Weltbildung, über Sterne und dergleichen schienen ihn am meisten zu interessieren, aus welchem Grunde er auch von den Sträflingen den spöttischen Namen „Sternenzähler" erhielt. Wenn er mir eine beliebige Frage vorlegte, merkte ich deutlich, daß auch er, wie Ogurzow, im Grunde genommen sich sehr wenig dafür interessierte; und zu gleicher Zeit, wo er meine Antwort anhörte und tiefsinnig mir in die Augen sah, jagten seine Gedanken schon weit, weit dahin, und von seinen Lippen ertönte eine Frage über irgend etwas der Astronomie, wie der Geologie, vollständig Fernliegendes:

„Wissen Sie, was heute Semljansky losgeschossen

hat? ‚Höre, Miſchka', ſagte er, ‚wenn heute Kranke kommen, ſchmeiß ſie hinaus. Ich habe keine Arznei, fürchte mich aber, ſie von der Arbeit zu befreien'."

Und Miſchka flog, wie ein Pfeil, aus der Zelle hinaus, kaum daß er ſeine Mitteilung beendet hatte. Stets war er eilig, ſtets war er beſorgt, und ſein rotwangiges Geſicht mit dem zerzauſten Schnurrbart erſchien ſtets beunruhigt und erregt. Wegen ſeiner ſteten Unruhe und Eile wurde Birkin auch „Hundepoſt" genannt.

Trotzdem, daß Juchorew nicht allein hie und da Miſchka cyniſch ſchimpfte, ſondern ihn auch öfters gehörig prügelte, verehrte ihn Miſchka buchſtäblich und bekundete eine faſt hündiſche, aufopfernde Anhänglichkeit an ihn.

Im Gefängnis ſpielte dieſelbe Rolle eines treuen Hundes Juchorew gegenüber Schmatow, der wegen ſtarken Aſthmas vom Arzte vollſtändig von den Arbeiten dispenſiert war und eine Menge freie Zeit zu allerlei Intriguen und Klatſchereien übrig hatte. Einigemal verſuchte der Sechsäugige, ihn doch noch in die Werkſtatt für Reparaturen der alten Fußbekleidung der Sträflinge zu ſtecken, es vergingen aber nur ein paar Tage, und Schmatow kam von der Arbeit von neuem los; wie früher ſchlenderte er, ſchwer atmend, in den Zellen, der Küche und im Lazarett müßig umher und kolportierte allerhand Gefängnisneuigkeiten und Späße. Ein ähnlicher Bote war der Schuhmacher Swonarenko, auch der lederne Nagel genannt, ein ebenfalls ſchwindſüchtiger, nör-

gelnder Menſch mit einer ungewöhnlich böſen Zunge. Dieſer gehörte aber zu den ſelbſtändigen Charakteren: ein unverſöhnlicher Ankläger jeglicher Ungerechtigkeit und Gefährdung der Intereſſen des Artels; obgleich er auch ſelbſt bereit war, nach Kräften für ſich vom Artel etwas herauszuſchlagen, ſteckte er ſeine Naſe in alles und fand überall „Ungerechtigkeit". Er ging im Gefängnis herum, ſchrie laut mit ſeiner dünnen Weiberſtimme, wobei er fortwährend huſtete und mit den Händen nach der eingefallenen Bruſt griff. Zur Belohnung für ſeine Liebe zur „Wahrheit" erhielt Swonarenko nicht ſelten fürchterliche Prügel von dem Gefängnisaufſeher. Uns gegenüber war er ſtets katzenfreundlich und kriechend.

Endlich erſchien die längſt erwartete neue Partie von vierundſechzig Mann. Im Gefängnis entſtand ein unbeſchreibliches Hin- und Herlaufen und Aufregung; nicht nur der Sechsäugige, ſondern auch alle Aufſeher waren aus irgend einem Grunde froh geſtimmt und triumphierten. Man leerte für die Neulinge die vier letzten Zellen, nachdem man die alten Sträflinge von dort ausquartiert und in den übrigen ſechs Zellen untergebracht hatte. Aus irgend einem Grunde beeilte man ſich nicht, alle zu vereinigen, und einige Tage lang lebte die neue Partie vollſtändig iſoliert in einem abgeteilten Korridor und hatte ſogar einen eigenen Staroſt. Ich mußte auch meinen alten Platz verlaſſen und in eine andere Zelle umſiedeln. Steinhart gab mir den Rat, ich möge dieſe Gelegenheit benutzen und auf einige Zeit ins Lazarett gehen, um dort bei einer nahrhafteren Koſt

meine ziemlich zerrüttete Gesundheit wieder herzustellen. Uebrigens war die Aussicht keineswegs angenehm, in dem engen dumpfen Lazarett zu liegen, das mit Kranken, unter denen einige aus der soeben angekommenen Partie Typhus hatten, überfüllt war; man erwartete von Augenblick zu Augenblick den Tod eines von ihnen. Besonders widerte es uns an, als wir von Birkin erfuhren, daß die Wäsche dieses Kranken, mit Exkrementen beschmutzt, schon den dritten Tag hier in der Lazarettkammer liege. Der entrüstete Steinhart lief sofort zum Feldscher, um ihm zu sagen, daß die Wäsche auf der Stelle weggeschafft werden sollte. Semljansky, den es schon längst wurmte, daß ein Sträfling in die Apotheke kam und dort nach seinem Ermessen wirtschaftete, antwortete sehr grob:

„Wenn sich mehr ansammeln wird, dann werde ich es fortschaffen lassen!"

Steinhart geriet in Zorn.

„Sofort sorgen Sie dafür, daß die Kammer gereinigt wird. Wenn Sie hier die Krankheit verbreiten werden, klage ich Sie beim Arzte an."

Und er ging hinaus, die Thür hinter sich zuwerfend. Gleich nach diesem Auftritte kam ich, ohne eine Ahnung davon zu haben, zu Semljansky mit der Bitte, mich ins Lazarett aufzunehmen. Er war außer sich vor Wut, zerschlug in ohnmächtigem Zorn die Flaschen, schleuderte Watte und Papier auf die Erde.

„Es ist kein Platz im Lazarett!" antwortete er mir barsch.

„Es ist nicht wahr, Steinhart sagt, es sei Platz."

Die schwarzen, spitzbübischen Augen Semljanskys irrten unstät herum und funkelten unheimlich. Er schien über eine geeignete Kampfesweise nachzudenken.

„Nun, es ist Platz. Was nützt es Ihnen aber?" sagte er schließlich und versuchte kaltblütig zu sein. „Sie haben bessere Nahrung, Brot und Milch, nötig, die „dritten Portionen" sind aber alle verteilt. Bleiben Sie meinetwegen im Lazarett, Sie werden aber dieselbe Nahrung, wie im Gefängnis, erhalten. Der Direktor ist schon so wie so ärgerlich, daß ich mehr als nötig von den „dritten Portionen" verteile."

Er entnahm dem Schrank allerlei Rechenschaftsberichte und begann mir schnell alle Geldmittel, „zweite" und „dritte" Portionen und dergleichen mehr, die ihm zur Verfügung standen, vorzuzählen. Diese Portionen, von denen der Feldscher, der Starost und die Lazarettköche stets sprachen, waren mir immer unbegreiflich; Steinhart selbst begriff nie ganz genau die Art der Verteilung, und daher zog ich es vor, Semljansky mit strenger Miene zu fragen:

„Sie fürchten sich also vor dem Direktor, mir die Milchportion zuzuteilen?"

„Ja, vor dem Direktor... Das ist komisch! Steinhart verlangt auch von mir, daß die Wäsche weggeräumt werden sollte... Was soll ich aber thun, wenn der Direktor befiehlt, sie in der Kammer zu behalten?"

Ich verabschiedete mich schweigend, ging zu dem

Thore hin und bat den Wachthabenden, mich beim Direktor zu melden. Lucjeſarow rief mich ſofort, wie immer, ins Kontor. Als ich ihm mitteilte, daß der Feldſcher, ſich auf des Direktors Autorität ſtützend, ſich weigerte, die Exkremente der Typhuskranken wegzuſchaffen und mich ins Lazarett aufzunehmen, geriet Lucjeſarow in ſchreckliche Wut und verſprach, ſofort eine Unterſuchung einzuleiten. In der That kam etwa nach einer Stunde der Schriftführer ins Gefängnis und begann in der Wachtſtube mich, Juchorew und einige Kranke aus dem Lazarett einzeln zu verhören. Unter anderem legte mir der Schriftführer folgende Frage vor:

„Haben Sie nichts davon gehört, daß Semljansky ins Gefängnis Branntwein mitbringe oder dem Juchorew den Spiritus aus der Apotheke verkaufe?“

Aus dieſer Frage war es klar, daß der Sechsäugige in dieſer Hinſicht ſchon einigen Verdacht hatte. Selbſtredend antwortete ich, daß ich nichts gehört habe. Was Juchorew und die anderen verhörten Sträflinge ausgeſagt haben, weiß ich nicht, aber die meiſten ſagten von dem Feldſcher aus, daß er ſeine Sache ausgezeichnet beſorge, und daß die Sträflinge gegen ihn nichts hätten. Meine Klage war alſo die einzige, und „die Unterſuchung“ führte zu keinem günſtigen Reſultat.

Indeſſen aber begann im Gefängnis eine ſtarke Bewegung. Juchorew hatte in der Küche eine ganze Rede gegen mich und meine Kameraden gehalten.

„Das ſind ſie, die gelobten Wohlthäter!“ wet-

terte er und ſchüttelte ſeinen mächtigen Kopf. „Wir, wir... Wir ſind für das Volk, wir haſſen Denunzianten... Wer aber, ſagen Sie, hat wegen des Spiritus geklagt? Warum fragte mich der Schreiber direkt: ‚Iſt es wahr, daß du von Semljansky Spiritus kaufſt?‘ Kein ehrlicher Sträfling wird ſich mit Denunziationen abgeben... Ach, ihr gemeinen Klatſchbaſen, ihr Schmierfinken! Ich kenne euch jetzt!“

Walerian kam, um mir als erſter von den Vorgängen in der Küche Mitteilung zu machen. Die Anklage der Spionage berührte mich, obgleich ſie von Juchorew ausging, offen geſagt, ſchmerzlich. Steinhart war irgendwo außerhalb des Gefängniſſes bei ſeinen unzähligen Patienten, und ich konnte mich niemand gegenüber ausſprechen. In den letzten Tagen aber war ich ſeeliſch ſo zerrüttet, meine Nerven waren überreizt, daß ich unter dem Eindrucke der bitteren Kränkung den Kopf verlor und eine große Dummheit beging, die für uns alle in unangenehmſter Weiſe enden konnte. Anſtatt in die Küche zu gehen und dort in gebieteriſchem Tone Juchorew zu erklären, daß er ſolch einen Unſinn über uns nicht verbreiten dürfe, darauf fortzugehen, ohne mit ihm zu verhandeln, — ſtatt deſſen ging ich im Eifer der Entrüſtung alle ſechs Zellen, wo die alten Sträflinge lebten, durch und bat ſie in meine Zelle zu einer Zuſammenkunft „in einer wichtigen Angelegenheit“. Die Kobylka ſchien ſofort erraten zu haben, von welcher heiklen Sache die Rede war, denn die meiſten rührten ſich nicht vom Platze, und zur Zuſammenkunft erſchienen von ſiebzig Mann nicht mehr

als fünfzehn — zwanzig... Unter ihnen gab es sehr wenige, die mit mir bedingungslos sympathisierten, dagegen aber sah man alle Freunde Juchorews mit ihm selbst an der Spitze — Bykow, Asiadinow, Schmatow und Birkin versammelt. Nachdem ich voll Entrüstung dem versammelten Publikum erzählt hatte, daß Juchorew in der Küche mich als Spion bezeichnet habe, fragte ich, was für einen Anlaß ich den Sträflingen im Laufe von einigen Jahren Zusammenlebens mit ihnen gegeben hätte, von mir ähnliche Dinge anzunehmen. Ich hatte kaum meine kleine Ansprache beendet, als Schmatow, der auf der Pritsche stand, näselnd rief:

„Sie meinen, daß Sie uns mit Ihrem Tabak und Fleisch gekauft haben. Wir dürfen nicht sprechen."

„Ha! gekauft haben!" pflichtete ironisch der baumlange Bykow ihm bei.

Es lachten noch etliche hämisch auf.

„Ich werde meine Meinung sagen", fuhr Schmatow fort zu zischen. „Ich gebe das Rauchen auf, sterbe vor Hunger bei dem Fressen des Sechsäugigen, bleibe dafür aber ein freier Mensch... Ja, so!"

„Schweig, du verfluchter Näseler!" schnauzte ihn plötzlich Juchorew an, der die Genauigkeit liebte und die äußere Form der Diskussion mit mir bewahren wollte. Er trat kühn vor. „Laß erst andere reden."

„Ich sage aber: ich sterbe lieber..." zischte noch einmal Schmatow und schlug sich pathetisch vor die Brust.

„Wirst du mich noch weiter stören!" rief Juchorew außer sich und machte eine zornige Bewegung

in der Absicht, Schmatow am Kragen zu packen. Schmatow verschwand in einer Ecke und schwieg.

„Jetzt werde ich sprechen", begann Juchorew, und offen gestanden — er war in diesem Augenblick prächtig, — er stand stolz aufgerichtet da, das gebräunte, wie aus Bronce gegossene Gesicht war bleich vor Aufregung und erschien furchtbar und erhaben, die wütenden grauen Augen flammten vor Haß... Die wie aus Eisen geschmiedete Hand war nach vorn gestreckt — und in dieser unbeweglichen Stellung erinnerte er mich lebhaft (ich fürchte, mich lächerlich zu machen, aber es verhält sich so) an die drohende Statue von Antokolsky — „Peter der Große"... Wider meinen Willen geriet ich fast in Entzücken.

„Ich werde jetzt sprechen. Iwan Nikolajewitsch beklagt sich, daß ich ihn einen Spion genannt habe. Das ist wahr, ich habe es gesagt. Na, wie sollte ich es denn nicht denken und aussprechen? Iwan Nikolajewitsch läuft zum Direktor hin und klagt den Feldscher an. Unsereiner klagt überhaupt nicht an."

„Nicht wahr, nur einen Kameraden nicht!" unterbrach ich ihn entrüstet. „Semljansky ist kein Sträfling, kein Kamerad, er ist auch Vorgesetzter."

„Gestatten Sie, Iwan Nikolajewitsch", sagte Juchorew höflich, „ich spreche jetzt... Für uns ist Semljansky kein Vorgesetzter, man kann sagen — fast ein Kamerad. Wir wissen nicht, wie Sie es meinen, wir aber sind mit ihm vollständig zufrieden."

„Eine Seele von einem Menschen für uns Sträflinge!" näselte Schmatow.

„Was ist da zu sagen", pflichtete Bykow bei.

„Sie können also nichts Schlechtes von diesem Feldscher sagen?" Dabei sah ich mich um, von neuem bis aufs tiefste entrüstet, und bemerkte, wie einige Sträflinge die Augen wendeten, um meinem Blicke auszuweichen.

„Wir stellen zu entgegengesetzte Ansprüche an den Feldscher", begann von neuem Juchorew, „darin liegt der Kernpunkt. Sie kennen unsere Sträflingssitten nicht. Aber nicht davon ist die Rede. Es ist gewiß sehr erfreulich, zu hören, daß Sie dem Sechsäugigen mich als Trinker nicht angezeigt haben, aber dennoch halte ich mich für keinen Verleumder. Auf Ihre Klage hin erscheint im Gefängnis der Schreiber, und nachdem er Sie zuerst verhört hat, fragte er plötzlich alle wegen des Spiritus. Es ist doch klar, auf wen der Verdacht fallen muß! Aber jetzt noch eins, — was werden alle sagen, wenn ich ihnen ein anderes Stückchen erzählen werde. Dieser selbe Iwan Nikolajewitsch, der über meine Worte von seiner Spionage so empört ist, hat selbst im Gefängnis erzählt, daß Juchorew, wenn er zum Direktor mit allerlei Bitten hingeht, dort über die Sträflinge klatscht."

„Ich habe so etwas erzählt? Sind Sie bei Verstand, Juchorew?"

„Beunruhigen Sie sich deswegen nicht. Sie haben Ogurzow gesagt, daß ich den Direktor gebeten habe, ihn als einen faulen und mir verhaßten Menschen aus der Küche fortzuschaffen."

Einen Augenblick war ich bestürzt, zerschmettert.

Dunkel entsann ich mich, daß etwas ähnliches thatsächlich vorgekommen war!... Fast vor einem halben Jahre äußerte Luczesarow in einer Unterhaltung mit mir in seiner Wohnung:

„Im Gefängnis sind jetzt nur noch zwei echte Riesen geblieben — Juchorew und Ogurzow. Man müßte sie eigentlich ins Bergwerk schicken, aber in ihrer Stellung sind sie auch unentbehrlich. Aber, nebenbei gesagt, was halten Sie von den beiden?"

„Wie es scheint, sind es gute Burschen", antwortete ich ihm ausweichend.

„In Juchorew bin ich, aufrichtig gesagt, einfach verliebt: er ist so ein forscher Kerl! Und klug ist die Bestie auch noch. Er klagt aber immer über den Ogurzow; er sagt, der sei faul und sucht immer Händel in der Küche."

Diese Worte hatten mich unangenehm berührt, bis dahin dachte ich nicht, daß Juchorew im Kampfe mit seinen Gegnern nicht abgeneigt sei, auch zur Klatscherei zu greifen. Gerade an dem Tage kam Ogurzow und klagte, daß der Sechsäugige in der letzten Zeit ihn nicht in Ruhe lasse, ihn wegen Faulheit schelte und mit dem Karzer drohe. Der Mensch schien so betrübt und bestürzt, daß ich meine frühere Neigung zu ihm empfand und aus irgend einem Grunde zu ihm sagte:

„Ich könnte Ihnen den Menschen nennen, der Ihnen eine Grube gräbt, fürchte mich aber, daß Sie plaudern werden..."

Ogurzow schwur hoch und teuer, daß er schweigsam wie ein Grab sein werde. Was für einen Zweck

hatte es, ihm von meinem Geſpräche mit Lucze-ſarow mitzuteilen? Selbſtredend war es im höch-ſten Grade dumm, aber im Leben kommen ſolche wahnſinnigen Momente vor, und ich nannte Ogur-zow den Juchorew. Ich nannte ihn — und begriff ſofort, was für eine unverzeihliche Taktloſigkeit ich gethan hatte, aber das Geſagte war unmöglich zu-rückzunehmen. Umſonſt verſuchte ich, nach Mögli-keit die Schuld Juchorews abzuſchwächen, ihr den Anſchein eines Scherzes zu geben, ſogar eine Lüge ſeitens des braven Kapitäns anzunehmen, — Ogur-zow behauptete ſteif und feſt:

„Nein, das iſt keine Lüge... Alſo ſolch ein Hund iſt er! Ich dachte es mir ſchon... Na, ich lauere ihm auf, das verzeihe ich dem Luder nicht.“

Ich mußte mich darauf beſchränken, noch ein-mal den Ogurzow einen heiligen Eid ſchwören zu laſſen, daß er ſchweigen und daß mein Name nie im Streite mit Juchorew fallen werde. Ich ging fort und verwünſchte heimlich meine Offenherzigkeit. So verging ein halbes Jahr, und ich hatte dieſe Geſchichte vollſtändig vergeſſen, da ich annahm, ſie ſei auf ewig begraben.

„Ogurzow, Ogurzow muß man rufen als Zeuge!“ ſchrien mit wildem Triumph Bykow, Schma-tow und andere Freunde Juchorews.

Jemand lief in die Küche nach Ogurzow. Ich ſann über den Plan meiner Handlungen nach. Die Angelegenheit verwickelte ſich in der abſcheulichſten Weiſe. Gewiß, ich konnte ſofort in Gegenwart aller das erzählen, was ich einſt Ogurzow mitgeteilt hatte,

aber einige Erwägungen, die mir blitzartig durch den Kopf fuhren, überzeugten mich, dies beſſer zu laſſen. Was für Beweiſe konnte ich thatſächlich anführen? Hätten Juchorew und ſeine Freunde mir nicht geſagt: „Ah! alſo du unterhältſt dich mit dem Direktor über die Sträflinge? Und du behaupteſt, du biſt kein Spion?“ Und was würde Luczeſarow ſelbſt geſagt haben, wenn er jemals erfahren hätte, daß ich der Kobylka eine im Vertrauen mir geſagte Phraſe wiedererzählt habe? Ich wartete deshalb auf das Erſcheinen von Ogurzow mit einer begreiflichen Aufregung.

Ogurzow folgte nicht ſogleich dem Rufe. Er trat ſchwerfällig und unwillig in die Zelle ein, phlegmatiſch, von Fett verſchwommen, in einer weißen Küchenſchürze und mit hoch aufgeſchürzten Aermeln. Ich ſah ihm in die Augen und fragte ihn ſchleunigſt:

„Ogurzow, habe ich Ihnen jemals geſagt, daß Juchorew ſich bei dem Direktor über Sie beklagt habe?“

Der Augenblick des Schweigens, der dieſer Frage folgte, erſchien mir eine Ewigkeit.

„Warum ſollten Sie es mir ſagen, da ich es ſelbſt genauer weiß?“ antwortete endlich gedehnt Ogurzow und warf dem Feinde einen haßerfüllten Blick zu.

Von meinem Herzen wälzte ſich ein Stein ab: Ogurzow hat mich nicht verraten! . . .

„Was weißt du, Hundeſohn?“ rief Juchorew und ſprang mit geballten Fäuſten auf ihn los.

„Du biſt ſelbſt ein Hundeſohn!“ erwiderte der

junge Riese und näherte sich auch seinem Gegner. „Vergiß nicht, daß ich auch eine starke Faust habe. Ich mache dir bald den Garaus."

„Hast du denn Mischka Birkin von Iwan Nikolajewitsch nicht erzählt?" schrie Juchorew.

„Nichts habe ich erzählt."

„Mischka! He, du Hundepost!" brüllte Juchorew und blickte sich nach allen Seiten um, wie ein gereizter Tiger, der seine Beute sucht.

„Was ist los?" antwortete Mischka, bereit, hinter die Thür zu verschwinden.

„Was hat dir Ogurzow gesagt?"

„Ja, daß du, sagte er... an seiner Stelle einen anderen Brotbäcker beim Direktor erbitten willst!"

„Nicht danach frage ich dich, du Luder. Das habe ich dem Ogurzow selbst gesagt ... Was hat ihm aber Nikolajewitsch gesagt?"

„Du hast vielleicht Sterne an der Decke gezählt, als ich dir das erzählt habe?" fragte Ogurzow und kam auf Mischka zu, „oder willst du, daß ich dir die Rippen zählen soll?"

Der unglückliche Sternenzähler drehte sich zwischen zwei Feuern; mir war es klar, daß Ogurzow das ihm mitgeteilte Geheimnis nicht bewahrt und thatsächlich irgend etwas dem Birkin ausgeplaudert hatte. Jetzt war er aber bereit, seine starken Fäuste zu gebrauchen, um sich nur auf irgend eine Weise in meinen Augen zu rechtfertigen; die Aussicht, diese berühmten Fäuste zu kosten, war seinem leichtsinnigen Vertrauten wenig angenehm.

„Hat er dir Nikolajewitſch genannt oder nicht?“ fragte ärgerlich Juchorew.

„Ja, es iſt ſchon lange her, Juchorew... ich habe es vergeſſen!“ ſagte rot wie ein Krebs der ängſtliche Miſchka.

Juchorew packte ihn mit ſeinem ſtählernen Arm an dem Kragen, hob ihn empor, ſchüttelte ihn ein paarmal und ſchleuderte ihn zur Thür hinaus. Die Sträflinge lachten laut auf, und Juchorew ergoß ſich in einer Flut von unflätigen Schimpfwörtern. Er kam dann zu mir, bot mir die Hand und ſagte:

„Na, wir wollen Frieden ſchließen, Mikolaitſch. Ich habe dieſem Luder, der Hundepoſt, geglaubt; er wollte nur anſtändige Menſchen entzweien. Ich glaube Ihnen jetzt vollſtändig und bitte Sie um Entſchuldigung.“

Die Helden der neuen Partie. — Die Entdeckung Pronjas.

Lange noch nach dem beſchriebenen Vorfall peinigten mich gemiſchte Gefühle. Einerſeits war es das ärgerliche im höchſten Maße kränkende Bewußtſein der kläglichen Rolle, die mir in dieſer Geſchichte zugefallen war, und anderſeits das nicht minder bittere Gefühl der in den Schmutz gezogenen Liebe zu den unglücklichen Sträflingen, meiner aufrichtigen Bereitwilligkeit, ſtets und überall ihre Intereſſen zu verteidigen. Ja, es war nicht leicht, ſich mit dem

Gedanken zu befreunden, daß man mich mit irgend einem Ogurzow oder Miſchka Birkin confrontiert habe, von denen ein augenblicklicher Einfall, ein Wort mich in eine erniedrigende Lage gebracht hätte! Auf die eine Wagſchale hatte man meine Ehre, auf die andere die Autorität Juchorews gelegt und mich gezwungen, mit Schmerzen zu warten, weſſen Wagſchale in den Augen der Richter — der Zuſchauer — höher ſtände, und wem von uns beiden ſie das Urteil — ſchuldig oder nicht ſchuldig — zuſprechen würden. Als ich die Sträflinge zuſammenrief, rechnete ich offenbar im Innern darauf, daß die Kobylka einmütig ſich auf meine Seite ſtellen und Juchorew einen ſcharfen Tadel geben würde. Nichts derartiges jedoch geſchah. Keine einzige Stimme wurde zu meinen Gunſten laut, das einzige, was ich erreicht hatte, war — daß Ogurzow nicht den Mut hatte, mich offen zu verraten. Hierbei aber kam mir ſein rachſüchtiger Haß gegen Juchorew zu Hilfe; wenn dieſer nicht vorhanden geweſen wäre, und wenn er es für nötig gehalten hätte, ſich bei dem Staroſt einzuſchmeicheln, würde dann dieſer echte Vertreter der Kobylka ſo ehrenhaft gehandelt haben? Wer könnte es verbürgen?

An demſelben Tage ſagte mir Tſchirok, der bei der Verſammlung nicht zugegen war, geheimnisvoll in der Badeſtube, wo er die Wäſche wuſch, als ich zufällig hinkam:

„Wir wiſſen ganz genau, Mikolaitſch, daß Juchorew ein Deſpot iſt. Wir wiſſen auch, daß er alles, was im Gefängnis vorgeht, haarklein dem

Direktor hinterbringt. Dennoch konnten wir dir nicht beistehen."

„Ja, warum denn nicht?"

„Ach, du bist wie ein kleines Kind! Kennst du denn die Sträflingssitten nicht? Die Iwans werden ja uns das Leben versauern: sie werden sagen, man hat euch Lumpen mit Tabak und Fleisch gekauft."

Mit Aeußerungen ähnlicher heimlicher Teilnahme kamen auch viele andere Sträflinge zu mir aus der alten, wie aus der neuen Partie. Einige aus der neuangekommenen Partie waren sogar in der Versammlung anwesend. Die Neulinge, noch erfüllt von den schrecklichen Eindrücken des Etappenwegs und den Gerüchten über die abscheuliche Beköstigung in anderen Bergwerken, waren anscheinend aufrichtig erstaunt, wie solch eine herzlose Undankbarkeit Leuten gegenüber, denen die Sträflinge soviel verdankten, möglich sei.

„Für solche Menschen muß man Gott danken, nicht aber... Wie viele Jahre voll allerlei Entbehrungen und Fasten stehen uns bevor; ohne Tabak krepieren wir wie die Hunde, am Skorbut... Sie aber helfen uns, kommen in jedem Unglück als unsere Retter! Wir haben schon auf dem Wege davon gehört: das sind ja keine Menschen, sondern Engel! Na, seid aber nicht traurig! Unsere Partie wird alles umwandeln. Wir werden allen diesen Juchorews nicht erlauben, viel mitzureden... Ihr habt sie verwöhnt, zu sehr verwöhnt. Von uns werden Sie solch eine Undankbarkeit nie erleben."

Solch eine schmeichelhafte Sprache führten die erste Zeit die meisten Neuangekommenen. Von dem Durchschnittstypus der alten Partie hatte ich seit langem solch eine Sprache nicht gehört. Die alten Sträflinge, entweder durch unsere anständige Behandlung „verwöhnt" oder durch das strenge Regiment des Sechsäugigen „erleuchtet", verhielten sich stolzer und unabhängiger, und waren im höchsten Grade selbstbewußt und feinfühlig in der Wahrung ihrer menschlichen Ehre in den Beziehungen zu uns. Und kaum war die neue Partie mit der alten verschmolzen, in allen neun Zellen verteilt, trat auch dieser unabhängige Geist sofort bei den meisten Neuangekommenen auf.

In der neuen Zelle, wohin ich mit Steinhart übergesiedelt war, kamen sechs von den Neuangekommenen hinzu. Einer von ihnen, namens Struisky, der Sohn eines kleinen Beamten, war irgendwo und irgendwann zur Schule gegangen und wegen Fälschung von Papiergeld in die Zwangsarbeit gekommen. Im Verkehr mit uns versuchte er, einen gesellschaftlich gebildeten Menschen herauszukehren, aber hinter dem äußeren Schliff steckte die unglaublichste Unwissenheit und eine niedrige Seele. Die Herzenswünsche dieses Menschen drehten sich um die gröbsten und niedrigsten Liebeleien, und er erhielt sogar unter den Sträflingen bald die cynische Benennung eines „Liebhabers". Struisky brachte in die Zelle solch eine verpestete, zügellose Sprache hinein, daß ich und Steinhart oft erschauerten, wenn wir diese endlosen schlüpfrigen Anekdoten, diesen schmutzigen und

verdorbenen Witz hörten. Vor dem Erscheinen des „Liebhabers“ hatte sich in unserer Zelle eine in dieser Hinsicht ausgezeichnete Gesellschaft gebildet. In einem Augenblick allgemeiner Fröhlichkeit hatte einer von uns beiden — mehr im Scherz, als im Ernst — allen Insassen den Vorschlag gemacht, nie ein gemeines Schimpfwort in der Zelle bei Strafe zu gebrauchen. Alle Bewohner der Zelle nahmen diesen Vorschlag mit Begeisterung an... Zur Ehre der meisten unserer Mitbewohner muß man sagen, daß sie ohnehin nur in Ausnahmefällen cynische Schimpfreden gebrauchten. Der Vorschlag war hauptsächlich gegen Tschirok gerichtet. Er kratzte sich am ganzen Körper, was ein Zeichen großer Aufregung bei ihm war, und sagte in kläglichem Tone:

„Seid ihr mal schlau, Brüder!... Ihr wißt selbst, daß ich ohne Schimpfen nicht leben kann... Ihr habt es leicht, euch das Schimpfen abzugewöhnen, ich aber muß jeden Tag bestraft werden. Nein, ich bin damit nicht einverstanden.“

Und er bekräftigte es sofort mit dem verbotenen Worte... Da stürzten sich auf ihn Sochaty, Lunjkow, Nogaitzew, der Eiserne Kater, das Bärenohr und andere und „schröpften“ ihn so tüchtig, daß der unglückliche Tschirok schrie, als ob er am Spieße steckte und beteuerte, er werde sich künftig in acht nehmen. Und in der That, obgleich er öfter wie die anderen „geschröpft“ wurde, begann er seitdem, sich nach Möglichkeit in acht zu nehmen, und unsere Zelle wurde in dieser Hinsicht mustergiltig. Es kam vor, daß die eifrigen Hüter der Sittlichkeit auch In-

ſaſſen der anderen Zellen, die zufällig zu uns kamen, „ſchröpften“ ...

Und dieſe ganze Enthaltſamkeit verſchwand mit dem Erſcheinen der ſechs Neulinge, deren Charakter und inneren Wert noch keiner kannte. Die alten Bewohner des Gefängniſſes, die mit den neuen Kameraden noch nicht in nähere Beziehungen getreten waren, hielten ſie nicht nur nicht zurück, ſondern wurden ſelbſt von dem ‚ſchlechten Beiſpiel angeſteckt. Von neuem vernahm man ringsum gemeine Redensarten, und von neuem wurde die ſittliche Atmoſphäre dumpf und unerträglich. Was den ‚Liebhaber‘ anbetrifft, ſo ſchien Struisky nicht zu merken, daß mir und Steinhart ſeine Geſellſchaft widerwärtig ſei; er fuhr fort mit uns Geſpräche anzuknüpfen, wobei er ſich, nach ſeiner Anſicht, in weltmänniſcher und gebildeter Weiſe benahm. Eines abends, nachdem er mit lauter Stimme eine von ſeinen unzähligen ſchmutzigen Anekdoten zum beſten gegeben hatte, kam er zu unſeren Pritſchen und legte Steinhart irgend eine Frage vor. Da erhob ſich dieſer zitternd vor Empörung und rief aus:

„Weg von mir, Elender! Erdreiſten Sie ſich nie mit mir zu ſprechen.“

Struisky, der ſolch eine Zurückweiſung nicht erwartet hatte, war ganz verblüfft. Er erbleichte, fuhr zuſammen und begann ganz kläglich:

„Dmitri Petrowitſch, ja, was habe ich denn gethan?“

Steinhart wandte ihm den Rücken zu.

„Ich werde dir ſagen, Struisky, was es bedeu-

tet", sagte Tschirok, „Dmitri Petrowitsch und Iwan Nikolajewitsch haben diese Ausdrücke nicht gern. Sie können es nicht ertragen. Du aber, Bruder, führst solch eine Sprache, daß sogar mir manchmal übel wird."

„Du Dummkopf", mischte sich auch Sochaty ins Gespräch, wie gewöhnlich in ironischem Tone: „du mußt begreifen, in was für ein Gefängnis du gekommen bist und mit was für Leuten du zu thun hast. Du dachtest, hier sei Zwangsarbeit, thatsächlich ist hier aber eine Universität und du mußt dich wie ein Student benehmen."

„Jeder wurde früher geschröpft, wer die Mutter als Schimpfwort gebrauchte!" fügte Lunjkow mit Stolz hinzu.

„Das ist ja ganz ausgezeichnet, Kinder!" sagte plötzlich ein breitschulteriger Mann mit einem düsteren Ausdrucke auf dem roten pockennarbigen Gesicht und kleinem Schnurrbart, namens Karasew: „Ich habe selbst unsere schlechte Angewohnheit nicht gern ... Wir wollen gleichfalls diesem Beschluß beitreten, Brüder. Schröpfen werden wir den Hundesohn, der Mutter oder Vater in unflätiger Weise anrührt."

Und diesen energischen Ausruf bestärkte er mit einer energischen Bewegung der Faust.

„Schau, Struisky, was du dir eingebrockt hast", lachte ein Sträfling laut auf, der ruhig auf der Pritsche lag. Er machte auf mich längst einen höchst unangenehmen Eindruck mit seinen frechen hellgrauen Augen, mit seinen weißen, stets fletschenden Wolfszähnen und mit einem Gesichte, das auch blendend

weiß und gut genährt war. Neben dieſem antipathiſchen, dreiſten, blonden Menſchen, der Tropin hieß, lag der vierte von den Neuangekommenen, ein hagerer brünetter Mann mit langem Schnurrbart und gerader ſpitzer Naſe; ſeine dunklen Augen waren tief eingefallen und blickten ſtechend und faſt wild. Dieſer hatte bis dahin noch kein Wort fallen laſſen. Struisky ſtand noch immer mit herabhängendem Kopfe und ſchuldvollem Ausſehen bei unſeren Pritſchen.

„Ich habe nichts dagegen . . . Ich werde mich, wie alle, dem fügen", fuhr er fort, „ich werde nie gegen Kameraden auftreten. Ich werde mich ſogar ſehr freuen . . . Gewiß iſt unſere dumme Angewohnheit an allem ſchuld . . . Außerdem haben manche feinen Herren ein ſtarkes Wort ſogar ſehr gern . . . Ich habe auch anſtändige Geſellſchaft im Leben angetroffen . . . Wenn Sie aber einen anderen Charakter haben, vergeben Sie großmütig, ich wußte es ja nicht . . ."

Der unglückliche „Liebhaber" hatte ein ſehr komiſches Ausſehen in ſeiner Verwirrung.

„Alſo, Sie werden nicht mehr ſtarke Ausdrücke gebrauchen?" fragte ihn Steinhart ſtreng, ſich zu ihm wendend und lächelte unwillkürlich mit mir.

„Ich werde mir die Zunge abſchneiden laſſen!" rief Struisky erfreut aus, „ich bringe das Meſſer her, gebe es Ihnen in die Hand und werde ſagen: ſchneiden Sie, Dmitri Petrowitſch, ich habe es verdient!"

„Na, da muß man in eine andere Zelle umziehen, bei den Herrſchaften kann man nicht bleiben!" ſagte

plötzlich der hagere, düstere Brünette zornig und erhob sich von der Pritsche. Und laut mit den Fesseln klirrend und mit den Stiefeln stampfend, begann er in der Zelle auf und ab zu gehen. Mit der einen Hand drehte er den Schnurrbart und warf uns böse stechende Blicke zu."

„Ha—ha—ha! Ho—ho—ho! Prächtiger Kerl, Strelbitzky, gut hast du es ihnen gegeben!" lachte Tropin lustig, drehte sich von der einen auf die andere Seite und zeigte seine scharfen weißen Zähne.

„Ach, ihr ungebildeten Esel!" rief den beiden Karasew beißend zu, derselbe Mann mit dem pockennarbigen roten Gesichte, der vorher bereit war, „dem Beschluß beizutreten."

Ich hatte längst gemerkt, daß in diesem Menschen, ob er arbeitete, ausruhte, oder mit jemand sich unterhielt, stets eine geheime Unzufriedenheit, eine Wut oder Kränkung zu kochen und zu brodeln schien. Stets klagte er über etwas, bald fluchte er der Obrigkeit, bald den Sträflingen, bald sich selbst. Wenn er aber keinen Anlaß fand, sich an etwas anzuklettern, schwieg er hartnäckig stundenlang mit düsterem, argwöhnisch gespanntem Aussehen und mit blutunterlaufenen Augen ohne Wimpern, als ob er darauf warte, irgendwo und in irgend etwas wenigstens einen Schatten von Kränkung oder Beleidigung zu erhaschen. Offenbar war dieser Mensch von der Gattung jener beschränkten, grundlos bösen und zänkischen Selbstkäuer, die es verstehen, sich selbst und alle Menschen ihrer Umgebung unglücklich zu machen. Wenn Karasew Anfälle von Gutmütigkeit hatte, so lag in

ihnen etwas Unnatürliches, ſüßlich Sentimentales und ſelbſtredend waren dieſe Anfälle ſtets ſehr vorübergehend und endigten mit einem verſtärkten Schimpfen gegen Zellgenoſſen. So trat er z. B. in dieſem Augenblick völlig ohne Grund für den Anſtand ein und griff zornig die zwei Kameraden an, die ſich als Gegner erklärt hatten.

„Biſt du etwa gebildet?“ lachte noch lauter Tropin auf und ſtützte ſein freches Geſicht auf den Ellenbogen. „Ich kann wenigſtens leſen, du aber dachteſt bis heute, daß man ein Buch ſtatt Zucker zum Thee zerbeißt. Du trägſt nicht umſonſt deinen Namen Karaſew (Karauſchen), wie bekannt ſind die Karauſchen die allerdümmſten Fiſche.“

Karaſews Geſicht übergoß ſich mit Blut.

„Wie heißt denn du?“ fragte er, zitternd vor Wut und vergebens ſich den Kopf zerbrechend, um eine zerſchmetternde Antwort zu finden: „wer biſt du? Tropin?“

„Nun, ich heiße Tropin, jedoch nicht Karaſew. Wenn ich will, werde ich mir morgen einen anderen Namen wählen, nur nicht Karaſew.“

Karaſew war anſcheinend ganz verblüfft durch dieſen ihm unverſtändlichen Witz und ſtand einige Augenblicke wie beſeſſen da, ohne zu wiſſen, was er antworten ſollte. Und plötzlich nach einigem Nachdenken donnerte er mit den gewählteſten dreiſtöckigen Schimpfworten los. Die Sträflinge platzten vor Lachen los; ſogar der düſtere Strelbitzky, der fortwährend in der Zelle auf und ab ging, hielt es nicht aus.

„Da haben wir den Mönch! Soeben wollte er noch Mönch werden. Na, da hat er es gezeigt! Forſcher Kerl!“

Karaſew verlor ganz die Faſſung.

„Ja, warum redet er Dummheiten?“ ſagte er mit heiſerer Stimme, ſich zu den Sträflingen wendend: „ich kann ſelbſt auch dummes Zeug zuſammenſchwatzen . . .“

Und noch lange dauerte unter den Neuangekommenen der Streit, bis ſchließlich alle ſich zur Ruhe begaben. Ich entſinne mich nicht mehr, in welchem Zuſammenhange ſpät am Abend Strelbitzky eine ſchreckliche Geſchichte aus ſeiner Vergangenheit dem Tropin, der neben ihm auf der Pritſche lag, erzählte. Den Anfang dieſer Geſchichte habe ich nicht gehört: wahrſcheinlich erzählte Strelbitzky von ſeinen Räuberthaten irgendwo im Süden Rußlands. Ihre Bande wurde gefangen genommen und die erboſten Bauern ſteckten die drei Anführer, unter ihnen auch Strelbitzky, in einen kalten Keller.

„Nun, man ſteckte uns ein. Und denke dir, nur mit dem Hemd bekleidet, an Füßen und Händen gebunden. Wir ſchauten uns um — nichts als Dunkelheit und Eis. Es war fürchterlich kalt. ‚Brüder, wir werden hier ſterben‘, ſagten wir uns. Müſſen wir ſterben, na, dagegen läßt ſich nichts thun. Wir verſuchten einzuſchlafen, ſchmiegten uns an einander; die Zähne zitterten einem vor Froſt. Mit einem Male ſehen wir in der Nacht Licht. Hören, wie eine Menge Menſchen kommen. ‚Schlagt ſie tot, die Hallunken!‘ Nun, das Unglück nahte ſich. Die Menge

kam herein. Ich sage dir, man hat uns so geschlagen, daß wir knapp am Leben blieben. Was meinst du, was sie noch mit uns gethan haben? Sie haben uns an dem Strick, mit dem unsere Hände auf den Rücken gebunden waren, an den Balken aufgehängt, haben jeden mit einem Eimer Wasser übergossen und sind fortgegangen ... Wir waren wie Eiszapfen geworden ... nun, so wie man sie im Winter an den Dächern hängen sieht. Und so mußten wir jeden Tag ein bis zwei Stunden hängen: sie gossen auf uns einen Eimer Wasser aus und banden uns an. Einmal aber haben sie uns, entsinne ich mich, volle vierundzwanzig Stunden hängen lassen."

„Ja, seid ihr denn da nicht gestorben? Man konnte sich doch eine starke Erkältung dabei zuziehen."

„Mit der Erkältung war es nicht gethan. Alle drei hatten wir vollständig die Stimme verloren, einer lag im Fieber und starb auch bald. Ein anderer Kamerad blieb sein Lebelang ohne Stimme, ich aber wurde ganz gesund."

„Na, und hielt man euch lange im Keller?"

„Ja, fast volle sechs Wochen."

„Na, du lügst aber!"

„Ich lüge nicht. Du kennst diese Kleinrussen noch nicht, Bruder. Solche Barbaren hat die Welt noch nicht gesehen."

Aber indem sie über die Barbarei der Kleinrussen sich empörten, waren die Sprecher darauf bedacht, die Barbareien des Erzählers zu behalten, die diese grausame Vergeltung hervorgerufen hatten. Ich hatte mich längst an solch eine einseitige Humanität

meiner Mitbewohner gewöhnt. Dem ungeachtet lenkte die soeben gehörte Geschichte, deren Wahrheit man empfand, meine Aufmerksamkeit auf Strelbitzky; ich dachte unwillkürlich, daß bei einem Menschen, der solch eine Schule durchgemacht hat, in der Seele viel Dunkelheit und Haß sich angesammelt haben muß, und daß er einen stolzen, unbeugsamen, starken Charakter besitzen muß ...

Was Struisky anbetrifft, so wirkte der beschriebene Vorfall aus irgend einem Grunde auf ihn in der günstigsten Weise; er hörte nicht nur auf, gemein zu schimpfen, sondern wurde überhaupt stiller und verlor sich ganz in der Zelle. Seine frühere Rolle übernahm Tropin, dem es offenbar auf das höchste gefiel, mir und Steinhart möglichst viel Unannehmlichkeiten zu bereiten. Struisky erzählte nur schmutzige Anekdoten, er aber gab sich Mühe, sie nunmehr zu erweitern, allerhand zu verschönern, zu variieren. Und diesen Menschen zurechtzuweisen in der Weise, wie Dmitri Petrowitsch den Struisky zurechtgewiesen hatte, war nicht denkbar; das hieß einen großen Auftritt provozieren, in dem unbedingt auch der erboste Freund Tropins, Strelbitzky, dessen Partei ergriffen hätte. Sie beide hatten von den ersten Tagen an Freundschaft mit Juchorew geschlossen und spazierten während der freien Zeit unzertrennlich im Gefängnishofe einher.

An demselben Tage, als Juchorew mit mir Frieden geschlossen hatte, kam er zu mir und sagte feierlich:

„Iwan Nikolajewitsch! Ich werde mit den Kame-

raben wie früher von Ihnen Tabak nehmen und Ihr Fleisch benutzen. Wir wollen den Frieden in voller Form aufrecht erhalten."

Dies war in solch einem Tone gesagt, als ob mir die größte Freude und Gefälligkeit bereitet werde . . . Jedoch, ich fühlte schon damals, daß dieser Frieden ziemlich unaufrichtig und unhaltbar sei, da er hauptsächlich von der Notwendigkeit hervorgerufen war, Juchorew auf irgend eine kunstfertige Weise aus der peinlichen zweideutigen Lage, in die er in der Versammlung geraten war, herauszuhelfen. Die ganze Clique fuhr fort, wie früher unsern Tabak zu nehmen und an den Fasttagen Fleisch zu essen, aber in ihren Beziehungen zu uns empfand man eine Spannung. Aus der neuen Partie sonderten sich sofort einige Elemente ab, die mit der Clique eins wurden und einen Vertrag abschlossen: ihre Anführer waren Tropin und Strelbitzky.

Der erstgenannte von diesem ehrenwerten Pärchen verdient es, daß man sich ein wenig mit ihm beschäftigt. Aehnlich wie Sokolzew, war Tropin dem Charakter nach ein Sophist, aber in einer anderen Art, ein Quäl-Sophist, der den größten Genuß in der Möglichkeit fand (wenn er physisch jemand nicht quälen konnte), das Herz irgend jemandes zu martern, die Nerven zu reizen, schließlich ein von allen anerkanntes Heiligtum zu verhöhnen und zu lästern. Ein fürchterliches Plappermaul, redete er ganze Abende, z. B. darüber, daß die Ehrlichkeit — reiner Unsinn und nur Heuchelei sei, daß auch alle, die sie predigen, wenn sie keine Dummköpfe sind, wie z. B. die Bauern,

im Inneren ihrer Seele Schufte erſten Ranges und Hallunken ſind, reiche Menſchen, die von fremdem Gelde, fremder Arbeit und Schweiß leben. Da er einſt irgend einen Roman von dem Leben der Jeſuiten geleſen hatte, predigte jetzt Tropin die Einrichtung ſolch eines ſpitzbübiſchen Ordens, der ganz Rußland mit einem Netze bedecke und eine unbeſiegbare Macht wäre. Die Verworrenheit der Begriffe in dieſen wilden Träumen war unglaublich.

Es war vollſtändig nutzlos mit Tropin irgend eine Diskuſſion anzufangen, da alles, was er ſprach, mit Abſicht geſagt wurde, aus dem Verlangen, mich und Steinhart zu ärgern. Und Steinhart verlor thatſächlich manchmal die Geduld, widerſprach ihm, verſuchte ihn zur Einſicht zu bringen und zu beſchämen. Aber dies reizte den ſchamloſen Menſchen noch mehr, und ich zog es vor, ihn mit tötlicher Verachtung zu ſtrafen.

Aber was war denn, wird der Leſer fragen, der Grund ſeines Haſſes gegen uns, gegen Menſchen, von denen er materiellen Nutzen hatte und vor denen er, anſcheinend, ſeinem kleinlichen Charakter nach eher kriechen mußte? Ich meine, es gab nur einen Grund, nämlich der, eine nagende Langeweile, eine fürchterliche Empörung über das Muſtergefängnis, das unter den Sträflingen weithin durch die „Aufgeklärtheit" ſeiner Bewohner bekannt war. Nicht weniger als mich und Steinhart, beläſtigte Tropin den braven Stabskapitän faſt täglich mit ſeinen Bitten, in ein anderes Bergwerk überſiedeln zu dürfen. Dieſe Bitten brachte er auch im höchſten Grade dreiſt vor, wobei

er übrigens einen blöden Ausdruck annahm und dadurch einen Durchschlupf behielt zur Rettung vor der Strafe wegen Frechheit.

„Herr Direktor", begann er z. B. eine seiner Bitten, „meine Nase fällt ein."

„Was ist los?" sah ihn verwundert der prächtige Kapitän an.

„Ich habe die Syphilis und zwar von der schlimmsten Sorte. Ich werde hier noch alle Sträflinge und vielleicht sogar die Aufseher anstecken. Jeden Tag springt bei mir bald da, bald dort eine neue Finne auf."

„Gehe doch zum Feldscher hin, ins Lazarett!"

„Der Feldscher sagt, daß er für solche Kranke keinen Platz habe. Ich sage Ihnen aber, Herr Direktor, die Wahrheit, meine Nase fällt bald ein . . ."

„Teufel noch einmal, Bruder! Kann ich dir etwa eine neue Nase ankleben? Was kriechst du zu mir mit deiner Nase?" Und mit Widerwillen die eigene Nase hin und her wendend, flog Luczesarow, gleich einer Bombe, aus der Zelle in den Korridor hinaus. Tropin aber kam zu unseren Pritschen und ohne darauf zu achten, daß wir mehr als einmal erklärt hatten, mit ihm nichts zu thun haben zu wollen, fing er an, meinem Kameraden von seiner Krankheit zu erzählen. Trotz seiner Antipathie uns gegenüber fuhr er fort, äußerlich mit uns höflich zu sein, redete uns per ‚Sie' an und wandte sich nie anders an uns, als mit den Worten ‚Iwan Nikolajewitsch', ‚Dmitri Petrowitsch' oder ‚Herr Steinhart'."

„Ich habe irgendwo gelesen, Herr Steinhart,

weiß aber nicht, ob es wahr iſt, daß gegenwärtig mehr als zwei Drittel der Menſchheit mit Syphilis behaftet ſei und daß es am beſten ſein würde, wenn auch der Reſt möglichſt ſchnell an Syphilis erkrankte. Dann würde die Krankheit von ſelbſt aufhören zu exiſtieren. Ich meine, daß man ſich dieſer Krankheit nicht zu ſchämen braucht, eher muß man ſtolz darauf ſein."

Die Vergangenheit Tropins, eines zwanzigjährigen Zwangsarbeiters (er war Recidiviſt und wie es ſcheint unter einem falſchen Namen bekannt) war im Sträflingsſinne nicht ernſt. Er begann ſeine Gefängniskarriere als gewöhnlicher Spitzbube von den ſüdlichen „Rakly", durch die die Stadt Nikolajew, ſeine Heimatsſtadt, beſonders berühmt geworden iſt. Ich weiß nicht, wo er Leſen und Schreiben gelernt und wo er ſeine Bücherweisheit her hatte, deren Kenntnis ihn unbedingt über die meiſten der Schelajſchen Bewohner ſtellte. Wenn es auch unter ihnen Leute gab, die nicht weniger als er geleſen und ſogar eine Kreisſchule oder ein Progymnaſium durchgemacht hatten, überragte ſie Tropin dennoch alle durch einen angeborenen, ſchmiegſamen und mit ſophiſtiſchem Gifte getränkten Verſtand, obgleich er ihnen in der rein äußerlichen Poliertheit nachſtand und mit ſeiner Ungeſchliffenheit eher an einen ungebildeten einfachen Menſchen erinnerte. Vielleicht war er das einzige Exemplar von allem Bodenſatz in der Welt der Verſtoßenen, den ich je kennen gelernt habe, von dem ich in Zweifel wäre zu ſagen, ob er in dem verſteckten Winkel ſeiner Seele, der auch dem Beſitzer dunkel

bekannt ist, wenigstens irgend etwas Heiliges und Teures habe? Semenow hatte z. B. ein im höchsten Grade entwickeltes Gefühl von einer sonderbaren, düsteren und vielleicht schrecklichen Menschenwürde, den Begriff von eigenartiger Sträflingsehre und Kameradschaftlichkeit; etwas in dieser Art war zweifellos auch bei Juchorew, Sokolzew und anderen hervorragenden Vertretern der Welt der Zwangsarbeiter anzutreffen. Tropin aber besaß, wie es mir scheint, rein gar nichts, außer einem nackten cynischen Egoismus, zu dessen Befriedigung er wahrscheinlich vor keiner Gemeinheit, vor keinem Verbrechen zurückschrecken würde. Uebrigens muß man hinzufügen, daß er trotz seiner Frechheit den Eindruck eines argen Feiglings machte, der fähig ist bei einem Schnitt in den eigenen Finger zu weinen und zu klagen. Ich habe schon erwähnt, daß, obgleich er sich den Aufsehern und selbst dem Sechsäugigen gegenüber frech benahm und nicht selten dafür ins Karzer eingesperrt wurde, er nie die Grenzen überschritt. Dieselbe Taktik verfolgte er auch wahrscheinlich in der Freiheit, d. h. er ging nicht, gleich anderen Verbrechern, direkt aufs Ziel los, sondern versuchte auf irgend welche versteckte Weise oder mit Hilfe anderer Spießgesellen vorzugehen, wobei für ihn selbst ein Ausweg zur Rettung übrig blieb. Tropin sagte laut mit cynischem Hohn, daß er am meisten in der Welt den Strick fürchte! ... Im Augenblicke des stärksten Kampfes mit Juchorew konnte mich sogar dieser Mensch entzücken als eine eigenartige Kraft. Tropin dagegen hat mir nie während unserer Be-

kanntſchaft auch nur die kleinſte Sympathie oder Mitleid eingeflößt, und ich fürchte, daß ich bei der Beſchreibung dieſes Burſchen zu düſtere Farben gebraucht habe ... Wer weiß, vielleicht war daran eine ungenügende Beobachtungskraft und Aufmerkſamkeit meinerſeits ſchuld? Vielleicht hätte ein anderer, mehr Toleranter und Unparteiiſcher in Tropin den göttlichen Funken gefunden, ohne den man ſich ein verſtändiges Weſen — den Menſchen — ſchwer vorſtellen kann ... Aber ich beſchreibe lediglich das, was ich ſelbſt geſehen und empfunden habe.

Miſchka, der Sternenzähler, war auch nach dem bekannten Vorfall mir gegenüber liebenswürdig. Eine ſeiner Schwächen war unter anderem das Erlernen von ſchweren Fremdwörtern, mit denen er vor den Sträflingen prahlen konnte, und er kam ſehr oft zu mir oder zu Steinhart mit allerlei Fragen.

„Nun, Iwan Nikolajewitſch, jetzt weiß ich, was ein galanter und intelligenter Menſch, ein Individuum, ein Liberaler, Kosmopolit, und profeſſioneller Aſtronom bedeuten ... Bitte, erklären Sie mir aber, was heißt Initiative?“

Und kaum, daß er ſeine Neugier befriedigt hatte, eilte er irgendwohin weiter.

„Ach, du Hundepoſt!“ ſagten die Sträflinge.

Aber einmal kam er zu Steinhart, der um das Gefängnis herumſpazierte, und fragte mit ſeiner gewöhnlichen, ſorgloſen Miene:

„Sagen Sie, bitte, Dmitri Petrowitſch, wozu gebraucht man Morphium?“

Steinhart gab ihm die gewünſchte Erklärung.

Darauf erkundigte er sich, was Opium und Atropin sei und welch ein Unterschied in der Wirkung dieser Gifte auf einen Menschen bestehe. Steinhart wurde plötzlich aufmerksam: alle diese Gifte waren in der Gefängnisapotheke vorhanden und außerdem war Mischka gegen seine Gewohnheit bei Vorlegung dieser Fragen aufgeregt. Ein beängstigender Verdacht stieg dem jungen Arzte auf und er fragte sehr streng den Birkin nach der Ursache seiner Neugierde. Birkin geriet ganz aus der Fassung und begann, nach dem Sträflingsausdrucke, mit dem Schweife zu wedeln. Steinhart nahm einen noch strengeren Ton an und erhielt schließlich von Mischka folgendes Geständnis:

„Ich fürchte, Dmitri Petrowitsch, in Teufels Garküche zu kommen . . . Ich will nicht länger Krankenwärter sein, man droht mir aber, mich zu verprügeln."

„Wer will Sie verprügeln? Was erzählen Sie da für Geschichten?"

„Unsere Iwans . . . Sie haben den Schlüssel zur Apotheke nachgemacht und wollen, daß ich nachts mich hineinschleiche und diese Gifte dort hole."

„Aha, so verhält sich die Sache. Na, das sind Schufte! Wissen Sie was, Birkin? Wenn Sie ihre Bitte nicht erfüllen, werden Sie nur ein wenig verprügelt, vielleicht auch gar nicht. Die Sträflinge sind hier nicht so . . . Nun, aber wenn Sie es erfüllen, merken Sie sich, daß Sie dann dem Galgen oder wenigstens einer neuen Zwangsarbeit nicht entgehen. Sie kommen aber nach vier Monaten in die freie Kolonie."

Miſchka erbleichte.

„Raten Sie mir, was ſoll ich thun?“

„Sagen Sie ihnen, daß in der Apotheke dieſe Gifte nicht vorhanden ſind.“

„Es geht nicht. Tropin hat ſelbſt auf den Käſtchen den Totenkopf geſehen. Er kommt faſt jeden Tag zum Feldſcher zur Kur.“

„Nun gut. Ich werde Ihnen Magneſium und andere Arzneien geben. Sie ſagen ihnen, das ſei das Gift. Sie werden ſie doch nicht mit der Zunge verſuchen, dieſe Schufte.“

Miſchka ſchien von dieſem Plan erfreut zu ſein, dankte Steinhart und lief ſchnell fort.

Steinhart aber war aufgeregt. Er beriet lange mit mir und Baſchurow, und wir konnten zu keinem Entſchluß kommen. Dem Sechsäugigen von der wahnwitzigen Abſicht der Sträflinge Mitteilung zu machen, kam uns ſelbſtredend nicht in den Sinn; Semljansky, der mit Juchorew ſo dick befreundet war, und der ſchließlich ihm perſönlich im betrunkenen Zuſtande alles was Juchorew wünſchte, geben konnte, Vorſicht zu empfehlen, wäre dumm geweſen. Ich riet dem Freunde, bei der erſten beſten Gelegenheit das Quantum der in der Apotheke vorhandenen Gifte zu kontrollieren und nicht nur auf Birkin, ſondern auch auf Semljansky ſelbſt aufzupaſſen. Es gelang aber nicht ſobald, eine Kontrolle vorzunehmen.

Faſt an demſelben Tag, an dem zwiſchen Steinhart und Miſchka das Geſpräch ſtattgefunden hatte, kam Tropin zu Steinhart und fragte ihn in Anweſenheit aller:

„Sagen Sie, bitte, Dmitri Petrowitsch, was ist das für ein Ding — Atropin? Ist es wahr, daß es solch ein Gift gäbe, ich habe in einem Buche davon gelesen."

Der aufgeregte Steinhart sah ihn scharf an und sagte laut:

„Es giebt solch ein Ding. Der erste Buchstabe dieses Wortes a ist griechisch und bedeutet eine Verneinung: nicht nötig, heißt es ... Und es ergiebt sich, daß Atropin das ist, was Tropin nicht zu wissen braucht. Das ist es."

Tropin lachte fröhlich; der Scherz schien ihm gefallen zu haben.

„Aber wozu haben diese Schufte das Gift nötig?" fragte mich fortwährend der entrüstete Steinhart.

„Na, ich begreife es", sagte ich, „ich habe öfters ihre Unterhaltungen über diesen Punkt gehört. Ein Gift, ein gutes feines Gift — das ist ein philosophischer Stein der Alchymiker in seiner Art, von dem alle diese Tropin, Juchorew, Sokolzew träumen. Sie meinen, wenn sie solch eine Waffe besitzen, werden sie allmächtig sein und können straflos morden und rauben."

„Sie meinen also, daß sie es für die Thaten in der Freiheit, nicht aber im Gefängnis benutzen wollen?"

„Ich bin fast überzeugt davon. Sie sorgen für die spätere Zukunft. Ja, übrigens warum für später? Juchorew muß ja in diesen Tagen in die freie Kolonie."

Indessen hörten die langen täglichen Spazier-

gänge Juchorews mit Tropin, Strelbitzky und anderen und heimliche Unterredungen nicht auf. Zu dieser ausgewählten Gesellschaft gesellte sich zuweilen auch Schmatow. Juchorew mußte thatsächlich bald in die freie Kolonie und beeilte sich wahrscheinlich, seinen Schülern Unterricht aus seiner langen spitzbübischen Praxis zu geben. Eines schönen Abends las man bei der Kontrolle seinen Namen unter den für die freie Kolonie bestimmten; er nahm seine Sachen und verließ sofort das Gefängnis. Ich muß gestehen, daß ich erleichtert aufatmete in der Meinung, daß es niemandem von den Sträflingen gelingen werde, so gerieben die Sträflinge auch waren, den Oekonom, den Feldscher und den Sechsäugigen anzuführen.

Es war bereits Hochsommer. Im Gefängnis trat eine erfreuliche Stille, eine Ruhe nach all den aufregenden Erlebnissen ein. Die ganze Zeit amüsierten sich die Sträflinge über Schmatow, der sich bis über die Ohren in eine Zwangsarbeiterin verliebt hatte und fortwährend am Thore stand, in der heimlichen Hoffnung, sie zu erblicken. Die Aufseher meinten zuerst, Schmatow befasse sich mit irgend einem spitzbübischen Plane, aber bald verfielen sie auch in den allgemeinen Ton, als sie die ständigen Witze über Schmatow hörten.

„Du Näseler! Man sagt, du seist verliebt? Du bist doch zu alt."

„Rasier deinen Bart ab, Dummkopf — schau, da wirst du jünger aussehen."

„Na, der Näseler ist ein forscher Junge! Ein echter Liebhaber . . ."

Und eines schönen Morgens hielten sich alle Sträflinge den Bauch vor Lachen: der Näseler hatte wirklich seinen Bart rasiert, seinen langen Schnurrbart gedreht und ging im Hofe so burschikos herum, als ob er thatsächlich zwanzig Jahre alt sei ... Jedesmal, wenn sich das Thor öffnete und die Hausarbeiter mit einer Tonne nach Wasser fuhren, spannte sich Schmatow freiwillig vor, um von seiner Schönen wenigstens einen Blick bei einer zufälligen Begegnung zu erhaschen. Er erzählte niemand davon, aber sein krankhaft dickes Gesicht mit der großen Nase lächelte so selig und listig, daß die Sträflinge vor Lachen schier vergehen wollten. Zuweilen nur näselte Schmatow zur Antwort:

„Ihr seid neidisch, ihr Schufte."

„Wenn sie dir nun aber ein Zettelchen schickt, wie willst du das lesen?"

„Wird sich schon jemand finden, der es mir vorliest."

„Die Hundesöhne werden dir was vorlügen."

„Gieb es Mikolaitsch zu lesen, Näseler."

„Ist er denn besser als andere? Er wird auch lachen, wie alle."

Lange ließen nicht nur die Sträflinge, sondern auch die Aufseher, die nicht weniger, wie alle, vor Langeweile vergingen, Schmatow in Ruhe. Eine Ausnahme machte lediglich Pronja, „der lebendige Tod", der gleich einem Automat an den Tagen seines Dienstes im Gefängnis herumging und alles „laut Instruktion" verrichtete, schweigsam, pedantisch und argwöhnisch. Er lachte nicht, wie die anderen, über

Schmatow, und ich bemerkte mehr als einmal, wenn ich zur Küche nach heißem Waſſer ging, wie er beim Haupteingang des Gefängniſſes ſaß und den ſchlendernden Schmatow beobachtete. Er ſpitzte ſeine Ohren und Augen trotzdem, daß der Näſeler ſich bei ihm einſchmeichelte und oft mit ihm ſprach.

„Prokopi Filippowitſch, bald wird, meine ich, unſer Direktor Oberſtleutnant!“

Oder:

„Sie müſſen, Prokopi Filippowitſch, Zulage erhalten! Sie haben ja fünf Jahre abgedient, habe ich gehört.“

Aber auf dem glatt raſierten, bleichen Geſichte des Muſters von einem Aufſeher zuckte keine Muskel. Er antwortete einſilbig mit nichtsſagenden Worten und fuhr fort, ſeine niemand bemerkbaren Beobachtungen zu machen. Nachdem der Näſeler einige Mal längs der Umzäunung auf und ab gegangen war, bog er raſch um die Ecke des Gefängniſſes und verſchwand. Anſcheinend iſt dabei nichts Sonderbares? Dem Menſchen war es langweilig, auf ein und derſelben Stelle auf und ab zu gehen und er iſt fortgegangen. Pronja aber verliert die unbewegliche Ruhe, ſpringt von ſeinem Platze auf und läuft zu der entgegengeſetzten Ecke des Gefängniſſes, als ob er es umkreiſen wollte.

Die Beobachtungen Pronjas blieben nicht ohne Erfolg, und an einem totſtillen Nachmittage, als die meiſten Sträflinge ſchliefen, machte Pronja eine wichtige Entdeckung, die das Gefängnis in große Aufregung brachte. Nachdem er ein Brett in einem der Seitenaufgänge des Gefängniſſes herausgenommen

hatte, fand er eine ganze Menge Sachen: Wäſche aus dem Lazarett, Sträflingsſtiefel, Hemden, Handſchuhe und dergleichen mehr. Außerdem fand man nach einem von Pronja gegebenen Signal — gleich darauf, als einige Sträflinge, unter denen auch Schmatow war, aus den Gefängnisthoren hinausgingen, um im Gemüſegarten den Kohl zu begießen, in einem von den Beeten einen Teil von Lazarettwäſche, der ſoeben eingegraben war. Sofort erſchien im Gefängnis der brave Kapitän in eigener Perſon. Er ſchien faſt vor Wut zu platzen, beſah die Treppe mit dem geheimen Verſteck und befahl in ſeiner Anweſenheit in allen Zellen eine Hausſuchung vorzunehmen. Die Hausſuchung ergab jedoch nichts Neues.

„Ich kenne die Hauptbeteiligten!“ ſchrie der Sechsäugige und drohte ihnen Handfeſſeln anzulegen und ſie dem Gerichte zu übergeben: „nein, ich ſchieße ſie nieder und brauche keine Rechenſchaft abzugeben.“

Aber er kannte in der That die Schuldigen offenbar nicht, und auf bloße Verdächtigungen hin wagte er diesmal, durch die früheren fehlgeſchlagenen Verſuche belehrt, nicht zu hören. Aus irgend einem Grunde war ſogar Schmatow nicht arretiert worden, den Pronja geſehen hatte, wie er von der Freitreppe weglief, und alle Maßregeln über den Verkehr im Gefängnis beſchränkten ſich darauf, daß den Aufſehern von neuem vorgeſchrieben wurde, die Zellen unter ſtrengerem Verſchluß zu halten, nur im äußerſten Notfall jemanden fortzulaſſen. Was Pronja betrifft, ſo erhielt er anſtatt des erwarteten Lobes und Aufmunterung einen ſtrengen Verweis.

„Sind Sie doch dumm . . . Sie hätten einen Hinterhalt legen und dieſe Kerle mit den Koſaken ergreifen müſſen.“

Und Luczeſarow wandte dem als Muſter dienenden Aufſeher den Rücken zu.

Man konnte noch aus dem geöffneten Küchenfenſter hören, wie er den Feldſcher Semljansky vor Gericht zu ziehen drohte. Aber auch aus dieſer Drohung wurde nichts, denn der Feldſcher führte zu ſeiner Verteidigung gewiſſe Thatſachen an, die die Schuld der Unaufmerkſamkeit dem Oekonomen zuſchrieben, aber der letztere wand ſich ebenfalls auf irgend eine Weiſe heraus und die Sache mit der geſtohlenen Wäſche löſte ſich in nichts auf.

Die einzige ſichtbare Folge der Entdeckung Pronjas war die, daß die Liebe des Näſelers an demſelben Tage auf einmal verſchwunden war. Er hörte auf, unter den Thoren des Gefängniſſes herumzulaufen und ſich gutwillig an den Waſſerwagen anſpannen zu laſſen, er hörte auf ſich zu putzen und riß nur ſelbſtzufrieden die Zähne auseinander, weil er ſo geſchickt nicht nur die Aufſeher, ſondern auch ſeine Zellengenoſſen an der Naſe herumgeführt hatte.

„Ah, der Näſeler“, ſagten die letzteren, indem ſie gedankenvoll den Kopf ſchüttelten.

Insgeheim ſprachen ſie auch (und natürlich nicht ohne Grund) davon, daß die Niederlage der geſtohlenen Sachen in Wirklichkeit dem Juchorew gehöre, und Schmatow nicht mehr als ſein untergebener Agent geweſen ſei: nach dem Austritt des Hauptes der Kameradſchaft in das freie Kommando erledigte der

Näſeler deſſen Angelegenheiten, und er hatte Zeit genug, hinter den Thoren des Gefängniſſes die Sachen zu verbergen, ſo daß die Entdeckung Pronjas nur die kläglichen Reſte einer geweſenen Herrlichkeit fand.

Die Mißverſtändniſſe dauern fort. Die Einmiſchung des Sechsäugigen.

Als Juchorew in das freie Kommando kam, verlor er bald ſeine frühere Bedeutung und ſeinen Zauber und wurde ſo ein gewöhnlicher Arreſtant. Das im Gefängnis erworbene Geld verbrachte er ſehr ſchnell mit den Schönen der Zwangsarbeit und mußte nun, ebenſo wie die in dem freien Kommando Dienenden, ſchmutzige Arbeiten verrichten. So hätte er ſich vielleicht bis zu ſeiner baldigen Entlaſſung erhalten; dann wäre er vielleicht nach irgend einer Verbannungskolonie geſchickt worden, wenn er ſich nicht, zu ſeinem Unglück, mit Marjuſchka verbunden hätte, die als Kammermädchen bei dem braven Kapitän diente. Die Kobylka meinte (ſie wußte alles!), daß der letztere ſelbſt nicht ganz gleichgültig gegen die geſunde, rotwangige Arreſtantin ſei, denn er putzte ſie wie eine vornehme Dame. Marjuſchka war ſelbſtverſtändlich bereit, Putz von jedermann anzunehmen, verſagte es ſich auch nicht, zufällig ihre Aufmerkſamkeit jedem zu ſchenken. Aber ihr Frauenherz konnte nicht dem ſchneidig gedrehten Schnurrbart eines Burſchen,

wie Juchorew, widerſtehen, obgleich er ſchon in den Vierzigen war; auch war er ja ein guter Kamerad, ein Arreſtant. Juchorew fing an Marjuſchka den Hof zu machen. Sobald nur Luczeſarow fort war, erhob ſich im Hauſe ein großer Lärm, Guitarreſpielen, Singen ausgelaſſener Lieder und überhaupt Luſtbarkeit aller Art. Jedesmal, wenn der brave Kapitän in ſeiner Küche Juchorew traf, drehte er unzufrieden ſeinen Schnurrbart und ſchickte zornig ſeinen früheren Liebling in die Kaſerne zurück, — er möchte dort ſeine Arbeit verrichten. Juchorew reckte ſich wie ein Soldat und antwortete: „Zu Befehl!“ — und ging weg, benutzte aber die nächſte Abweſenheit ſeines Direktors, um wieder in der Küche zu erſcheinen. Endlich verbot ihm der Sechsäugige, in die Küche zu kommen, mit der Drohung, ihn wieder ins Gefängnis zu ſchicken.

Einſt kehrte Luczeſarow unerwartet in der Nacht aus der Fabrik zurück (man erwartete ihn erſt am Abend des folgenden Tages), fuhr unbemerkt nach Hauſe, ſchickte nach den Aufſehern und ging gleich in die Küche. Dort fand er das gewöhnliche Durcheinander.

Als Juchorew die bekannten Schritte hörte, wollte er ſich unter der Pritſche verbergen; es war aber zu ſpät: der treffliche Luczeſarow ſtand ihm ſchon gegenüber, mit zornig roten Wangen und bebenden Naſenflügeln.

„Augenblicklich ſoll dieſer Tauſendſaſſa nach dem Gefängnis abgeſchickt werden —“, ſagte er kurz und beſtimmt, und zwei, wie aus der Erde herausgewach-

jene ſtarke Aufſeher waren ſchon bereit, dieſen Befehl auszuführen.

„Wofür denn, Herr Direktor?“ flehte Juchorew.

„Für vieles, für vieles, mein Lieber, du weißt es ſchon ſelbſt.“

„Meine Arbeit, ſcheint mir, verrichte ich beſſer, als die anderen, und wenn man am Abend ſich ein wenig beluſtigt . . .“

„Ich werde dir ſchon zeigen, was ſich beluſtigen heißt! In meinem Hauſe haſt du eine lüderliche Wirtſchaft eingeführt ... Verführſt mein Dienſtmädchen ... Ich weiß auch ſehr gut, wer im Gefängnis alle dummen Streiche angeſtiftet hat . . . Ich habe dich bisher geſchützt, ich war dir ſogar geneigt . . . Und ſo vergiltſt du es mir! Jetzt aber wirſt du im Gefängnis verfaulen! Hoffe nicht darauf, daß deine Strafe in dieſen Tagen zu Ende geht, ich werde dich in eine neue Zwangsarbeit ſtecken.“

So verlebte Juchorew kaum einen Monat in dem freien Kommando. Dieſes Mal geriet er in meine Zelle. Als einmal ſpät in der Nacht das Schloß klapperte und die Thür ſich öffnete, glaubte ich, man käme, um Steinhart zu irgend einem ſeiner zahlloſen Patienten zu rufen. Kaum traute ich meinen Augen, als ich Juchorew mit ſeinen Sachen erblickte. Viele Arreſtanten wachten auch auf und fingen an, ſich zu bewegen. Es begannen die Erkundigungen und Erzählungen mit den bekannten Beſchimpfungen des Geſetzes, des Glaubens, Gottes und beſonders des Sechsäugigen.

„Nun, da wird er mir ſchon einen Knüttel

zwiſchen die Beine werfen! Er wird ſich ſchon wegen Marjuſchka an mir rächen!“ ſagte Juchorew und legte ſich ſchlafen.

Und wirklich, am anderen Tage ſchickte man Juchorew in das Bergwerk, und da ſtellte es ſich heraus, daß Luczeſarow Monachow und Petuſchkow gebeten habe, ſie möchten ihn zu der ſchwerſten Arbeit verwenden. Aber im Bergwerk war der Sechsäugige nicht Herr, und Juchorew brauchte dort nur dasſelbe zu machen, was die übrigen Arreſtanten zu thun hatten. Bei ſeinen Stahlmuskeln koſtete es ihn nicht viel Mühe, ſeine Arbeit zu verrichten, und er wärmte ſich lange in der Sonne, an der Berghalte liegend und mit dem auf der Wache ſtehenden Koſaken ſchwätzend; mit ihnen allen war er während ſeines kurzen Aufenthaltes in der Freiheit gut bekannt geworden. Es wiederholten ſich ſeine Spaziergänge im Gefängnishofe mit den Freunden Tropin, Strelbizky, Bikow und Schmatow. Trotzdem er jetzt jeder äußeren Kraft und Macht beraubt war, zeigte ſich doch immer noch ſeine frühere Bedeutung im Gefängnis. Er machte den Eindruck eines entthronten Königs, der ſich in die Schar ſeiner früheren Unterthanen miſcht. Jene hörten noch nicht auf, ihn zu fürchten und ſeinen früheren Zauber zu fühlen. Wollte nur Juchorew, da konnte er wirklich wie früher bezaubern. Lebendig ſteht mir eine Scene vor Augen.

Es war ein kalter, regneriſcher Morgen. Die Arreſtanten wurden zur Reviſion in den Korridor herausgetrieben. Einer der unbeliebteſten Aufſeher, den man „Schlangenkopf“ nannte, fing an, ohne

ſonderliche Eile uns zu zählen, indem er ruhig vor unſerer Front auf und abging und luſtig mit dem Dienſthabenden ſchwätzte.

„Werden wir noch lange hier ſtehen bleiben müſſen?“ erſcholl plötzlich aus den Reihen der ſonſt gehorſamen Kobylka der kühne Ausruf Juchorews.

„So lange, wie wir wollen!“ antwortete grob der Schlangenkopf; „wer thut da das Maul auf?“

„Das Maul thut einer von den Zwangsarbeitern auf!“ antwortete mit derſelben gebieteriſchen Stimme Juchorew, „und ich erlaube mir, noch zu bemerken, Waſily Petrowitſch, daß Sie nicht im ſtande ſind, uns zu zwingen, Ihren bloßen Wünſchen zu folgen, wenn ſie nicht Geſetz, ſondern nur Laune ſind.“

„Du wagſt es noch, mir zu widerſprechen?“

„Ich wage es und werde es wagen.“

„Ich werde dich ins Karzer ſtecken.“

„Das können Sie. Mit dem Karzer können Sie mich nicht erſchrecken, aber das iſt richtig, daß die Arreſtanten dann wiſſen werden, wer Sie ſind.“

Im Korridor entſtand Totenſtille; alle erwarteten, daß man Juchorew ſogleich ins Karzer abführen würde. Der Schlangenkopf veränderte einigemal ſein Geſicht, er wurde bald blaß, bald rot, machte einige heftige Bewegungen hin und her, klapperte mit den Schlüſſeln und forderte plötzlich das Kommando zum Gebet auf. Während dieſer ganzen Scene ſah ich unwillkürlich mit Vergnügen Juchorew an, der ganz unbeweglich, wie eine Statue, daſtand; ſein Geſicht drückte weder Furcht, noch Zorn, noch Stolz über den Sieg aus.

Nach der Reviſion ging er mit derſelben Gleichgiltigkeit in ſeine Zelle hinein und, ohne mit jemand zu ſprechen, warf er ſich aufs Bett. Nach einer Minute ſchnarchte er ſchon im tiefſten Schlaf. Seit Juchorew wieder nach dem Gefängnis zurückgekehrt war, gab es zwiſchen ihm und mir gar keine Beziehungen. Obwohl wir bei ſeinem Weggehen in das freie Kommando in äußerlich freundlichen Beziehungen ſtanden, bemerkten wir jetzt, wie nach einem ſtillſchweigenden Uebereinkommen, die Anweſenheit von einander in der Zelle überhaupt nicht. Nur ſelten ſchien es mir, als ob er, der früher den Cynismus niemals wegen des Cynismus liebte, obwohl er ſich nie im Schimpfen genierte, jetzt abſichtlich ſchmutzige Couplets und Lieder ſang. Manchmal ſang er auch wundervolle, herzliche, liebe Weiſen (von Geburt ein Saratower, war er, mehr als irgend einer im Gefängnis, Kenner der alten ruſſiſchen Lieder).

Wenn man dieſe das Herz ergreifenden Töne vernahm, kam einem manchmal das Verlangen, zu ihm hinzugehen, ihm die Hand zu drücken und mit gerührter Stimme zu ſagen:

„Juchorew, wozu verſtellen Sie ſich! Sie ſind ja doch gar kein ſchlechter Menſch, wie Sie den Anſchein erwecken. Laßt uns doch aufrichtig und auf immer Frieden ſchließen.“

Aber plötzlich, es iſt noch nicht der letzte Akkord der innigen poetiſchen Klage verklungen, der Klage, daß das Schickſal und die böſen Leute das Leben des guten Burſchen verdorben haben, ihn von der Heimat und der Herzallerliebſten trennten, da erſchallt

aus ſeinem Munde ein unanſtändiges Wirtshauslied, ungeratene Früchte der Kultur und der verdorbenen Volksphantaſie...

Der Zauber zerſtob. Ich ſah wieder vor mir den hartherzigen, eingebildeten und liederlichen Räuber, für den es kein Heiligtum, keine Heimat giebt, ni foi, ni loi!

Einſt ſtand ich Sonntags mit meinen beiden Kameraden im kleinen inneren Korridor des Gefängniſſes und beratſchlagte mit ihnen halblaut irgend etwas. Die Unterhaltung dauerte nicht lange, dann ging ich mit Steinhart nach dem Krankenhauſe; Baſchurow erfaßte den Griff der Thüre, die nach dem Hauptkorridor führte, wobei er ſah, daß jemand ſchnell von der Thür wegſprang und eilig ſich entfernen wollte. Dennoch erkannte Walerian ſofort Karaſſew, jenen ſcheuen Grübler, der in einer Zelle mit mir wohnte. Es kann ſein, daß er gar nicht beabſichtigte, uns zu belauſchen und zufällig bei der Thür geſtanden hatte, doch Baſchurow, der mißtrauiſch geworden war, rief ihn an und ſagte tadelnd:

„Das iſt doch aber ſchlecht, Karaſſew!“

„Was iſt ſchlecht?“ fuhr Karaſſew auf, indem er feuerrot wurde.

„Die Ohren an die Thür zu legen —“

Es iſt ſchwer, zu beſchreiben, was nach dieſen Worten geſchah. Als ich und Steinhart aus dem Krankenhaus in unſere Zelle zurückkamen, erlebten wir im Korridor folgende Scene: Baſchurow und Karaſſew waren von einer ganzen Schar Arreſtanten umgeben, und der letztere, mit Schaum vor dem

Mund, die Augen blutunterlaufen, die Hände krampfhaft zusammengeballt, stürzte sich auf Walerian, der betäubt, verloren im Winkel stand, ohne zu wissen, was er thun, was er sprechen sollte.

„Welches Recht hast du, mich so zu nennen?“ schrie Karassew. „Deiner Meinung nach bin ich ein Hund! Es kann sein, daß ich besser als du bin! Es kann sein, daß ich noch etwas zu dir sage, daß du dich völlig vor mich hinwerfen würdest! Du, antworte: welches Recht hattest du?! Wenn ich an der Thür vorbei ging, so heißt es, nach dir, daß niemand bei euch vorübergehen soll? Ihr habt euch über Juchorew beklagt, daß er so große Macht über das Gefängnis besäße. Wer steckte ihn jetzt wieder ins Gefängnis! O, wir wissen schon sehr gut, wer es ist! Ihr selbst wollt die Macht besitzen!“

Diese ohne Zusammenhang hervorgestoßenen Anklagen waren von einem dumpfen Beifallsmurren der sich ringsum drängenden Menge begleitet. Juchorew stand beiseite; vor ihm fuchtelte Gnuß-Schmatow pathetisch mit den Händen in der Luft herum. Bikow, der mit seinem todblassen Gesicht aus der Menge sich abhob, erzählte auch eine Geschichte mit seiner brüllenden Stimme.

„Er hat mir wegen seines Brotes Vorwürfe gemacht... Wir bohrten im Stollen... Er setzte seinen Bohrer auf und rief mich, ich möchte ihm helfen. Ich wäre gegangen — warum sollte ich ihm denn nicht helfen; doch dachte ich, ohne was Böses im Sinne zu haben: ‚Ach, meine Arbeit ist auch noch nicht beendigt!‘... Und da rief er plötzlich

aus: ‚Ihr habt unſer Brot und Salz vergeſſen!‘ So ſeht ihr jetzt, Brüder, was ſie ſind!“

Ich hörte die letzten Worte von Bikows Erzählung und verſtand ſofort, daß die Rede von keinem anderen, als von mir wäre. Aber wie hatte dieſer eitle und trotzige Mann die Sache verdreht!

Vorgekommen iſt folgendes: Bikow bohrte mit mir im Stollen; als er ſah, daß ich ruhte und nicht arbeitete, bat er mich, in die Stube nach neuen Lichtern zu gehen. Ich erfüllte ſehr gern dieſe Bitte. Als ich aber, einige Zeit ſpäter, meinerſeits ihn um einen Dienſt bat, da ſagte er: „Ach, ich habe meine Arbeit noch nicht beendet!“ Zur Antwort ſagte ich wirklich in einem ſcherzhaften Ton: „Es ſcheint, daß früheres Brot und Salz leicht zu vergeſſen iſt.“ Dabei meinte ich unter „Brot und Salz“ allerdings meinen Gang nach den Lichtern. Mir kam keine Spur von Verdacht, daß meine Bemerkung ihn kränken könne, auch ſah ich gar nicht, daß er dabei böſe wurde. Jetzt aber zeigte es ſich, daß ich dieſem Menſchen eine ſchwere Kränkung zugefügt hatte, und dieſer unſchuldige Zufall wurde als Beweis für eines meiner Verbrechen gegen den Stolz der Kobylka herangezogen. Doch begnügte ich mich mit der Bemerkung:

„Sie haben mich nicht ganz richtig verſtanden, Bikow“, und eilte zu Karaſſew. Meine Beziehungen zu dieſem letzteren waren vordem nicht ſchlecht: da ich ſeinen bedenklichen krankhaften Charakter gleich erraten hatte, ſuchte ich ihn durch Vorſicht und Nachgiebigkeit bei Streitigkeiten zu gewinnen, darum be-

handelte er mich mit besonderer Achtung. Als ich jetzt meinem Kameraden zu Hilfe kam, fing ich bald an, Karassew über das Geschehene teilnahmsvoll zu befragen. Wieder ergoß er über mich den ganzen Strom seiner Vorwürfe und Anklagen. Ich bemühte mich, ihn zu beruhigen, indem ich die Worte von Walerian als bloßes Mißverständnis hinstellte, weswegen Walerian sich auch entschuldigt habe.

Noch lange aber spuckte Karassew um sich, wiederholte alles und schrie, er war aber bereits, wie es schien, beruhigt. Beim Erscheinen des Aufsehers, den der Lärm herbeigebracht hatte, ging die Kobylka allmählich auseinander. Nichtsdestoweniger war es klar, daß die Geschichte damit noch lange nicht zu Ende war, daß Zündstoff genug in der Luft gesammelt war, den die Führer zur Befreiung benutzen würden. Und wirklich, schon am Abend versammelte sich eine große Gesellschaft in der Küche. Wir konnten freilich nicht dabei sein, aber unsere geheimen Freunde, wie Ogurzow und der „intelligent-galante" Spion von Profession, Mischka Birkin, gaben uns bald einen ausführlichen Bericht. Juchorew bat, dem Sechsäugigen zu erklären, daß das Gefängnis keine Fleischspeisen während der Fasttage nehmen wollte. Ihn unterstützten auch Bikow, Schmatow, Tropin, Strelbizky und noch andere. Ganz unerwartet für mich stimmte ihnen auch Sochaty bei, den ich damit „erniedrigt" hatte, daß ich jemandem sagte, er, Sochaty, ließe sich von jedem, wer nur dazu Lust hätte, an der Nase herumführen.

Auch Karassew kam mit blutunterlaufenen Augen,

um wieder alle Einzelheiten ſeines Zankes mit Baſchurow zu wiederholen. Es kamen wieder ſolche lang vergeſſenen, feinen, faſt unmerkbaren Kränkungen zu Tage, daß man zu einer anderen Zeit, in anderer Stimmung, aus vollem Herzen dazu gelacht hätte. Jetzt aber war uns nicht zum Lachen. Jetzt erfüllte uns alle drei dieſe dumm, empörende, wilde Geſchichte mit einem Gefühl der Erbitterung und des Zornes.

O, ihr Dummköpfe, Dummköpfe! O, die grauſamen Kinder von dreißig und vierzig Jahren, ſie können nicht verſtehen, wer ihre wirklichen Freunde und wer ihre Feinde ſind, die diejenigen zu zerfleiſchen bereit ſind, die ihnen wirklich wohl wollen, und diejenigen, die ſie zu verraten und zu verderben ſuchen, umarmen wollen!

Die Verſammlung kam aber nicht zu jenem heroiſchen Entſchluß, den Juchorew und ſeine Freunde erwünſchten. Viele, ſogar von den Führern, wie es ſich zeigte, ſchrieen und lärmten lieber, als daß ſie die eigenen Intereſſen zu opfern bereit geweſen wären. Die Mehrzahl, die energiſch an der allgemeinen Entrüſtung teilnahm, unterſtützte jetzt die Führer nur läſſig, als jene in einer realen Form ihr Verlangen auszudrücken ſuchten. Das iſt aber noch nicht alles. Es fand ſich ſogar ein Menſch, der, wie es ſchien, am wenigſten zu einer „Heldenthat" ſich eignete, der aber nichtsdeſtoweniger, feſt und offen, allein gegen alle ſich erhob. Mit einer unnachahmlichen Komik rief er aus:

„Ich willige nicht ein! Nehmt ein Protokoll auf! Schreibt: Ich willige nicht ein! . . ."

Dieſer Mann war kein anderer als Lunjkow. Schwach, klein, unter den Drohungen der auf ihn gerichteten Fäuſte, fürchtete er ſich nicht und hörte nicht auf zu ſchreien:

„Ich gebe meine Einwilligung nicht! Euch Alte kann man mit der Angel fangen! Dieſen Ränkeſchmieden und Schnarchern iſt es leicht, Tabak und Fleiſch zu entbehren, ſie werden das Ihrige ſchon finden, wir aber mögen vor Hunger krepieren, und dies aus bloßem Eigenſinn!

Ich ſehe gar keine Schuld, weder bei Iwan Nikolajewitſch, noch bei Dimitry Petrowitſch, noch Walerian Michailowitſch, außer einer... ſie ſchenken uns ſehr viel Aufmerkſamkeit.

Wir machen Spektakel, und ſie bitten uns: ‚Eſſet doch, meine Täubchen, trinket doch, meine Teueren!‘ Nur deswegen klage ich Iwan Petrowitſch an. Ich an ſeiner Stelle würde...“

Aber man verſtopfte ihm ſchon den Mund und warf ihn aus der Küche heraus. So war die Arreſtantenverſammlung geſtört. Ob nun die Rede von Lunjkow einen ſolchen Eindruck auf die Mehrzahl der Kobylka gemacht hatte, oder ob ſie einfach von dem unfruchtbaren Lärm und Geſchrei ermüdet worden waren, die Küche wurde ſchnell leer, und ein bedeutender Teil der Schreier ging nach ihren Zellen auseinander. Als Juchorew mit Tropin einen Ueberſchlag machen und die Stimmen derjenigen, die der Erklärung beiſtimmten, ſammeln wollte, da zählten ſie nur acht Stimmen... Mit dieſer Zahl konnte man ſelbſtverſtändlich nicht im Namen des ganzen

Gefängniſſes handeln, darum beſchloß die Bande, nur für ſich allein Faſtenſpeiſe anzufertigen.

Auf irgend welche Weiſe hatte ſich dieſer Gruppe der Proteſtanten auch „unſer Freund", Karpuſchka Lipatow, angeſchloſſen. Die ganze freie Zeit des folgenden Tages ging er hin und her, die Mütze ſchief auf der Seite, über den Gefängnishof, auf eine beſondere Weiſe heroiſch auftretend. Wenn er mir oder Steinhart begegnete, warf er uns giftige Blicke zu und lächelte ironiſch. Es verfloß noch ein Tag (der erſte Faſttag nach der Verſammlung), und immer noch ignorierten wir ihn. Da kam er auf uns zu und ſagte:

„So ſind Sie, meine Herren! Karpuſchka Lipatow geht mit einem leeren Magen herum, und ihr kümmert euch gar nicht darum. Wäre es nicht beſſer, mich in euere Geſellſchaft wieder aufzunehmen! Gebet ein oder zwei Pfund Tabak, und ich werde wieder eure Speiſe eſſen... Ich bin ja nicht rachſüchtig... Aber, wie Sie mich, meine Herren, gekränkt haben, ſo gekränkt haben, daß ich es nicht ausdrücken kann!"

„Worin beſteht denn die Kränkung, Karpuſchka?"

„In dem Herrn Doktor, in Dimitry Petrowitſch, in ihm! Ich bat ihn um Chanania (Chinin), und er ſteckt mir „Kalidat" (Kal. jodatum) und „Kalidat" in den Mund. Er ſagt, es ſei kein Kalidat. Mich hat ſchon der Felſcher Semljansky genug mit Kalidat gefüttert. — O, Karpuſchka iſt ſchwer zu täuſchen, du ſchäkerſt, Bruder!"

„Nun, Ihr fangt schon wieder an! Fort damit!“

„Nein, wartet doch, Herr... Ich kam, um mit Ihnen Frieden zu schließen. Ich werde schon wieder Fleisch essen...“

„Ach, wie sehr Sie uns dadurch verpflichten werden!“

„Ja, ich werde Sie schon verpflichten! Denn Fleisch ist sehr wichtig für meine Krankheit. Es ist vielleicht noch besser, als Chanania!“

Noch an demselben Tage erklärte Karpuschka allen, daß er seinen Protest gegen uns aufhebe. Was die übrigen sieben Männer anbetrifft, so kochten sie die Fastenspeise, wie dies Lunjkow wahrsagte, bloß zum Schein: im geheimen aßen sie ein beträchtliches Quantum Fleisch, tranken Milch und bekamen, als ob sie irgend einen Sieg feiern sollten, Gott weiß wie viel Branntwein...

Baschurow schlug vor, eine Zeitlang jegliche Verbesserung des allgemeinen Kessels zu unterlassen, um zu sehen, was die Kobylka dann unternehmen würde, wenn man mit den „Zärtlichkeiten“ gegen sie ganz aufhören und völlige Gleichgiltigkeit gegen ihre Launenhaftigkeit an den Tag legen würde. Steinhart erklärte sich energisch gegen diesen Plan, und ich war mit ihm einverstanden: am besten konnten wir unsere Gleichgiltigkeit zeigen, wenn wir unser Benehmen gar nicht verändern und alles im früheren Zustande lassen würden.

Der Sonnabend kam heran; ich verteilte, wie gewöhnlich, den Tabak in den Zellen. Wie waren

wir aber alle verwundert, als wir erfuhren, daß nicht nur die Gefängnis-Iwans, sondern noch vierzig Personen, d. h. fast der dritte Teil der Arrestanten, ihre Portionen nicht annahmen. Wodurch erklärte sich diese sonderbare Erscheinung? War denn die Zahl der mit uns Unzufriedenen so schnell angewachsen? Oder kam es daher, daß die Verschmähung des Tabaks mehr ins Auge fiel, während die Verweigerung der Speise doch mit manchen großen Schwierigkeiten verbunden war?

Unter denen, die sich den Knaster versagten, waren, außer dem früheren Haufen der unzufriedenen Führer, auch die uns bisher freundlich gesinnten Arrestanten, wie Sokolzew, der „Eiserne Kater", Zwonarenko, Mischka Birkin, der Tartar Rabilow und noch viele andere. Die geheime Gärung im Gefängnis hörte unterdessen nicht auf, sie schien sogar mit jedem Tag zu wachsen. Die Aufseher mußten mehreremal am Tage die da und dort versammelten Gruppen der Arrestanten auseinander jagen. Dumpfe Gerüchte über diese Verabredungen, die uns zu Ohren kamen, ließen andererseits erkennen, daß im allgemeinen eine starke Bewegung nach unserer Seite hin sich bemerkbar mache. Die einen der Führer schienen der Unruhen müde zu sein, die anderen schimpften schließlich auf einander. Hinter den Coulissen gingen große Intriguen, Stänkereien und Zankereien vor: Heute schimpfte und beklagte man vor allem Juchorew, morgen behauptete man umgekehrt, daß Juchorew schon lange auf alles gespuckt hätte, daß nur Tropin allein alles verhetzte, der die

Oberhand über das Gefängnis haben wollte. Der halb verrückte Schebrejek stellte sich in die Mitte der Zelle, nahm eine majestätische Pose ein und „wahrsagte", an Steinhart gerichtet, daß alles Böse in der Welt von den „Dochtoren" käme; hätte man sie mit einemmal verbrannt, so könnten die armen Leute leichter atmen.

Karassew schrie zu gleicher Zeit, daß er auch verschiedene Beschimpfungen Sochatys mitteilen könne, — jener hatte ihn vielleicht irgend womit gekränkt . . . mit einem Worte, es war nicht menschenmöglich, irgend etwas in diesem Durcheinander zu begreifen und zu verstehen, was diese Menschen eigentlich wollten.

Unterdessen vergingen noch zwei weitere Fastentage, und die Gefangenen fuhren fort, die schmackhafte Fleischspeise zu essen, als ob nichts geschehen wäre!

Was uns anlangte, so stürzte der Boden noch nicht unter unsern Füßen vor Freude zusammen, auch dachten wir noch nicht daran, reuevoll zum Häufchen der fastenden Protestanten überzugehen, bei denen unterdessen die eigenen Speisemittel anfingen abzunehmen. Und da begann man sich kriechend uns zu nähern von der Seite derjenigen, die früher die Häupter der Bewegung waren. Tropin fing an, einer der ersten, uns freundlich zuzulächeln und bald mit mir, bald mit Steinhart liebenswürdig zu sprechen. Karassew und Bikow wurden plötzlich merkwürdig delikat und nachgiebig. Sochaty versuchte mehreremal mit mir eine freundliche Unterhaltung anzufangen.

„Ich! Ich hatte nichts Böses im Sinn. Die anderen waren daran schuld."

„Warum quälten Sie aber dann, Petin, in den letzten Tagen Steinhart mit den Bohrern? Ohne jegliche Veranlassung schickten sie ihn jeden Augenblick in die Schmiede, — es war also nur aus bloßer Rohheit!"

Petin wurde rot, leugnete jedoch.

Juchorew hatte während der letzten Zeit das Aussehen eines wirklich müden und für nichts im Gefängnis sich interessierenden Menschen.

All diese Abgeschmacktheiten hätten wahrscheinlich noch lange gedauert, wenn nicht die allmächtige Hand des Sechsäugigen in diese Sache eingegriffen hätte.

Auf irgend eine Weise waren ihm Gerüchte über die unruhige Stimmung im Gefängnis hinterbracht worden. Er ließ sofort den neuen Artel-Staroſten rufen, einen verschwiegenen Kleinrussen, der ein großer Politiker war; es war derselbe, der ehemals beim Lesen von „Boris Godunow" von Puschkin von der Kobylka den Beinamen „Godunow" bekommen hatte.

Jetzt versuchte er zunächst sich hinter Unwissenheit zu verbergen.

Da fing aber der brave Kapitän zu schreien an:

„Unterstehe dich, mir auszuweichen! Mir ist es schon längst bekannt, daß über die Speisen verschiedene Ansichten herrschen!"

Godunow bekam Angst.

„Ja, es ist richtig, Herr Direktor . . . Mittwochs und Freitags kocht man aus dem geschenkten Fleisch

Oberhand über das Gefängnis haben wollte. Der halb verrückte Schebrejek stellte sich in die Mitte der Zelle, nahm eine majestätische Pose ein und „wahrsagte", an Steinhart gerichtet, daß alles Böse in der Welt von den „Dochtoren" käme; hätte man sie mit einemmal verbrannt, so könnten die armen Leute leichter atmen.

Karassew schrie zu gleicher Zeit, daß er auch verschiedene Beschimpfungen Sochatys mitteilen könne, — jener hatte ihn vielleicht irgend womit gekränkt . . . mit einem Worte, es war nicht menschenmöglich, irgend etwas in diesem Durcheinander zu begreifen und zu verstehen, was diese Menschen eigentlich wollten.

Unterdessen vergingen noch zwei weitere Fastentage, und die Gefangenen fuhren fort, die schmackhafte Fleischspeise zu essen, als ob nichts geschehen wäre!

Was uns anlangte, so stürzte der Boden noch nicht unter unsern Füßen vor Freude zusammen, auch dachten wir noch nicht daran, reuevoll zum Häufchen der fastenden Protestanten überzugehen, bei denen unterdessen die eigenen Speisemittel anfingen abzunehmen. Und da begann man sich kriechend uns zu nähern von der Seite derjenigen, die früher die Häupter der Bewegung waren. Tropin fing an, einer der ersten, uns freundlich zuzulächeln und bald mit mir, bald mit Steinhart liebenswürdig zu sprechen. Karassew und Bikow wurden plötzlich merkwürdig delikat und nachgiebig. Sochaty versuchte mehreremal mit mir eine freundliche Unterhaltung anzufangen.

„Ich! Ich hatte nichts Böses im Sinn. Die anderen waren daran schuld.“

„Warum quälten Sie aber dann, Petin, in den letzten Tagen Steinhart mit den Bohrern? Ohne jegliche Veranlassung schickten sie ihn jeden Augenblick in die Schmiede, — es war also nur aus bloßer Rohheit!“

Petin wurde rot, leugnete jedoch.

Juchorew hatte während der letzten Zeit das Aussehen eines wirklich müden und für nichts im Gefängnis sich interessierenden Menschen.

All diese Abgeschmacktheiten hätten wahrscheinlich noch lange gedauert, wenn nicht die allmächtige Hand des Sechsäugigen in diese Sache eingegriffen hätte.

Auf irgend eine Weise waren ihm Gerüchte über die unruhige Stimmung im Gefängnis hinterbracht worden. Er ließ sofort den neuen Artel-Staroſten rufen, einen verschwiegenen Kleinrussen, der ein großer Politiker war; es war derselbe, der ehemals beim Lesen von „Boris Godunow“ von Puschkin von der Kobylka den Beinamen „Godunow“ bekommen hatte.

Jetzt versuchte er zunächst sich hinter Unwissenheit zu verbergen.

Da fing aber der brave Kapitän zu schreien an:

„Unterstehe dich, mir auszuweichen! Mir ist es schon längst bekannt, daß über die Speisen verschiedene Ansichten herrschen!“

Godunow bekam Angst.

„Ja, es ist richtig, Herr Direktor . . . Mittwochs und Freitags kocht man aus dem geschenkten Fleisch

Nudelsuppe ... Da scheint es manchem nicht zu schmecken ... —"

„Fadennudeln nicht schmecken?! Seid Ihr verrückt? Du redest mir dummes Zeug vor, mein Lieber, du suchst etwas vor mir zu verbergen —"

Plötzlich kam ihm ein Gedanke.

„Aha, jetzt verstehe ich! Vielleicht sind hier religiöse Gefühle im Spiele ... Ja, ja, dies ist sogar sehr möglich! Wie kam ich nur nicht früher darauf! In diesem Fall muß ich die Speiseverbesserung während der Fasttage aufheben."

Godunow gehörte nicht zur Zahl der Protestanten, darum gab er sich die größte Mühe, die Vermutung des Direktors zu widerlegen. Dieser schüttelte nachdenklich den Kopf.

„Also, mein Lieber", sagte er endlich, „geh augenblicklich ins Gefängnis zurück und bis zur Abendrevision will ich eine bestimmte Antwort haben! Wenn es nur fünf Personen giebt, die fasten mögen, dann höre ich mit jeder Verbesserung auf."

Mit diesem sensationellen Gerüchte lief Godunow in größter Aufregung ins Gefängnis und berief sogleich eine Versammlung in die Küche.

„Da seht ihr, wozu euere Launen führen", fing die Kobylka zu heulen an und stürzte sich auf die Gefängnis-Iwans.

„Wessen Laune? Das sagten ja alle, nicht wir allein ..."

Es entstand wiederum ein zweckloses Gezänk, bei dem Tropin die Schuld auf Karassew, dieser auf Juchorew schob u. s. w. bis ins Unendliche. Dann

beſchloß man, mich zu rufen, als den „Staroſt“ unſrer kleinen Gruppe. Ich ging, nachdem ich zuvor mir vorgenommen hatte, mich höflich, aber kühl zu benehmen, in nichts nachzugeben, andrerſeits jedoch auf eine Diskuſſion mich ruhig einzulaſſen, auch zu übrigen Einwendungen Anlaß zu geben. Die Küche war ganz vollgeſtopft. Totenſtille empfing mich.

„Was wollen Sie von mir, meine Herren?“ fragte ich.

„Warum ſchweigt ihr jetzt? Redet doch!“ erſcholl eine ſpöttiſche Stimme, „ſolange ihr allein wart, habe ich alles vernommen, jetzt aber ſind euere Zungen ſtumm . . .“

Dieſe Stimme war wahrſcheinlich auf meiner Seite.

„Ja, Iwan Nikolajewitſch“, mit dieſen Worten trat endlich aus der Schar der Staroſt Godunow hervor. Seine Augen waren diplomatiſch geſenkt, mit würdevoller Miene ſteckte er ſeine Rechte in ſein Buſenhemd; jedes Wort zog er durch den Mund und erwog ſorgfältig, ehe er es ausſprach.

„Sehen Sie, wir — die Kobylka, leben nach unſern vielleicht dummen Regeln und Angewohnheiten. Sie müſſen uns aber nicht tadeln. Unterdeſſen beleidigten Sie viele durch Ihre Handlungen und Ihr Benehmen . . . Alſo wir möchten jetzt das definitiv auseinanderſetzen, wer von uns recht hat, wer nicht.“

„Wohlan, wir wollen uns miteinander auseinanderſetzen“, antwortete ich ruhig, „bringt euere Anliegen vor.“

Aus der Menge drängte ſich der rothaarige Sche-

brejek. Er ſtellte ſeine kleinen Füßchen weit auseinander, verkrümmte den Mund durch ein tödlich-verächtliches Lächeln und fing an mit heiſerer Stimme zu ſprechen.

„Anliegen! Und wenn ich nun im Bauche eine Krankheit habe? Ich ſage es euch im Ernſt, ich habe eine Krankheit in den Gedärmen, eine Krankheit, und dieſer gemeine lumpige Doktor . . ."

„Geht es nicht auch ohne Schimpfwörter?"

„Er — möge auf ihm die Kiewer Hexe reiten! Er ſagt, er fände keine Krankheit bei mir, legt das Ohr an und ſagt, er höre nichts. Wer kann es dann hören und beſſer wiſſen? Wenn ich aber ſelbſt fühle, daß ich im Bauche eine wirkliche, ernſte Krankheit habe?"

„He, du, ſprich zur Sache, ſonſt fort mit dir!" ſchrie jemand auf den Blödſinnigen los, der ſchon allen durch ſeine beſtändigen Erzählungen über ſeine „ernſte Krankheit" läſtig geworden war.

„Du haſt mir gar nichts zu befehlen, du lange Naſe!"

„Selber eine Beſtie!"

„Schlange!"

„Froſch!"

Da lachte man aus vollem Halſe über das treffend gefundene Schimpfwort. Schebrejek hatte man verdrängt, und da er ſich widerſetzte, ſchrie und ſchimpfte, ſo warfen ihn ein paar kräftige Fäuſte zur Thür hinaus. Jetzt trat der Moldauer Striſchevsky vor, ein Greis mit ſchönem grauen Bart und außerordentlich ehrwürdigem Geſichte. Immer

still, zaghaft, zog dieser Mensch meine Aufmerksamkeit auf sich, obwohl es fast unmöglich war, ihn zu einem Gespräch zu bewegen. Jetzt drückte er, mit Entschiedenheit hervortretend, in einer sehr delikaten Art seine Unzufriedenheit damit aus, daß Steinhart angeblich dem Feldscher empfohlen habe, ihn, der noch nicht vollständig wiederhergestellt war, aus dem Krankenhaus zu entlassen. Obwohl er noch nicht ganz frei sich in der russischen Sprache ausdrücken konnte, sprach er nichts desto weniger fast eine gewählte Sprache.

„Sind Sie davon überzeugt, Strischewsky?" fragte ich meinerseits: „wer hat es Ihnen gesagt?"

„Niemand, ich hörte selbst, wie Dimitry Petrowitsch zum Feldscher hinter der Thür ‚genug' sagte."

„Dimitry Petrowitsch erzählte aber, daß wahrscheinlich von irgend welchen Arzneien die Rede wäre, nicht aber von Ihnen. Glauben Sie mir, Strischewsky, Semljansky selbst hat Sie, ohne jegliche Einmischung von irgend welcher Seite, ausgeschlossen. Und wie können Sie Verdacht auf Steinhart werfen, der so viel Kraft und Gesundheit den kranken Arrestanten opfert, der Nächte lang nicht schläft, mitten im Essen aufhört, um auf den ersten Ruf zu einem Kranken zu laufen."

„Wirklich, Alter, du bleibst nicht bei der Sache", erschollen friedliche Stimmen. „Dmitry Petrowitsch ist kein solcher Mensch, das sagst du uns umsonst!"

Strischewsky geriet in Verwirrung und wurde rot.

„Ich behaupte es nicht", sagte er mit zitternder Stimme; „freilich, es ist nur ein Verdacht . . . Die

Arreſtanten ſind aber auch Menſchen, obwohl von Gott geſchlagen ... Sie wollen uns nicht verſtehen ... Sie wollen nicht bekennen, daß wir, gleich ihnen, ein Herz, eine Seele haben ..."

„Wie ſo, Striſchewsky! Wie ſind Sie darauf gekommen?"

„Dimitry Petrowitſch ſagte einmal ‚du' zu mir: ‚wie fühlſt ‚du' dich, Alter?' Ich habe ihn nie beleidigt, ich ſagte immer ‚Sie' zu ihm."

Ich machte große Augen; ſolch eine Feinheit des Gefühls hätte ich nicht bei einem Menſchen in der Zwangsarbeit vermutet ... Verſchloſſen, immer ſchweigſam und enthaltſam, ſchien mir dieſer wunderbare Alte, mit ariſtokratiſch-feinen Geſichtszügen, nervöſer Figur und irgend einer Herzkrankheit, immer wie ein Rätſel — und eine Ausnahme. Ich beeilte mich, ihm zu verſichern, daß wenn Steinhart wirklich zu ihm ‚du' geſagt habe, er ihn keineswegs damit hätte beleidigen wollen, ſondern, daß dies, gerade umgekehrt, der Ausdruck eines innigen Gefühles zu ihm, dem kranken Alten, ſei.

„Wozu das unnütze Geſchwätz!" vernahm ich friedlich geſinnte Stimmen, unter denen ſich auch die Stimme Bikows befand.

Man muß das Eiſen ſchmieden, ſolange es warm iſt, und ich ging ſchnell zu dem Schluß über.

„Brüder, laßt uns nicht die alten Geſchichten wieder aufwärmen, laßt uns lieber zur Sache kommen. Von Zeit zu Zeit entſtehen bei uns Streitigkeiten, und immer zeigt es ſich zuletzt, daß es nur Kindereien ſind. Damit muß es aber endlich aufhören. Ent-

weder glaubt ihr uns, daß wir eure Freunde und Kollegen im Unglück sind, dann werden wir in Frieden leben, oder wir wollen uns ein für alle Mal trennen, dann werden wir keine Berührung miteinander haben. Wir haben euch Tabak gegeben, haben den allgemeinen Kessel verbessert und dies thaten wir ausschließlich aus Freundschaft zu euch.

Wir leben in einem Gefängnis, leiden ein Elend, nun — da möchten wir euch helfen, wie den Kollegen im Unglück. Manche von euch sind aber damit unzufrieden. Das ist freilich euere Sache. Jetzt hat sich der Sechsäugige darein gemischt. Es kostet euch ein Wort und niemals werdet ihr weder Tabak, noch Fleisch an den Fasttagen bekommen! Mehr hab' ich nichts zu sagen. Entscheidet selbst."

Mit diesen Worten verließ ich die Küche. Ich hörte, wie hinter mir bald ein furchtbarer Lärm und Geschrei sich erhob. Mit einem Male hörte man die Stimmen mehrerer sprechen. Die Versammlung kam zu einem ganz unerwarteten Resultate: die früheren Rädelsführer waren jetzt alle, fast ohne Ausnahme, dafür, daß man „Frieden stiften" müßte, daß man die künftigen Geschlechter des Schelaigefängnisses nicht schädigen dürfe, indem man sich freiwillig die Hilfe der „guten Leute" verscherze; da brach die gewöhnliche stimmlose Mehrzahl der Kobylka, die selbst gegen uns nichts hatte, plötzlich los . . . Solche sogar unveränderliche Freunde und gutgesinnte, wie Tschirok, Lunjkow und Nogaizew, schrieen jetzt:

„Man kann jetzt keinen Frieden stiften, 's ist unmöglich . . ."

Ich war in völliger Ungewißheit. Kurz vor der Reviſion kam Strelbizky in unſere Zelle (kurz zuvor war er auf ſeine Bitte hin in die Zelle Baſchurows übergeſiedelt) und mit einer außerordentlichen Unzufriedenheit fing er an, von den „Iwans“ zu ſprechen, die im Trüben fiſchten, die auch die einfache Kobylka in Erregung brächten (zu der „einfachen Kobylka“ zählte er auch ſich ſelbſt).

„Sogar auf Vater und Mutter würde ich nicht hören, wenn ſie mir ſagen würden: ‚Drücke deine Unzufriedenheit aus, Strelbizky, gieb deine Stimme für die ‚Iwans‘!‘ Auf alle ihre Sitten ſpeie ich von dieſem Tage ab!“

Aus dieſen Reden konnte ich noch immer nicht begreifen, wie die Sache eigentlich ſtand. Der Eiſerne Kater ergriff eifrig das Wort nach ihm.

„Was mich betrifft, ſo habe ich ſchon lange darauf geſpuckt.“

„Wir allein bleiben immer Narren! Nun, mit welchen Augen hätte ich jetzt auf Nikolai Iwanowitſch blicken können, wenn nach all dem, was geweſen iſt, nach all unſerer Courage ich zu ihm gekommen wäre und geſagt hätte: ‚Gieb mir deinen Tabak wieder! Ich werde auch deine Speiſe eſſen!‘ Nein, ’s iſt, meiner Meinung nach, beſſer, ſchon vor Hunger zu krepieren, als eine Schande zu bereuen.“

„Allerdings beſſer“, beſtätigte auch finſter Strelbizky.

„Ich habe bis jetzt den Tabak genommen, habe die Speiſe gegeſſen, und jetzt werde ich allem, allem entſagen!“ rief plötzlich mit einer Baßſtimme der

‚Dichter' Wladimirow aus und ſprang in großer Erregung von ſeiner Pritſche auf.

„Ja, alle, alle werden wir jetzt entſagen!" korrigierte ihn Lunjkow: „denn ‚ſie' ſind, vielleicht, Auswürfe, die keine Schande mehr fühlen, wir aber ſind Menſchen."

„Wie ſteht es aber mit Euch, Lunjkow?" mit dieſen Worten erhob ich mich auch von meinem Platze.

Die Geſellſchaft hat mich gewiß die ganze Zeit geſehen und ſprach abſichtlich ſo laut, um mich zum Geſpräch zu reizen.

„Darin", fingen mit einemmal Lunjkow, Tſchirok und der Eiſenkater zu ſchreien an, „daß wir jetzt gar nicht mit euch, Mikolaitſch, Frieden ſchließen können! Denn mit welchen Augen ſollen wir vor dich treten? Jene haben unverſchämte Augen, wir aber haben noch ein Gewiſſen. Nein, auf keinerlei Weiſe iſt es möglich, daß wir mit dir Frieden ſchließen können."

Ich und Dimitry fingen unwillkürlich zu lachen an.

„Nun, Frieden kann man ſtets ſchließen ... Wenn Ihr jetzt ſelbſt bekennt, daß Ihr mit uns blos wegen Kindereien gezankt habt, daß Euch die ‚Jwans' aufgehetzt haben, — worin beſtehen dann die Schwierigkeiten? Wir wenigſtens werden von Herzen froh ſein, daß alle dieſe dummen Geſchichten dann zu Ende ſind."

„Eh, wirklich? Nun, was jetzt, Brüder? Frieden ſchließen, ah? Tabak nehmen?"

„Nehmen!"

„Schließen!" hörte man tobende Stimmen, und alle liefen nach Kräften nach dem Korridor, um für

ihren neuen Entſchluß Propaganda zu machen. Es waren ungefähr fünf Minuten bis zur Reviſion, während deren der Staroſt dem Sechsäugigen eine Antwort geben mußte.

„Frieden!“

„Nehmen!“ hörte man aus dem Korridore lärmende Stimmen.

Steinhart blickte mich mit einem Lächeln an.

„Wie kann man auf dieſe erwachſenen Kinder nur böſe ſein? Wahrlich, nichts mehr, als Kinder!“

Eine Schauergeſchichte.

Die beſchriebenen Unruhen waren noch nicht in einem glänzenden, befriedigenden Akkord ausgeklungen, als eines Abends, gleich nach der Kontrolle, in dem Gefängnis ſich ein großes Ereignis zutrug, das von neuem den gewöhnlichen, langſamen Fluß des Lebens von oben nach unten kehrte. In einer entfernten Kammer ertönte plötzlich ein gewaltiges Lärmen, ein Klopfen an der Thür, ein Schreien von Arreſtanten an den Fenſterſcheiben. In unſerer Zelle ſprangen alle auf die Beine.

„Wo iſt das? Iſt etwas paſſiert?“

„Läutet, Kinder, bei ihnen muß die Klingel abgeriſſen ſein.“

„Ruft lauter nach dem Aufſeher. O, daß die Teufel ihn erwürgten, wo ſteckt er?“

„Er muß hinter das Thor gegangen ſein, um

Thee zu trinken ... In welcher Nummer ist denn das?"

Endlich jagte auf dem Korridor eilends der Diensthabende heran ... Ein-, zwei- und dreimal ... Die Schlüssel klirrten ... Man öffnete eine von den Zellen, und gerade an uns vorbei auf dem Korridor schleppten die Aufseher mit Hilfe von Arrestanten drei Menschen, Leichen ähnlich. An dem Thürfensterchen unserer Zelle drängte sich ein Haufen von Menschen zusammen, die sich stießen und mit einander wetteifernd sich bemühten hineinzublicken.

„Was gibt es denn dort?"

„Tote."

„Aus welcher Nummer?"

„Sie sind aus Nummer 6. Da ging Bykow vorbei."

Das war die Nummer, wo Walerian wohnte. Wir wurden unruhig, auch Steinhart. Indes vergingen noch nicht 10 Minuten, als man unsere Thür ebenfalls aufschloß und der Aufseher Steinhart ins Krankenhaus rief. Alle wandten sich mit Fragen an ihn.

„Es ist Strelbitzky, Karpuschka Lipatow und Kitajew schlecht geworden, und zwar so schlecht, daß sie wahrscheinlich sterben werden."

„Nun, sie werden sich an der Balanda überfressen haben, die Verdammten", entschied die Kobylka, die auf einmal unruhig wurde: „siehst du, sie reißen sich jedesmal darum, als ob sie 2 Jahre lang kein Krümchen in den Mund genommen hätten!"

Aber die Sache wurde inzwischen bei weitem

ernſter. Steinhart blieb die ganze Nacht in dem Krankenhaus. Am folgenden Morgen, als kaum die Kontrolle vorbei war, verbreitete ſich im Gefängnis das Gerücht, daß Karpuſchka, Kitajew und Strelbitzky vergiftet worden ſeien und daß das Gift in den Thee gegeben worden ſei.

„—N—nun? Von wem? Wie? Wofür?"

„Sind ſie noch am Leben, oder ſind ſie tot!"

„Sie leben. Mitrja Petrowitſch brachte ſie zum Leben zurück."

„Was die für dummes Zeug denken! Woher ſoll denn jemand ſich hier in dem Loche Gift nehmen?" ſagte Juchorew verächtlich. „Die Zunge kratzen ſie einem ſo lange, bis man ſich ſelbſt eine Schlinge um den Hals legt."

„Gerade, wie in einer Schauergeſchichte", unterſtützte ihn Tropin, der das Gleiche empfand, indem er die Zähne fletſchte.

Die zurückgebliebenen Bewohner unſerer Zelle hatten ein verwirrtes Ausſehen, ſie wußten nicht, was ſie denken und ſprechen ſollten. Ich eilte zu Baſchurow, um zu erfahren, wie alles vor ſich gegangen war. Walerian erzählte folgendes:

„Ich ging geſtern Abend, gerade vor der Kontrolle, in die Küche, um Thee zu kochen. Aſiadinow machte mir in der letzten Zeit furchtbar den Hof und erwies mir eine nie dageweſene Freundlichkeit. „Wünſchen Sie nicht", fragte er, „Walerian Michailitſch, ein oder 2 Löffel Milch, ich habe noch von den Portionen der Kranken übrig." Und beinahe mit Gewalt ſteckte er mir ein Töpfchen in die Hand

— auf dem Boden ein bis zwei Löffel Milch; ich gestehe es offen, ich wollte ihn auch nicht mit einer Absage beleidigen, nach all' diesen Geschichten . . . Da fliegt plötzlich Karpuschka Lipatow auf mich zu: „Herr, für Sie haben doch diese zwei Löffel keinen Wert, aber mir kann von dem Tranke im Rücken ein Knöchelchen wachsen." Ich lachte und gab es ihm, zu meinem Glück, zu seinem Verderben. Nach der Kontrolle nimmt Karpuschka unter seinem Mantel das Töpfchen hervor und ruft feierlich aus: ‚Wer will mit Karpuschka gut Freund sein, wer will heute Thee mit Milch trinken?' Strelbitzky und Kitajew waren gleich zur Hand: ‚wir neigen uns nicht einmal vor Gott gerne, aber wenn du es gut meinst mit uns, dann schenke uns eine Tasse ein.' Und sie begannen den Thee zu trinken. Nach einer halben Stunde ergriff es sie alle drei. Karpuschka mußte mehr getrunken haben, er stürzte wie tot hin, seine Augen traten zurück. Kitajew stöhnte die ganze Zeit, indem er sich an den Leib griff. Es sah ganz merkwürdig aus, als dieser gesunde Mann wie ein Weib schluchzte: ‚Ach, Brüder, der Tod naht sich mir. Ach, die Barbaren haben mich überfüttert.' Strelbitzky befand sich die ganze Zeit bei Bewußtsein und obgleich er, wie man sah, nicht geringere Qualen erlitt, verlor er den Mut nicht. Er drohte mir, Asiadinow und Juchorew den Hals umzudrehen, wenn er gesund sein würde."

„Juchorew? Was hat Juchorew damit zu thun?"

„Giebt es ein gemeineres Aas wie ihn?" schrie

die ganze Zelle, die meiner Unterhaltung mit Baſchurow zuhörte: „Dieſer Taugenichts hat das Gift zu uns ins Gefängnis gebracht, niemand anderes. Sie ſind eine Bande: Juchorew, Semljansky und Aſiadinow.“

„Als ich ſie verteidigte, wußte ich nichts von einer ſolchen That“, rief der totenblaſſe Bykow in unglaublicher Aufregung aus, indem er ſich von ſeinem Lager erhob und nach meiner Seite wendete . . . „ich trat nur für die Wahrheit ein, für meine Beleidigung.“

„Allerdings hätte man dieſe That früher verfolgen müſſen, Kinder“, ſagte mein Oberſteiger Paltſchikow, der auch im geheimen zu den Verehrern Juchorews gehörte: „es kann ſein, andere Schuldige werden ſich finden, der Teufel möge ſie holen. Wie kann man ohne Beweiſe auf einen Menſchen eine ſolche Schuld laden? Die richtigen Aerzte müſſen die Sache unterſuchen, vielleicht iſt es gar kein Gift geweſen, hol ihn der Kuckuck!“

„Natürlich“, ſtimmte auch Bykow bei, „man kann einen Menſchen auch ohne Schuld beſchuldigen, gibt es dafür etwa wenig Beiſpiele? . . . Man kann nicht ſo ohne weiteres ſagen: Juchorew, Juchorew . . . Warum ſoll nicht auch irgend ein anderer . . .“

Ich ſtimmte dieſer Meinung völlig bei und begab mich nach dem Lazarett, um über den Geſundheitszuſtand der Kranken etwas zu erfahren und vor allem, um Steinhart zu fragen. Letzterer hatte im Laufe der ganzen Nacht kein Auge zugethan, war leichenblaß und konnte vor Ermüdung kaum auf den Füßen ſtehen. In der Nacht hatte ſich im Kranken-

hauſe Folgendes ereignet. Als er erſchienen war, um die Kranken zu beſichtigen, fand er ein klar ausgeprägtes Krankheitsbild: Erbrechen, Krämpfe, erweiterte Pupillen, Brennen im Hals, quälenden Durſt ... Natürlich würde er, wenn nicht die Geſpräche von dem Gift vorhergegangen wären, von dem Hirngeſpinſte der Arreſtanten, die Apotheke des Krankenhauſes zu beſtehlen, ohne auf all dieſe klaren Zeichen zu blicken, wie in der Dunkelheit herumgeirrt ſein, aber jetzt kam ihm der ſchreckliche Verdacht gleich in den Sinn. Sogleich ließ er Luczeſarow wecken. Letzterer erſchien unverzüglich, ſehr aufgeregt und beunruhigt.

„Was giebt es hier bei Ihnen? Wäre es möglich, daß ſich bei uns der aſiatiſche Gaſt eingeſchlichen hätte? In Transbaikalien ſind noch keine Cholerafälle vorgekommen."

„Es iſt nicht die Cholera, aber es iſt nicht beſſer als die Cholera ..." antwortete Steinhart, „das iſt eine Vergiftung." Der mutige Kapitän bekam beinahe einen Schlaganfall.

„Das iſt nicht möglich ... In meinem Gefängnis? Sie täuſchen ſich."

„Sehen Sie ſelbſt."

Und Steinhart zeigte ihm ein mediziniſches Lehrbuch mit einer ausführlichen Beſchreibung der Atropinvergiftung.

„Wo haben denn die Schurken dieſes Gift hergenommen?"

„Darüber denken Sie ſpäter nach. Augenblicklich müſſen Sie, wenn Sie die Vergifteten retten

wollen, die Verantwortung für die Heilweise auf sich nehmen. Man muß ein Gewaltmittel anwenden, ebenfalls ein Gift — Morphium."

„Ist denn ihr Zustand schon so gefährlich!"

Steinhart führte ihn in das Zimmer, wo die Kranken lagen. Karpuschka begann schon zu röcheln, Strjelbitzky bewegte kaum den Kopf und Kitajew stöhnte kläglich:

„Väterchen Oberst — rette mich — sei mir ein Vater!"

„Macht alles, was ihr wollt, nur rettet sie," wendete sich Luczesarow an Steinhart, in voller Aufregung.

Letzterer machte sich sogleich an die Arbeit. Semljansky war abwesend, er war vorher nach der Fabrik weggefahren, da er von Luczesarow für einen Besuch auf drei Tage beurlaubt worden war. Der Kapitän blickte auf alles mit einem furchtbar verwirrten Gesicht und jeden Augenblick wendete er sich an Steinhart mit Fragen:

„Aber, wie meinen Sie denn? . . . Was ist denn das schließlich? . . . An wen soll man denken?"

Steinhart zuckte nur mit den Schultern.

„Meine Sache war es, die Thatsachen zu konstatieren, und jetzt — die Kranken zu pflegen. In allem anderen sind Sie der Herr. Eins nur erlaube ich mir Ihnen zu empfehlen: Das von den Kranken Gebrochene in einem Gefäß zu sammeln und zu versiegeln."

„Vollständig richtig. Unbedingt. Birkin, Birkin! Und wissen Sie was: Ich will sogleich auch das Töpf-

chen konfiszieren, in dem der Thee war, vielleicht iſt darin noch ein wenig zurückgeblieben."

Aber dieſer Gedanke kam dem braven Kapitän zu ſpät: Das Töpfchen war rein gewaſchen und trocken ausgewiſcht. Da Steinhart vor den Arreſtanten den Charakter und den Namen der Krankheit nicht verheimlichte, war es in einer halben Stunde im Krankenhaus ſchon bekannt. Lucjeſarow ſelbſt ſetzte ſich, ſowie ſich die Anzeichen der Geneſung zeigten, herablaſſend zu ihnen auf das Lager und ſagte:

„Suchen Sie mir auf jeden Fall dieſe Schurken von Giftmiſchern. An der nächſten Eſpe werde ich ſie aufhängen. Werdet nur geſund, werdet geſund, denkt daran, meine Freunde."

Kitajew, Karpuſchka und ſelbſt der mürriſche Strelbitzky waren von der freundlichen Behandlung des ſtrengen Kapitäns gegen ſie tief gerührt. Sie küßten ihm die Hände und ſchwuren, daß ſie, wenn ſie wieder auf den Füßen ſtehen würden, Muſter von Arreſtanten werden würden. Kitajew fuhr immer fort zu ächzen und zu klagen, obgleich er allem Anſchein nach nicht mehr beſonders furchtbar litt. Der ganze Haß Strelbitzkys kehrte ſich jetzt gegen Juchorew, und er ſagte, daß er dem „Menſchenverführer" die Därme ausreißen würde. Zu Steinhart hatte er jetzt eine aufrichtige Zuneigung, mit einem breiten, weichen Lächeln ſeinem jedesmaligen Erſcheinen entgegenſehend und ihn als ſeinen Retter verhimmelnd.

Nur Karpuſchka Lipatow freute ſich, wie es ſchien, ſogar über das Geſchehene.

„Ich fühle, Herr Doktor, daß dieſes Gift mir

nützlich war", erklärte er Steinhart, „denn es jagte mir das Blut durch die Knochen. Sehen Sie, wenn Sie mir noch von dieser Chininia geben würden, die Sie mir in der Nacht in den Mund hineingossen, so weiß ich, daß ich dann ein richtiger Mensch werde. Jetzt würde es der richtige Zeitpunkt sein, meine Krankheit zu heilen, aber Sie sind karg, Herr Doktor... Sie haben mir nur über die Lippen geschmiert, aber daß dem Karpuschka endlich der Rücken gerade gemacht wird, das wollen Sie nicht... Aber ich sage Ihnen, jetzt gerade ist der richtige Zeitpunkt für meine Heilung gekommen, denn dieses Gift... Es hat mir das Blut durch die Knochen getrieben."

Mit einem Worte, bis zum Morgen sprach das ganze Gefängnis von dem Gifte, und hinter dem Rücken Juchorews nannten alle einstimmig seinen Namen, sie nannten ihn mit dem offensten Haß gegen ihn, indem sie betonten, daß Asiadinow und Juchorew Baschurow, mich und Steinhart hätten vergiften wollen, aber daß es das Schicksal anders entschieden hätte, und daß der unglückliche Karpuschka und zwei von Juchorews Bande in das Netz gefallen wären. Sogar die Aufseher zeigten auf Juchorew. Nur der Sechsäugige, für den „die Gerechtigkeit höher stand als alles andere in der Welt", beschloß, einstweilen nur Asiadinow allein zu verhaften als den, der unmittelbar dem Walerian Baschurow die Milch gegeben hatte, von der die Vergiftung herrührte. Der tatarische Koch wurde unverzüglich in einen dunklen Kerker geworfen, erhielt keine warmen Speisen und wurde mit Handschellen gefesselt. Der Kapitän besuchte

ihn zu jeder Abendkontrolle, und drohend suchte er ihn zum Geständnis und zur Angabe seiner Spießgesellen zu zwingen. Aber Asiadinow beharrte fest auf seiner Aussage:

„Ich leide ohne Schuld, Herr Oberst! Wissen thue ich nichts, absolut nichts."

Wenn der Sechsäugige zur Zeit der Kontrolle die Kammern durchlief, warf er jedesmal auf Juchorew einen prüfend-durchdringenden Blick, aber dieser, der die Hände an den Nähten ausstreckte, stand da wie immer, undurchdringlich-kalt von Aussehen, mit keiner Muskel zuckend. Sonst, wenn man nicht auf diese Eismaske achtete, konnte eine aufmerksame Beobachtung trotzdem entdecken, daß auch er zu gewissen Zeiten aufgeregt war und einigen Schrecken fühlte. Einmal lief eines Morgens in dem Gefängnis das Gerücht um, daß Asiadinow beschlossen habe, ein offenes Geständnis abzulegen. Am Abend desselben Tages, gerade vor der Kontrolle, regte sich die ganze Kobylka wie ein Mann auf über eine neue, sensationelle Nachricht: man hatte Juchorew an dem Orte des Verbrechens ergriffen.

„Wer hat ihn erwischt? Wo?"

„Ogurzow... Juchorew sprang auf das Fensterbrett des Kerkers, und nachdem er nach allen Seiten sich umgesehen hatte, begann er, Asiadinow zu überreden, wie früher alles zu leugnen, wobei er ihm 20 Rubel zu zahlen versprach."

Als ich auf den Hof ging, sah ich wirklich an dem Thore Ogurzow, der sich in großer Aufregung mit den Aufsehern über irgend etwas unterhielt: er

bat ſie, es unverzüglich dem Kapitän zu melden und ihm von der Unaufſchiebbarkeit der Sache Mitteilung zu machen. Als Ogurzow mich ſah, rief er erfreut aus:

„Iwan Nikolajewitſch, ich habe dieſes Klatſchweib gefangen. Ich ſagte Ihnen doch, daß ich nicht Ogurzow heißen wollte, wenn ich ihn nicht früher oder ſpäter erwiſchte. Und ſehen Sie, ich habe den Zeitpunkt abgewartet. Ich bin ihnen Tag und Nacht auf den Ferſen geweſen, den Luders."

Das bleiche, fette, gewöhnlich apathiſche Geſicht Ogurzows wurde rot vor freudiger Erregung; die großen ſchwarzen Augen funkelten rachgierig, die Fäuſte ballten ſich krampfhaft zuſammen. Ich dachte unwillkürlich: und das war vor noch nicht langer Zeit noch ein naiver, einfacher Jüngling, den alle nicht anders nannten als „Närrchen"? Und ſeht, was das Leben aus ihm gemacht hat, das anormale verfluchte Gefängnisleben. Bedächtig antwortete ich Ogurzow irgend etwas, als das Läuten zur Kontrolle ertönte, und die Arreſtanten ſich in der Mitte des Hofes in Reihen aufſtellten. Der Sechsäugige ließ dieſes Mal nicht lange auf ſich warten, und bereits erſchien ſeine mächtige Geſtalt unter den Thoren. Vor allem rief er Ogurzow zu ſich ins Wachthaus und unterhielt ſich lange mit ihm. Dann begann die Kontrolle, in ihrer gewöhnlichen zeremoniellen Weiſe. Man wartete darauf, daß irgend etwas gemeldet würde nach der Verleſung des Tagesbefehls, aber der tapfere Kapitän fuhr fort, ſein Stillſchweigen zu bewahren, und man vernahm nichts weiter als:

„Führt die Arreſtanten in die Zellen zurück —"

Alle kehrten mit einer gewiſſen Verſtändnisloſigkeit zurück, teils mit Unzufriedenheit, teils mit heimlicher Unruhe.

In den Zellen ſtellte man ſich von neuem in zwei Reihen auf, aber man hörte weder das gewöhnliche Scherzen, noch den gegenſeitigen Zank. Ich ſchielte unwillkürlich nach der Seite Juchorews. Als er ſich in Erwartung der Kontrolle auf den Rand des Bettes geſetzt hatte, trommelte er nervös mit den Fingern darauf herum, und ſein Geſicht erſchien mir finſterer als gewöhnlich und beinahe etwas abgemagert. Keiner von den Gefährten blickte ihn an, und auch er unterhielt ſich mit niemandem. Das Schweigen war ſo drückend, daß alle erleichtert aufatmeten, als das betäubende Kommando ertönte:

„R—r—ruhe!" und Luczeſarow mit ſchnellen, unruhigen Schritten heranſtürmte. Ohne jemand ins Geſicht zu blicken, vollzog er die gewöhnliche Zeremonie, ging durch die Zelle, blickte hinter die Scheidewand und roch dort die Luft. Von dort kam er mit einem leiſen, zögernden Schritt zurück. Und als er gerade zu der Thüre ging, drehte er ſich plötzlich um und rief mit lauter, befehlender Stimme:

„Juchorew, ich verhafte dich und übergebe dich dem Gericht. Aufſeher, führt ihn hinter die Thore in den Soldatenkerker."

Kein Wort antwortete Juchorew, da er ſchon lange dieſen Befehl erwartet hatte: ſchweigend kehrte er ſich zu ſeinem Lager, nahm ſeinen Hut, und mit gleichmäßigen, mutigen Schritten wendete er ſich zum

Ausgang. Aber auf der Schwelle drehte er sich plötzlich um und sagte in einem zitternden Tone:

„Lebt wohl, Brüder, denkt nicht im Bösen an mich... Ohne Grund beschuldigt man mich dieser That."

Die Thür schloß sich, der Schlüssel klirrte im Schloß. Dann begannen plötzlich alle in der Zelle zu lärmen und auf einmal zu sprechen.

„Endlich hat man das Aas weggeschleppt", erklärte Sochaty, der bis zu der Geschichte der Vergiftung sich sehr auf die Seite Juchorews gestellt, aber darnach sich von ihm entschieden abgewendet hatte.

„Ja, und es würde nichts schaden, wenn man noch einen gewissen jemand mit wegschleppte. Solche Leute sind noch genug da", sagte Lunjkow, indem er auf Tropin einen Blick voller Bosheit warf.

„Dieser Juchorew hatte sich schon zu sehr daran gewöhnt, den Helden zu spielen", bemerkte Karasew giftig. „Wie wir hier erschienen, wußten wir nicht, was wir denken sollten: Ist er ein Arrestant wie wir alle, ist er ein Sekretär oder ist er gar ein Senator! Und ihr trugt euch mit eurem Senator, wie die Henne mit einem Ei, da habt ihr es. Danket Gott, daß er euch alle nicht vergiftet hat, ihr Dummköpfe!"

„Weshalb reibst du uns denn das „euer" unter die Nase — ja ‚euer Juchorew'", verteidigte Tschirok die Ehre der alten Partei. „Wieso ist er unser? Meinst du vielleicht, daß eure Partei mit ihm nicht mehr befreundet war?"

„Wer — ich — ſagſt du, war befreundet mit ihm?“ Dabei wurde der empfindliche Karaſew blutrot. „Ich? Nein, du lügſt! Ich habe mich in meinem Leben noch vor niemand geneigt. Das iſt vielleicht ſo bei dir, du unſelbſtändiger Menſch, aber ich... ich weiche ſelbſt dem Teufel nicht, geſchweige denn irgend einem Juchorew. Für mich, Brüder, ſind alle gleich.“

„Auch ohne dich hatte er Freunde genug, z. B. Tropin...“

„Laß den Tropin in Ruh“, antwortete ſchnell von ſeinem Lager Tropin, der ſich gleich nach der Kontrolle zum Schlafen hingelegt hatte und deſſen Kopf mit einem Mantel bedeckt war. „Ich kränke niemanden, Bruder; aber wer mich kränkt, dem werde ich die Backenknochen ausbrechen.“

Tſchirok wollte ſich mit ihm nicht ſtreiten und ſchwieg.

„Und ſeht, Kinder, was es heißt, mit ehrlichen Leuten auch nur kurze Zeit zuſammen zu leben“, gab ihm dann ſein Gegner zu, „glaubt mir, die alten Weiber hörten auf, mir im Traume zu erſcheinen.“

Und Tropin lachte fröhlich auf, legte ſich auf die andere Seite und begann oſtentativ zu ſchnarchen ...

In den erſten Tagen nach der Verhaftung Juchorews war die erdrückende Mehrheit gegen ihn offen feindlich geſtimmt. Auch die, welche, wie Bykow oder Paltſchikow, anfangs, wenngleich ſchüchtern, ihn gegen den Vorwurf der Vergiftung zu verteidigen geſucht hatten, ſchwiegen jetzt, als er aus dem Gefängnis fortgeführt worden war und ſich ſchließlich als eine un-

wiederbringlich gefallene Größe darstellte, und protestierten nicht mehr gegen die schrecklichsten und gewagtesten Beschuldigungen. In einer Aufwallung von Offenherzigkeit und Zutrauen erzählte Sochaty Steinhart, daß Juchorew ihm einmal ein Stückchen Papier mit einem Pulver in die Hand gedrückt und gesagt hätte: „Schütte mal das heimlich in das Theetöpfchen Steinharts oder in die Schüssel mit Balanda..." Aber er, Sochaty, habe selbstverständlich diesen Vorschlag vornehm abgelehnt. Die Frechen, wie Tropin, beschränkten sich während dieser Zeit darauf, daß sie sich laut weder für, noch wider aussprachen, indem sie ganz zweideutige ironisierende Bemerkungen über die allgemeine Stimmung machten. Die Anführer verschwanden irgend wohin, versanken gleichsam in die Erde, und es herrschte eine charakterlose und schweigsame Schpanka mit ihren banalen Meinungen und nicht weniger banalen Gefühlen. Vor mir samt den Gefährten, besonders auch vor Steinhart, traten alle höflich auseinander, indem sie uns mit dem freundlichsten Lächeln begegneten und schmeichelnd uns ansprachen. Im allgemeinen war das der gröbste, der unverschämteste offene Verrat, den ich in meinem Leben zu erleben Gelegenheit hatte. Aber diese Stimmung dauerte kaum zwei Wochen. Dann begann sich von neuem ein Umschwung zu Gunsten Juchorews zu vollziehen. Es drangen Gerüchte in das Gefängnis, daß man Juchorew, der mit Hand- und Fußschellen gefesselt wäre und sich auf dem Erdboden eines Soldatenkerkers herumwälze (hinter den Thoren des Gefängnisses), äußerst grausam und un-

menſchlich behandle, ihn mit Hunger und Durſt quäle. Paraſchnik, der einmal am Tage unter ſtrenger Aufſicht in ſeine Zelle ging, ſah ihn gequält von Skorbut und Fieber...

„Erzähle es im Gefängnis, Bruder, daß ich von hier nicht lebend wegkommen werde, man läßt mich hier verfaulen!“ flüſterte Juchorew ihm ſchnell zu.

Und das mitleidige Herz der Kobylka zitterte... Sie erinnerten ſich daran, wie Juchorew, als er in den Kerker ging, geſagt hatte: „Man beſchuldigt mich ohne Grund dieſer That.“

„Und wirklich, Kinder, welche Gewißheit hat man denn, daß er es unbedingt geweſen iſt? Aſiadinow war es vielleicht allein? Ogurzow könnte doch auch aus Bosheit das Verbrechen ihm angedichtet haben...“

„Dieſe dicke Freſſe hat Juchorew ſchon lange gedroht“, ließen ſich Stimmen hören, anfangs ſchüchtern, dann immer beſtimmter.

Aber am meiſten wunderte mich der Umſchwung, der in dem geneſenden Strelbitzky vor ſich ging. Vor kurzem nannte er Steinhart noch ſeinen Retter und verſprach, dem Juchorew die Därme auszulaſſen, jetzt blickte er wieder, ohne jeden ſichtbaren Grund, auf uns alle drei mit wilden, feindlichen Augen, und wenn er auf dem Gefängnishofe in ſeinem gelben Krankenmantel ſpazierte, befreundete er ſich wie früher mit Tropin, Bykow, Schmatow und den anderen Gliedern der ängſtlich gewordenen Bande. Offenbar beſaß dieſer Menſch mit dem düſteren Geſicht und den unverſöhnlich-freiheitsliebenden Reden in der That den verwittertſten und ſchwächſten Willen, vielleicht

infolge seines ziellosen Lebens, das voll von aller Art Abenteuern und Alpdrücken war.

Bald war es klar, daß das nur einen Dekorationswechsel bedeute: Tropin ließ in dem Gefängnis ein neues „Gerücht" los, daß das Gift von keinem anderen als von Walerian Baschurow in das Töpfchen gegeben worden sei, und daß er es selbstverständlich von Steinhart erhalten hätte, der oft in der Apotheke gewesen war. Alles war nur zum Verderben Juchorews und zum größeren Ruhm eben jenes Steinhart in der Rolle des Retters von Vergifteten angestiftet. Wenn auch diese häßliche Erfindung nicht aufruhrerregend war, so war es doch unmöglich, sie zu unterdrücken; denn sie verbreitete sich im Stillen, und wenn Tropin uns begegnete, fletschte er nur frech die Zähne und blickte uns mit seinen schamlosen, wasserhellen Augen gerade ins Gesicht...

Zum Abschiede.

Zwei Monate sind verflossen. Die Geschichte mit der Vergiftung zog sich noch lange hin. Der Untersuchungsrichter kam, er verhörte Asiadinow, Juchorew, Ogurzow einzeln und zusammen, er rief noch einige Sträflinge herbei, unter anderen auch Baschurow, kam aber zu keinem endgiltigen Resultat. Es lagen zu wenig Thatsachen vor, um eine regelrechte Anklage erheben zu können. Man erzählte, daß selbst

Luczesarow in den Gesprächen mit dem Untersuchungsrichter über die Gerüchte der Sträflinge vom Gift wie über einen Kinderstreich lachte: woher soll in einem Gefängnis und noch dazu in einem so strengen, Gift kommen? Steinhart ist allerdings ein netter Jüngling, von den allerbesten Absichten und Gefühlen durchdrungen, der mit Erfolg den Arzt vertrat, der selbst so selten in die Schelajschen Bergwerke kam, aber... man darf dennoch nicht vergessen, daß er doch nicht mehr als ein Student ist, der weder den Kursus absolviert, noch irgend welche Erfahrungen in der Vergangenheit gemacht hat... Niemand konnte natürlich dem Untersuchungsrichter das erzählen, was ich und Steinhart zum Beispiel wußten oder Mischka Birkin und seine Kollegen, und es ist auch nicht zu verwundern, daß er sich der Sache gegenüber nicht ernst verhielt. Was die ärztliche Untersuchung des erbrochenen Auswurfes betrifft, so sind die Resultate derselben uns unbekannt geblieben.

Mir persönlich ist das eine bekannt, daß die Sträflinge nicht mehr und nicht weniger als zwei Fläschchen Gift hatten. Eines derselben soll durch die Pforte hinausgebracht worden und dann verschwunden gewesen sein, das andere wurde lange vor den aufmerksamen Augen der Obrigkeit verborgen und wanderte von Hand zu Hand. Endlich kam es so weit, daß die Sträflinge es im Kartenspiel ausspielten... Erst nach einem ganzen Jahre, als ich schon nicht mehr in den Schelajschen Bergwerken war, gelang es Dimitry Petrowitsch, diese gefährliche Waffe zu erwischen; er kaufte sie ab und warf sie in den Ofen.

Nach Schluß der Untersuchung wurde Juchorew sowohl als Asiadinow aus dem Karzer hinausgelassen und wieder im Gefängnis untergebracht. Dieser Umstand verwirrte anfangs diejenigen Sträflinge, die sich offen als ihre Feinde erklärt hatten: in den Gesprächen miteinander gaben sie der ernsten Befürchtung Ausdruck, Juchorew könnte sie doch jetzt alle mit einemmal vergiften! Bei einer Revision sagte Ogurzow diesen Gedanken dem Sechsäugigen offen heraus.

„Ja, ja, das ist nicht sehr angenehm, nicht sehr, ich verstehe es", stimmte ihm Luczesarow bei, „aber vorläufig kann man nichts machen. Ich kann ihn nicht durch eigene Macht von hier wegschaffen. Ich werde darum nachsuchen, vorläufig aber müßt ihr geduldig und vorsichtig sein."

Was Juchorew betrifft, so hielt er sich jetzt, wenn auch mit dem früheren Stolz, ganz fern vom Gefängnisleben, wobei er sich nicht nur nicht in die Gespräche der Sträflinge hineinmischte, sondern sie nicht einmal anhörte. Ganze Tage hörte man seine Stimme nicht im Gefängnisse, er arbeitete, schlief viel und ging sogar mit seinen alten Freunden selten spazieren. Man sah, daß er sehr traurig war... In der mächtigen Natur dieses Menschen regte sich das Leben, er brannte vor Durst nach Freiheit; es blieben ihm noch vier Monate der Verbannung übrig, aber er war überzeugt, daß Luczesarow ihm noch einige Jahre Zwangsarbeit verschaffen werde. Oftmals brummte er, wenn er nach den Abendrevisionen auf der Pritsche lag, irgend eine Melodie aus seinem

reichhaltigen Repertoir der ruſſiſchen Volkslieder, aber dann hielt er plötzlich an, ſprang auf und ſchlug mit der Fauſt vor Verzweiflung auf die Pritſche, wobei er energiſch aufſchrie:

„Ach, mein Leben iſt verfallen, zum Teufel, für nichts und wieder nichts verfallen!“

Die einzige wohlthuende Folge der Vergiftungsgeſchichte war, daß Luczeſarow endlich den Feldſcher Semljansky entfernte, an deſſen Stelle ein junger, bartloſer Jüngling trat, der ſoeben die Feldſcherſchule verlaſſen hatte, gutmütig und beſcheiden wie ein Mädchen. Nach meinem erſten Verlangen ſchrieb er mich im Krankenhauſe ein und gab mir ein Extrazimmer, dasſelbe, in welchem einſt Marasgali ſtarb und wohin Baſchurow und Steinhart abends nach der Bergarbeit kamen, um ſich im Geplauder von der Tagesarbeit zu erholen. An den Feiertagen ſetzten ſie ſich bei mir auf mein Bett und blieben von der Morgenreviſion bis zum Abend, und mein ſpärliches Zimmerchen verwandelte ſich in ein wahres Klublokal. Wovon ſprachen wir da nicht, worüber ſtritten wir nicht!

Die Geſchichten des Sommers wirkten ſehr auf Walerian. Er änderte mit einemmal ſeine Anſichten über die Sträflinge als zufällige Auswürfe des Volkes, das ſich doch eigentlich von ihnen nicht im geringſten unterſchied. Jetzt hingegen nannte er die Bewohner der Zwangsarbeit „Parias“ und betrachtete die meiſten von ihnen als Böſewichte, die nicht mehr zu beſſern ſind.

Und mit derſelben Aufrichtigkeit, mit demſelben

jugendlichen Feuer, mit dem er seine Anschauungen früher aufrecht hielt, verteidigte er jetzt seine neuen Ansichten, als ob er sie nach langjähriger Erfahrung gemacht hätte, als ob sie seine heiligste Ueberzeugung wären und nicht erst vor einigen Monaten als Produkt verhältnismäßig kleiner Enttäuschungen entstanden wären. Ebenso, wie ich früher bemüht war, das optimistische Feuer meines Freundes zu kühlen und ihm die andere Seite der Sträflinge zu zeigen, empfand ich jetzt ein natürliches Bestreben, meine unglücklichen Kollegen vor seinen übertriebenen Angriffen zu verteidigen und sie davor zu bewahren, vollständig von ihm in den Schmutz getreten zu werden. Was Steinhart betrifft, so schien er sich wenig für diese Gespräche zu interessieren und verhielt sich neutral; man merkte, daß ihn wieder ein persönlicher Kummer folterte und wieder ungesellig und böse machte. Das ewige Herumlaufen bei den Kranken im Gefängnisse wie außerhalb desselben, die Arbeit in der Apotheke morgens und abends, oftmals auch in der Nacht, ließen ihm wenig Zeit übrig, die früheren aufrichtigen Gespräche fortzusetzen, und manchmal schien es mir sogar, als ob er mir absichtlich auswiche, als ob zwischen uns in der letzten Zeit eine Entfremdung einträte. Mich betrübte es sehr, trotzdem ich mich mit meinen freundschaftlichen Beziehungen nicht aufdrängen wollte, um so mehr, als ich eine Veränderung seiner persönlichen Beziehungen zu mir nicht zulassen wollte und als Grund seines Entfremdens irgend welche neue Erscheinungen in seinem traurigen Romane annahm.

Steinhart lief oft zu mir ins Zimmer herein, blieb aber nicht lange und hörte zerstreut meinem Gespräche mit Walerian zu.

„Nun, dennoch werden Sie doch nicht verneinen", schrie Baschurow auf, „daß Menschen wie Tropin und seine Kollegen hoffnungslos-gefährliche Glieder der Gesellschaft sind, daß man solche mit keinen Mitteln bessern kann, weder mit Schulen, noch mit Büchern? Haben denn alle diese Geschichten, die sich unlängst hier abspielten, Sie nicht überzeugen können?"

„Baschurow, Sie leben doch noch nicht lange unter diesen Leuten und hatten noch keine Zeit, sie kennen zu lernen!"

Dann entzündete sich Walerian wie Pulver, in ihm erwachte die Eigenliebe.

„Erstens bitte ich, nicht zu vergessen, daß ich mit ihnen den Weg zusammen war, folglich kannte ich sie schon vor ihrer Ankunft in die Schelajschen Bergwerke, und zweitens, das ist die Hauptsache, wie lebten Sie hier bis zu unserer Ankunft die ersten zweiundeinhalb Jahre, worauf Sie so eingebildet sind?"

„Eingebildet?!"

„Ja, es macht sich eine kleine Sünde bemerkbar... Das Leben floß, nach Ihren eigenen Worten, friedlich, ohne jegliche Zusammenstöße, wie bei Christus im Busen dahin."

„Wie bei Christus im Busen?"

„Ich weiß, ich weiß, was Sie darunter verstehen. Aber nicht davon ist jetzt die Rede. Das wüste Leben im Gefängnisse hat erst mit uns begonnen, und in

dieſer Beziehung ſind Ihre Erfahrungen dieſelben wie die meinigen."

Nach ſolchen Unterhaltungen verließen wir uns mit dem Gefühle der gekränkten Eigenliebe und gegenſeitigen Aergers, obgleich wir uns am nächſten Tag wieder begegneten, als ob nichts paſſiert wäre. Baſchurow kam zu mir, lächelte und reichte mir die Hand. Und kaum waren zehn Minuten vorüber, hatten wir uns ſchon wieder über etwas geſtritten.

„A propos, wegen der unlängſt vorgekommenen Geſchichten, Walerian Michailowitſch", fing ich einmal an, „wiſſen Sie, welcher Meinung ich jetzt darüber bin?"

„Nun? es wäre mir ſehr intereſſant, dies zu erfahren."

„Ich glaube, daß man bei dieſen traurigen Geſchichten auch eine lichte Seite finden kann. Dieſe von Gott getöteten Menſchen, unwiſſende Verbrecher, ſind dennoch vernünftige Geſchöpfe, denen das menſchliche Gefühl des Selbſtbewußtſeins nicht ganz unbekannt ſein kann. In der gewöhnlichen Zeit, an den ſozuſagen Werkeltagen des Lebens, glimmt dieſes Gefühl in ihnen wie ein Funken unter der Aſche, für niemanden bemerkbar. Und dann nennen wir ſie Taugenichtſe, empören uns über ihre Niederträchtigkeit, über ihr Sklaventum und ihre Käuflichkeit . . . Einmal aber im Leben, ſozuſagen am Feiertage des Lebens, gelang es dieſen Leuten, dieſen Unglückſeligen, auf gleichem Fuß mit anderen Menſchen zu ſtehen, mit Menſchen höherer Art, und ſie fühlten, daß ſie ſelbſt auch Menſchen ſind, und keine Tiere.

Und als dieſe „Höheren“ gegen ſie eine ganze Reihe Taktloſigkeiten begangen hatten, da entflammte ſich wieder der Funken, der bereits verloſchen ſchien, das Gefühl des menſchlichen Bewußtſeins erwachte mit einemmal wieder... Aber da empören wir uns wieder, — dieſes Mal darüber, daß die einfachen Bauernkerle ſich unterſtanden haben, eine Empfindlichkeit gleich den ſpaniſchen Granden an den Tag zu legen! Die Art dieſes Aufbrauſens, die nächſten Gründe desſelben und alles, was dies anbetrifft, ſcheint uns wild, ſinnlos und ekelhaft... Gerade als ob das Sauſen des Windes, der aus einem Funken einen Feuerſchaden anrichtet, vernünftiger wäre!“

„Iwan Nikolajewitſch, entſchuldigen Sie, es iſt aber geradezu eine dekadente Theorie... Sie ſuchen Sinn, Tiefe und ſogar Schönheit dort, wo nichts als Unſinn und Abſcheu vorhanden iſt.“

„Sagen Sie mal, Dimitry Petrowitſch, welcher Meinung ſind Sie jetzt über die Sträflinge?“ wendete ich mich manchmal an Steinhart, der lautlos auf meiner Pritſche lag und nervös in ſeinen Bart biß.

„Ach, ich habe alles ſatt!“ antwortete er und wurde noch mürriſcher, „die Menſchen ſind immer und überall dieſelben, auf den Tiefen und Höhen der Entwickelung und Bildung.“ Und mit dieſem rätſelhaften Aufſchrei ſprang er von ſeinem Platze auf und lief davon.

In den letzten Tagen des Septembers desſelben Jahres wurde an einem Sonnabende bei der Abendreviſion ein Befehl vorgeleſen, der wie ein Blitz aus heiterem Himmel kam. Er betraf die Verſetzung des

Juchorew, Schmatow, Asiadinow und Tropin in andere Bergwerke wegen schlechten Betragens, Strelbitzkys aber wegen Krankheit in das Sarentuische Lazarett (nach der Geschichte mit dem Vergiften hatte er stets nervöse Anfälle mit einem Schmerz im Leibe und Zittern am ganzen Körper; manche hielten es allerdings für Simulation.) Viele hörten diesen Befehl mit geheimem Neide und Erstaunen an: es schien, als ob die Obrigkeit selbst sie darauf aufmerksam machen wollte, daß man, um sich von dem langweiligen Schelaischen Gefängnisse loszumachen, nur mehr Skandale zu vollführen brauche, ohne irgend etwas zu befürchten und ohne sich von jemandem zurückhalten zu lassen. Dennoch leuchteten die Gesichter des Juchorew, Schmatow und Tropin keineswegs vor Freude, im Gegenteil, sie waren sehr ernst: sie beunruhigte eine geheime Furcht, daß vorläufig bloß ein Teil des auf dem Papier Geschriebenen vorgelesen wurde, daß man sie später, wenn sie an dem neuen Orte angelangt wären, mit Ruten und womöglich noch mit Hieben bestrafen und ihnen dann noch eine Verlängerung der Zwangsarbeit mitteilen würde.

Die Abfahrt der fünf Freunde fand am nächsten Morgen statt, als das ganze Gefängnis — es war gerade Sonntag — zu Hause war. Ich spazierte im Korridor des Krankenhauses umher, als sich die Thür plötzlich öffnete und mit klirrenden Ketten Gnuß-Schmatow in das Krankenhaus hereintrat. Ohne mich anzusehen ging er in das große Zimmer hinein, um sich von den Kollegen zu verabschieden.

„Lebt wohl, Brüder, man führt mich weg!“ ver-

nahm ich von dort seine triumphierende Stimme, „man führt mich weg... Und was die Zukunft bringt, — ist unbekannt... Es haben sich Freunde gefunden — die haben mich unglücklich gemacht!“

Neugierig setzte ich mich auf die Bank und wartete, ob er auch mir etwas zum Abschiede sagen würde. Schmatow kam wieder zurück, seine Ketten klirrten wie zuvor, nahm seine Mütze mit einer schauspielerischen Verbeugung ab und sagte sarkastisch, indem er seine Zähne spitzte:

„Lebe auch du wohl, Mikolaitsch, lebe wohl! Ich danke dir, daß du mich in Ketten geschmiedet hast ... Das habe ich dir zu verdanken!“

Ich gestehe, daß ich solch eine grobe, aufrichtig-böse Verleumdung, die mir ins Gesicht geworfen wurde, selbst von Schmatow nicht erwartet hatte. Aber bevor ich noch vor Verwunderung wieder zu mir kommen und ihm einige Worte erwidern konnte, ging Gnuß bereits langsamen Schrittes, die Hände auf dem Rücken, hinaus. Darauf öffnete sich die Thür und Tropin steckte seinen Kopf herein. Er hatte sich wahrscheinlich von keinem zu verabschieden, und er zeigte sich bloß, um aus vollem Halse dem Strelbizky zuzurufen:

„Was trödelst du dort? Komm schneller, Teufel!“ Er warf mir einen neugierigen Blick zu, und ohne mich eines Wortes zu würdigen, zog er seinen Kopf wieder zurück. Was sollte er denn sprechen? Was er wollte, das hatte er erreicht, und alles andere auf der Welt, Lüge und Wahrheit, das kümmerte

dieſen Menſchen, der keine Spur von Ueberzeugungen hatte, nicht im Geringſten...

Strelbizky ging ebenfalls hinaus, und ohne mir ein Wort zu ſagen, lief er eilig zur Pforte. Ich ſchaute durchs Fenſter. Dort ſtanden ſchon voller Erwartung im Regen Aſiadinow, Tropin und Schmatow. Schnellen leichten Ganges, die Arreſtantenmütze ſeitwärts auf dem Kopfe, näherte ſich ihnen vom Gefängniſſe Juchorew, der ſeinen Sack mit den Sachen auf den Rücken geworfen hatte. In das Lazarett kam er nicht hinein. — Die Pforte öffnete ſich, die fünf Freunde gingen hindurch, und ſie ſchloß ſich hinter ihnen. Zu einem neuen Leben! Werden ſie vielleicht einmal das Schelaiſche Gefängnis bedauern, werden ſie ſich vielleicht einmal deren erinnern, die ſie jetzt, beim Verlaſſen, beſpuckt und mit Schmutz beworfen haben?

Baſchurow und Steinhart kamen mit Neuigkeiten zu mir.

„Nun, Iwan Nikolajewitſch, haben ſie ſich bei dir verabſchiedet?“

Ich erzählte die Scene, die mir Gnuß gemacht hatte.

„Alſo dasſelbe Lied, das wir gehört haben“, lachte Steinhart bitter. „Zu uns kamen Schmatow und Juchorew zuſammen. Der erſtere brummte etwas Unverſtändliches, machte jemandem über etwas Vorwürfe, verzieh jemandem, unterbrach fortwährend den Juchorew, der zuletzt, wie gewöhnlich, aufſchrie: ‚Schweige mal, Gnuß, mach' keine Dummheiten.‘ Er ſelbſt benahm ſich mit der üblichen Wichtigkeit und teilte uns ſchon mit den erſten Worten mit, daß er

nicht mit Haß von uns schiede, daß er bloß den Iwan Nikolajewitsch als Feind betrachte. — ‚Wie, schämen Sie sich nicht, Juchorew, solche Dinge zu reden?‘ rief ich aus. ‚Iwan Nikolajewitsch lebte soviel Jahre im Gefängnis, und niemand hat von ihm etwas anderes als Gutes gesehen.‘ — ‚Mag sein! Mir ist er ein Feind, und ich werde es ihm schon einmal heimzahlen!‘ — ‚Er hat uns in Ketten geworfen!‘ brummte wieder Gnuß. Ich wendete mich an Juchorew: ‚Ist es möglich, daß auch Sie an diese Dummheit glauben? Nun, bei Schmatow wundert's mich nicht wegen seiner Beschränktheit, aber Sie?‘... Er machte eine entschlossene Bewegung mit der Hand: ‚Wollen wir nicht streiten, Dimitry Petrowitsch, jeder Mensch hat seine Ansichten... Und so, meine Herren, lebt wohl, ich danke für Euer Salz und Brot. Walerian, gedenke meiner nicht schlecht!‘ Wir verzichteten aber darauf, ihm die Hand zu reichen: ‚Wenn Sie so schlecht von unserem Kollegen denken, den wir doch so achten, so können auch wir nicht in Frieden voneinander scheiden.‘ Da reckte sich Juchorew gerade aus, dachte ein wenig nach und, nachdem er sich leicht verbeugte, ging er schnell hinaus. Ihm folgte sein treuer Lanzknecht, der noch immer etwas brummte.“

„Und woher haben diese Nichtswürdigen so einen Stolz und solch eine Zunge!“ ereiferte sich Walerian, „das sind, Iwan Nikolajewitsch, die Früchte Ihrer langjährigen Zärtlichkeiten!“

Steinhart fuhr ihn aber schroff an:

„Erinnere dich mal selbst deines Betragens gegen sie in den ersten Tagen deines Hierseins. Es ist noch eine große Frage, Bruder, welcher Politik man diese Früchte zu danken hat..."

Baschurow wurde rot und, nachdem er eine Weile stillgeschwiegen, blies er sich auf.

Eine traurige Stimmung ergriff mich, als die Kollegen in das Gefängnis zurückgingen und mich allein ließen. Ich vergegenwärtigte mir all meine Erinnerungen, Jahr für Jahr, Monat für Monat, ich bemühte mich, meine Fehler, Versehen und etwaige Schuld, die ich gegen meine vom Schicksal gesandten Kollegen begangen haben könnte, zu erforschen, ich bemühte mich, den Schlüssel zu finden, die einfache und zugleich rätselhafte Psychologie, auf deren Boden anfangs Mißverständnisse, dann Feindschaft und Haß entstanden waren, richtig verstehen zu können... Ich dachte nach, — und die Geschichte dieser kleinen Gefängniskonflikte führte mich auf den Gedanken über breitere Analogien und Bilder: sind denn nicht solche ähnlichen Konflikte (bloß noch trauriger nach ihrem großen Umfange und wichtigen Folgen) auch in der Freiheit zwischen den intelligenten Leuten und den dunklen Volksmassen möglich?...

Es war ein trüber Herbstmorgen vor Beginn des Winters. Der kalte Wind peitschte von Zeit zu Zeit schwere Regentropfen an die Fenster. Unfreundlich hing ein niedriger dunkler Himmel über dem unfreundlichen dunklen Gebäude des Gefängnisses; er machte es noch düsterer als sonst und das Leben in demselben noch furchtbarer und erstickender.

Da ließ die Glocke ihre harten Töne zum Mittag vernehmen; die Zellenälteſten, vor Kälte zuſammengekrümmt, holten aus der Küche große Becken mit Speiſe und bogen ſich unter der Laſt faſt zur Erde. Eilig liefen ihnen einige abgemagerte Figuren nach, die unnützerweiſe in der Küche hockten. Der Gefängnistag zog in ſeinem üblichen Geleiſe dahin ...

Unruhen anderer Art.

Unfreundliche Ereigniſſe ſchilderte ich in den vorhergegangenen Kapiteln. Und wenn dieſe Ereigniſſe den Abſchluß der verwickelten Geſchichte der Beziehungen der dunkeln Arreſtantenmaſſe zum kleinen Häufchen intelligenter Sträflinge bilden würden, wenn ſie als etwas Aehnliches wie das letzte Wort in dieſer Geſchichte, das verhängnisvolle und unabänderliche Wort, erſcheinen würden, ſo würde der Leſer vielleicht daraus noch traurigere Folgerungen ziehen als die, zu denen ich in den Augenblicken der Verzweiflung und ſeeliſchen Schwäche kam. Und er wäre dazu vielleicht berechtigt. Glücklicherweiſe war es in Wirklichkeit nicht ſo düſter. In der That waren die von mir geſchilderten Mißverſtändniſſe und Streitigkeiten nichts mehr als ein Uebergangsmoment unſeres langjährigen Lebens in der Zwangsarbeit, ein Moment, der ganz unvorhergeſehen aus der friedlichſten Stille empor tauchte, eine ganze Reihe wüſter Konflikte, mehr oder weniger tragikomiſchen Charakters, zeitigte

und darauf, nach Abgang der Gefängnisgrößen, durch die frühere Ruhe und die freundlichen Beziehungen, die wieder Jahre lang fortdauerten, ersetzt wurde. Dessen ungeachtet schien mir diese verhältnismäßig kurze Periode nicht ganz ohne Charakter und Bedeutung zu sein; mir kam es vor, wenn ich dieses als etwas Untypisches, Vorübergehendes weggeworfen hätte und mich mit dem Bilde der gewöhnlichen Beziehungen der Sträflinge, das von mir im ersten Teile der Schilderungen gezeichnet wurde, begnügt haben würde, — so hätten meine Memoiren, wie alles Unvollendete und Unausgesprochene, den Charakter der Unaufrichtigkeit und falschen, abstoßendsüßen Sentimentalität erhalten.

Ich will nur noch hinzufügen, daß die überstandenen Unruhen bei keiner der feindlichen Parteien ohne Folgen vorübergingen, weder bei den Zwangsarbeitern, noch bei mir und meinen Kollegen.

Was die ersteren betrifft, so muß ich offen gestehen, daß ihr Benehmen bei mir stets Verwunderung hervorrief. Man konnte natürlich nicht annehmen, daß die Begebnisse des Sommers schon in Vergessenheit geraten wären. Im Gegenteil, man merkte aus der allgemeinen Stimmung, daß die Arrestanten nichts vergessen hatten... Dennoch sprach niemand von ihnen (selbst die am wenigsten geistig und moralisch Entwickelten nicht) in unserer Gegenwart darüber. Gleichsam als ob ein geheimer Vertrag bestände: schweigen und niemals sprechen über das, was gewesen ist. Zeigte sich darin eine Art Feingefühl? Spielte der Umstand eine Rolle, daß seit dem Ende

der Unruhen die Politik der scheinbaren Gleichgiltigkeit und des festen Beharrens in einer Position verfolgt wurde? Jedenfalls, ich wiederhole es, bemerkte ich von seiten meiner Zellenbewohner nie mehr das geringste Verlangen nach Streitigkeiten.

Das Gefühl der Kränkung, das eine Zeitlang den Baschurow bewegte und zu unüberlegten Aeußerungen und Thaten hinriß, wurde ebenfalls nach und nach schwächer. Von Natur aus war er gut und dachte an nichts Böses. Seine äußerst schroffen Ansichten über die Arrestanten, die sich so widersprachen und schnell änderten, milderten sich und glichen sich allmählich aus; zu guterletzt näherten sich unsere Ansichten und schlossen Frieden. Aber auch sonst lernten wir aus den erlebten Unannehmlichkeiten, eine größere Ruhe zu bewahren, aufmerksamer auf jeden Schritt zu achten, der uns in irgend welche Beziehung zu den Zwangsarbeitern und ihren Interessen brachte. Wenn infolgedessen unser Benehmen vielleicht auch einen Teil seiner früheren Ungezwungenheit eingebüßt hatte, so schützte es uns andererseits vor neuen großen Versehen gegen die Zwangsarbeiter, und das war doch natürlich die Hauptsache.

Unterdessen brachte uns der herannahende Herbst Prüfungen und Unruhen anderer Art, — jenes eigenartige Alpdrücken, das nur im Gefängnis Platz haben kann und auch da nur für intelligente Leute.

Noch ein halbes Jahr vor der Ankunft der Neulinge in Schelai hatte ich mit dem braven Kapitän ein Gespräch, dem ich damals keine besondere Bedeutung beimaß, wie einer der unzähligen Moment-

phantasien des Kapitäns, die in den meisten Fällen nie zur Verwirklichung kamen.

„Ich bin jetzt nicht sehr zufrieden mit dem Zustande im Gefängnisse", sagte er mir einst mit einem Tone freundschaftlicher Vertraulichkeit, „es ist lange nicht das, wovon ich träumte und was mich so anlockte, die Stelle des Chefs anzunehmen."

Ich war begierig, was eigentlich in ihm die Unzufriedenheit hervorrief.

„Ja, wenn Sie wollen, alles, eigentlich alles! Nach dem ursprünglichen Plane, an dessen Aufstellung auch ich teilnahm, sollte aus dem Schelaischen Gefängnisse ein Mustergefängnis gemacht werden, das sich von allen Zwangsarbeitsgefängnissen vorteilhaft abheben sollte. Unerbittliche, echt militärische Strenge im ganzen Regime — das war das Grundprinzip, das mir vorschwebte. Sehen Sie, ich habe dann auch den Vorschlagszettel fertig gemacht, in dem es auch so hieß. Ich kenne diese Hallunken sehr gut und weiß auch, wie man sie regieren muß!... Der damalige Gouverneur war auch mit mir in allem einverstanden. Aber... Sie kennen unsere russischen Verhältnisse? Kanzleiwirtschaft ... Jedes vernünftige Projekt wird von zehn allmächtigen Personen studiert, und jeder von ihnen hat andere Phantasien! Alles Neue, Originelle findet bei uns keine Anerkennung... Nach meinem Plane sollte der Chef des Schelaischen Gefängnisses nur von Gott und vom Gouverneur abhängig sein, oder richtiger gesagt, von einer ein für allemal festgestellten Instruktion. Der Verwalter der Nertschinskschen Zwangsarbeit sollte mit unserem Gefäng-

niſſe nichts zu thun haben: er könnte hier nur lernen, aber auch nichts weiter... Das war mein Ideal. Aber ſehen Sie mal, was in der That davon zuſtande gekommen iſt! Man blieb, wie gewöhnlich, bei halben Maßregeln ſtehen! Das Gefängnis iſt ja geradezu muſterhaft eingerichtet, in der That iſt aber alles beim alten geblieben. An der Spitze ſteht dieſelbe Verwaltung der Zwangsarbeit, eine Inſtitution, ich will Ihnen aufrichtig ſagen, wie man ſie vor der Sintflut hatte, durch und durch vom Beamtentum, ſeinem Formalismus und ſeiner Liederlichkeit durchdrungen! Nun, und was iſt der Erfolg aller meiner Bemühungen? Ich habe keine Freiheit zum Handeln, meine Hände ſind abſolut gebunden... Ich darf nicht einmal die nötigen Gelder zur Ausgabe verabfolgen, ich muß die Zeit mit Nichtsthun vergeuden. Da haben Sie ein Beiſpiel: ich brauche einen Gehilfen, deſſen Pflicht es ſein ſollte, einige gröbere Arbeit zu verrichten — die Reviſionen der Arreſtanten zu vollziehen, die Ordnung im Gefängniſſe aufrecht zu erhalten, die Aufſeher zu beobachten... Das iſt natürlich auch notwendig, um den Chef auf der Höhe der Autorität zu erhalten... Und was glauben Sie? Man gab mir einen Gehilfen, aber was für einen! Ich bat um einen Offizier, einen energiſchen Menſchen, der fähig wäre, mich nötigenfalls mit Energie zu vertreten, ſie aber gaben mir einen abgedienten Kanzleiſchreiber, einen Trinker, ein Kalb, den ich ſogar fürchte ins Gefängnis hineinzulaſſen und der nur imſtande iſt, im Kontor Papiere zu ſchreiben..."

Ich erinnerte mich lebhaft der Figur des „Trinkers und Kalbes“ — einer jämmerlichen gebückten Gestalt mit zitternden Händen und wackelndem Kopfe, er hatte stets so eine Art weibliche Kleidung an mit kupfernen Knöpfen, was den Beamtenpaletot darstellen sollte. Im Gefängnis zeigte er sich selten, seine Stimme hörten wir fast niemals, und keiner von den Sträflingen wußte, daß er der „offizielle“ Gehilfe sei, sondern sie nannten ihn immer „Schriftführer“.

„Unter solchen Umständen kann das Gefängnis keine Musteranstalt sein!“ fuhr Luczesarow betrübt fort, „und thatsächlich unterscheidet es sich von keinem anderen Zwangsarbeitsgefängnisse.

„Mir scheint, Sie übertreiben ein wenig. Nach den Erzählungen der Arrestanten zu urteilen giebt es in allen anderen Bergwerken mehr Freiheit als hier.“

„Das heißt, Sie wollten sagen — Zügellosigkeit? Aber wissen Sie auch, warum? Nur deshalb, weil ich hier bin... Stellen sie an meinen Platz irgend einen anderen Verwalter — und Sie werden schon morgen unser Gefängnis nicht mehr von dem Sarentuischen, Algatschinschen und jedem anderen unterscheiden können!“

Und das zufriedene, rosige Gesicht des braven Kapitäns erhielt einen Schatten träumerischen Kummers; er biß mit Erbitterung in seinen langen Schnurrbart, und mit einer schnellen Handbewegung trat er ans Fenster heran.

„Uebrigens verliere ich noch nicht alle Hoffnung“,

fuhr er mit machtvoller Stimme fort, nachdem er seine Aufregung schnell niedergekämpft hatte. „Nein, ich habe noch Hoffnung! Ich bin beinahe überzeugt... Der neue Gouverneur ist auch mit meinen Plänen einverstanden... Außerdem habe ich noch in Petersburg Freunde... Mein Vorschlag wird jetzt durchgenommen, und es ist sehr wohl möglich, daß Sie sich mit ihm in allernächster Zukunft praktisch bekannt machen werden."

Seine Augen blitzten plötzlich von sprühendem Feuer... Trotzdem konnte man aus meinem Gesichte nicht ablesen, daß ich ein starkes Verlangen hätte, mich mit den kriegerischen Plänen des Kapitäns „praktisch" bekannt zu machen, und er beeilte sich, das Gespräch auf ein anderes Thema zu bringen; doch meine Audienz nahm bald darauf ihr Ende.

Ich wiederhole, ich maß damals diesem Gespräch keine große Bedeutung bei und vergaß es fast noch am selben Tage. Aber nach der Ankunft der Neulinge begannen im Gefängnisse Gerüchte zu kursieren über neue Einführungen strengeren Charakters. Selbst die Aufseher sprachen darüber, trotzdem man sagen muß, daß der größte Teil von ihnen sich offen auf die Seite der Arrestanten stellte und liberale Ansichten herausstreckte; andere prahlten sogar, daß sie nötigenfalls sogar ihre „Demission" einreichen würden... Bloß der einzige Pronja — „der lebendige Tod" — schien noch weniger als früher zugänglich zu sein und zog sich immer mehr und mehr in sich zurück. Er war schon längst der Liebling und die rechte Hand des Luczesarow.

Schließlich regte uns jedes neue Gerücht für ein bis zwei Tage auf, und dann verschwand es wieder aus unseren Köpfen: die eintönige, drückende Wirklichkeit ließ uns nicht lange weder bei guten, noch bei üblen Gerüchten uns aufhalten. Dafür aber schenkte uns Rechtlosen und Unglücklichen das Schicksal inmitten der verschiedensten Unannehmlichkeiten und Bekümmernisse einen Freund, dessen treue Ergebenheit uns mehr als einmal in den Augenblicken der Verzagtheit unterstützte und uns seitdem noch mehr als einmal wertvolle Gefälligkeiten erwies. Dieser Freund war — eine Frau ... Steinhart gehörte vollständig das Verdienst der Erwerbung dieser Bekanntschaft wie auch der späteren Freundschaft der Frau des Chefs eines Kosakenregimentes, das in Schelai einquartiert wurde, — der Freundschaft des „guten Mütterchens", wie die Sträflinge sie nannten. Gleich nach der Ankunft Steinharts im Schelaischen Gefängnis erkrankte sie ernstlich an Lungenentzündung, und Steinhart rettete sie nach dem allgemeinen Urteil vom Tode. Um das Gefühl, von dem die Seele der genesenen Kranken durchdrungen war, vollständig zu verstehen und dasselbe schätzen zu können, muß man die Stellung und geistige Verfassung dieser sympathischen und tief-unglücklichen Frau kennen.

Jung, schön, zwar nicht sonderlich gebildet, aber mit gutem, gefühlvollem Herzen und humanem Sinn heiratete sie einen älteren, fast unbekannten Offizier, so, wie es in den entfernten Provinzialecken die meisten unerfahrenen jungen Mädchen thun — unüberlegt und leichtsinnig. Das Leben mit all seinen Grau-

ſamkeiten that ſich ihren erſchrockenen Augen erſt am Tage nach ihrer Hochzeit auf. Ihr Mann entpuppte ſich, wenn auch nicht als von Natur böſer, ſo doch als ſtumpfer, beſchränkter Menſch, deſſen Anſichten über Menſchen und die geſellſchaftliche Thätigkeit ſie nicht imſtande war, zu ändern, ſie, die ſelbſt gezwungen war, blindlings, inſtinktiv auf das Gute und Böſe des Lebens zu achten. Lange wanderte Anna Arkadjewna mit ihrem Manne aus einem weiten Provinzialſtädtchen des entfernten Baykalgebiets in das andere, bis ſie endlich in ein Loch, wie unſer Zwangsarbeitsneſt, geriet, das mitten in abſcheulichen Sümpfen und elenden Tannenbäumchen ſtand. Hier traf ſie nicht nur eine zurückgebliebene, charakterloſe Geſellſchaft, — nein, das war eine echte leibeigenſchaftliche Umgebung, grauſam und gefühllos, mit den unwürdigſten Anſchauungen, die für Wilde im Urzuſtande paſſen würden; das war noch ein Winkel aus dem Mittelalter, der ſorgfältig aufbewahrt wurde und unter dem Schutze des Geſetzes fortgedieh — in einem civiliſierten Lande und einem aufgeklärten Jahrhundert... Echt barbariſche Rohheit herrſchte ringsum, echt tieriſche Sitten, keine höheren Intereſſen. Die beſten Damen des Schelaiſchen Beaumonde waren die Frauen der Aufſeher, da Lucjeſarow, Monachow und der junge Koſakenfähnrich unverheiratet waren; dieſe Damen ſchimpften ſich, wenn ſie miteinander in Streit gerieten, öffentlich „Hundefell", „Herumtreiber" ꝛc.

Anna Arkadjewna war es beſtimmt, die in Rußland übliche Geſchichte der von niemandem verſtan-

denen Leiden und des frühzeitigen einsamen Welkens der gefühlvollen aber schwachen Frauenseele zu erleben. Die Korrespondenz mit den Freundinnen wurde wegen Mangels an realen Interessen immer langweiliger und uninteressanter, Kinder hatte sie nicht; Bücher zum Lesen gab es nicht; Thränen halfen auch nicht... Wie würde diese traurige Geschichte geendet haben? Höchst wahrscheinlich hätte auch Anna Arkadjewna sich schließlich ebenso wie die Hunderte und Tausende ihrer Vorgänger in den Schlamm der Alltäglichkeit hineinziehen lassen; es wären noch einige Jahre vergangen, und sie hätte ebenso wie alle das Menschengesicht verloren, wäre so wie alle anderen geworden. Aber gerade in dem Augenblick, als es noch nicht zu spät war, nahte sich die Rettung. Vor ihr, der Kranken, Schwachen, von Fieber und Aufregung Verzehrten, die zur selben Zeit den Tod herbeisehnte und doch nach Leben verlangte, vor ihr erschien plötzlich ein junger, energischer, hübscher Arzt in äußerst ungewöhnlicher Umgebung, — mit dem Bajonett des Soldaten hinter dem Rücken, mit klirrenden Ketten an den Füßen, mit rasiertem Kopf. Ein einschmeichelnder Glanz schimmerte in seinen Augen, in jedem Worte lag eine beruhigende Kraft und Hoffnung ... Anna Arkadjewna war entzückt; ihre Sympathie hatte er bereits beim ersten Male gewonnen; jeder neue Besuch Steinharts, der von derselben Ungewöhnlichkeit und Geheimnisfülle umgeben war, verstärkte das anfängliche Entzücken, indem sie an dem jungen Arzte immer neue Züge und Eigenschaften entdeckte, und als das Leben der Kranken schon völlig außer Gefahr

war, entstand zwischen ihnen die engste und aufrichtigste Freundschaft. Für Steinhart war es natürlich nur Freundschaft; was es aber für die junge Frau war — wer konnte das wissen außer ihr selbst? Es ist noch eine große Frage, ob sie selbst über den Charakter ihres Gefühls sich vollständig klar war? Jedenfalls war es eine rührend-uneigennützige Freundschaft. Bald darauf übertrug sich das freundschaftliche Wohlwollen Anna Arkadjewnas auch auf die Kollegen Steinharts, die sie nie in ihrem Leben gesehen hatte und, wenn Dimitry von den Zusammenkünften zurückkehrte, brachte er stets an mich und Walerian Grüße von seiner Patientin mit. Als aber der persönliche Verkehr aufhörte, bekamen wir Zettelchen mit der Aufschrift an uns alle drei: „Meine Freunde!" und mit der Unterschrift: „Ihr treuer und liebender Freund." Wie ich schon früher gesagt habe, wurde diese Ergebenheit und Liebe später mehr als einmal im Leben bewiesen, und wenn es auch seine lächerliche Seiten hatte, soll ich etwa darüber lachen? Oh, wenn du noch irgendwo lebst, du gute und aufopferungsbereite Seele, die so viel geliebt und so wenig Lohn für ihre Liebe erhalten hat, empfange von mir wenigstens jetzt einen verspäteten, aber immer noch heißen, aufrichtigen Gruß! . . .

Als Anna Arkadjewna gesund geworden war, suchte sie selbstverständlich nach einer Möglichkeit, mit Steinhart wieder einmal zusammenzukommen: bald wurde sie wieder unwohl, bald hatte sie den Rat des Arztes nötig, um die Spuren der überstandenen Krankheit vollständig zu verwischen . . . Zu der-

ſelben Zeit begann ſie ſich für Luczeſarow zu intereſſieren, den ſie früher nicht ausſtehen konnte und dem ſie ſtets offen ihr Mißachten zeigte. Jetzt fing die ſchöne junge Frau an, ihm, nicht ohne Koketterie, zuzulächeln, ihn freundlich anzureden, und der Kapitän, der niemals gegen Freundlichkeiten, die ihm von Damen erwieſen wurden, unempfindlich war, ſchmolz jedes Mal wie Wachs, und bei jedem Unwohlſein der reizenden Frau wäre er gern ein Spiritiſt geworden, um aus jener Welt alle berühmten Aerzte der vorigen Jahrhunderte herbeizurufen; umſomehr war er bereit, Steinhart bei dem leiſeſten Wunſch der Kranken rufen zu laſſen.

Aus dieſer Quelle hatte auch einſt Steinhart poſitive Nachrichten von den neuen drohenden Unangenehmlichkeiten geſchöpft, über die ſchon längſt dunkele Gerüchte kurſierten. Vordem hatte er ungefähr drei Wochen nicht Anna Arkadjewna geſehen und nur einmal in dieſer ganzen Zeit bekamen wir von ihr ein kleines Zettelchen: „Ich habe vergebens auf Zufall und Möglichkeit geharrt, Sie zu mir zu rufen. Ich fürchte, daß L. Verdacht geſchöpft hat. Es ſind wichtige Neuigkeiten da.“ Endlich gelang es ihr, eine Zuſammenkunft zu erzielen.

„Stellen Sie ſich vor, meine Herren“, erzählte Steinhart mir und Baſchurow, als er ins Gefängnis zurückkehrte, „ich bin in Ungnade gefallen!“

„Beim Sechsäugigen?“

„Nun, ſelbſtverſtändlich. Ich habe zwar ſchon längſt bemerkt, daß er mich ſcheel anſieht. Durch die Pforte des Gefängniſſes zu den Kranken ruft man

mich jetzt selten und unlängst kam von weiter Ferne ein Kosake, wie man erzählt, und bat mit Thränen im Auge, man möge mir erlauben, ihn zu untersuchen, bekam aber trotzdem keine Erlaubnis . . . Ich erklärte es damals als augenblicklichen Eigensinn."

„Nun, und was stellt sich jetzt heraus?"

„Es zeigt sich, daß er mich jetzt nicht einmal gleichgültig ansehen kann. Als gestern Anna Arkadjewna ihn dringend bat, mich rufen zu lassen, flammte er auf wie Pulver und begann einen langen Monolog, in dem er aufrichtig sagte: „Steinhart ist ein Bube, der durch mein mildes Benehmen gegen ihn vollständig verwildert ist! Er hat gänzlich vergessen, daß er ein Zwangsarbeiter ist, daß er in den Bergwerken arbeiten muß, und sich nicht einbilden darf, daß er womöglich der Obrigkeit angehöre und daß wir ihm verpflichtet sind." „Aber, erlauben Sie", fügte Anna Arkadjewna hinzu, „wir sind ihm doch thatsächlich Dank schuldig!" Da kam Lucjesarow vollständig außer sich und begann alle meine Kenntnisse und Fähigkeiten zu verneinen: „Wenn er auch einige glückliche Kuren gemacht hat, so ist dies doch bloß ein glücklicher Zufall, nichts mehr. Ich kann diesen dummen, unwissenden Kerl nicht als Arzt ansehen!" Bei diesen Worten fing Anna Arkadjewna beinahe zu weinen an und Lucjesarow setzte aufrichtig fort: „Selbst wenn wir von ihm Nutzen hätten, muß das Prinzip dennoch höher gestellt werden. Steinhart ist ein Sträfling und seine Sache ist es, Sträfling zu sein, nicht aber Arzt. Uebrigens wird sie auch in diesen Tagen anfangen" . . .

„Wer wird anfangen?"

„Eine ganz neue Ordnung. Ich erhielt endlich den langerwarteten Befehl, das Gefängnis nach Möglichkeit so umzugestalten, wie es meinen Anschauungen und Ueberzeugungen entspricht. Und ich will jetzt ein musterhaftes Gefängnis einrichten, nicht aber etwa ein Hotel, wie es bis jetzt war." Allmählich plauderte der Kapitän alles aus: an den Wänden der Zellen werden gedruckte Regeln ausgehängt werden (beim Worte ‚gedruckt' verschluckte er sich vollständig vor Freude), und ihre Nichterfüllung wird die strengsten Strafen nach sich ziehen . . . Außerdem bekommt er in diesen Tagen einen richtigen Gehilfen, so einen, wie er ihn stets haben wollte, einen tüchtigen, dreisten Mann, nicht so gutmütig wie er selbst, Luczesarow, sei . . . Als Anna Arkadjewna den Namen des neuen Gehilfen erfuhr, stöhnte sie laut auf: sie kannte den Leutnant Lomow persönlich und hörte seiner Zeit sehr viel über ihn sprechen. „Das ist doch ein wahrer Holzklotz", schrie sie auf, „er hat nicht das geringste Menschliche in sich!" „Es kommt darauf an, von welchem Standpunkte aus man die Sache betrachten will", antwortete der Kapitän, „jedenfalls besitzt der Leutnant viel unbestreitbare Eigenschaften: vor allen Dingen ist er ehrlich, unbestechbar und, was die Hauptsache ist, seinen Pflichten treu ergeben. Das ist aber für uns ein unschätzbarer Vorzug! Ergebenheit, Ehrenhaftigkeit, Energie . . ."

Anna Arkadjewna mußte eine große Willenskraft aufbieten, um ihre Entrüstung zu verbergen, und nur dank ihrer äußerer Ruhe gelang es ihr,

dies alles zu erfahren. „Sagen Sie Ihren Kollegen", damit schloß sie ihren Bericht, „daß ich jetzt für euch alle sehr besorgt bin! Auf Luczesarow allein könnte ich vielleicht noch Einfluß haben: mein Mann ist ebenfalls kein schlechter Mensch, und er würde ihn, auf meine Veranlassung, ebenfalls zurückgehalten haben. Aber mit Lomow wird es unmöglich sein: das ist kein Kopf, sondern ein Stück Holz . . . Unsere Zusammenkünfte werden wahrscheinlich jetzt vollständig aufhören und wir werden uns mit der Korrespondenz begnügen müssen, obgleich wir auch beim Schreiben sehr, sehr vorsichtig sein müssen. Wenn es Ihnen sehr schlecht gehen sollte, so machen Sie mir davon Mitteilung. Ich werde nach Tch... schreiben — dort habe ich noch alte Verbindungen, Freunde, und es wird mir vielleicht gelingen, die Luczesarow'schen Maßregeln abzuschwächen . . ."

„Nun, das sind meine heutigen Neuigkeiten", damit schloß Steinhart seine Erzählung: „nicht gerade angenehm, was?"

„Warten wir die Ereignisse ab, vorher kann man nichts dagegen machen", beschlossen wir beim Auseinandergehen; ich blieb noch immer im Lazarett; Baschurow und Steinhart wohnten in einer Zelle. Die Ereignisse ließen nicht lange auf sich warten. Eines Morgens brachte der ‚wispernde Teufel', der Aufseher, einen Packen gedruckter ‚Regeln des Schelaischen Zwangsarbeitsgefängnisses' in das Gefängnis, unter denen die deutlich geschriebene Unterschrift Luczesarows stand, und heftete sie triumphierend an den vorderen Wänden der neun

Zellen an. Die lesekundigen Arrestanten begannen neugierig die Anschläge zu lesen. Eigentlich war in diesen Regeln nichts Neues und Unerwartetes zu lesen, aber alles das, was auch früher von den Arrestanten verlangt wurde, war jetzt unterstrichen und von irgend einer Strafe begleitet, oder mit einem Hinweis auf diesen oder jenen Artikel der Gesetzgebung versehen. Die Wörter: Ruten, Hiebe, Gericht, Handschellen, Ketten, dunkler Karzer, Körperstrafen u. s. w. stachen fortwährend in die Augen, sie kratzten das Herz, wie ein Nagel das Glas. Uebrigens machte das Lesen dieser Regeln auf die Mehrzahl der Sträflinge keinen Eindruck.

„Oh, möget Ihr von der Pest befallen werden! . . . Ich glaubte, es sei etwas wie ein Manifest —, das wissen wir ja auch ohne eure Papiere", sagten sie, bevor sie noch die Regel zu Ende gelesen hatten und liefen mit Verachtung davon.

„Was hängt da für ein Handtuch?" fragten die Sträflinge, die von der Arbeit zurückkehrten und noch nichts wußten.

„Wegen der Hosen, Bruder. Der Chef hat bemerkt, daß sie furchtbar zerknüllt sind, daher verspricht er sie jetzt bügeln zu lassen."

Die Witze wurden mit allgemeinem Gelächter aufgenommen und der Frager interessierte sich nicht mehr für den Inhalt des Papieres.

Hingegen für uns war der Inhalt im höchsten Grade interessant, da wir genau wußten, daß er hauptsächlich auf uns Eindruck machen sollte. „Präzise 9 Uhr Abends", lasen wir, „beim ersten Trom-

melſchlag in den Kaſernen müſſen die Arreſtanten ſofort ſchlafen gehen. Diejenigen, die von den Aufſehern dabei betroffen werden, daß ſie dieſe Regel nicht befolgen, werden das erſtemal mit Karzer, das zweitemal mit Ruten beſtraft." Dieſe Regel mit Ausnahme der zweiten Strafe war auch früher ſchon bekannt; das erſte Jahr des Exiſtierens der Schelaiſchen Feſtung kam es wegen Verſtoß gegen dieſe Regel zu Streitigkeiten mit den Aufſehern, zwei- oder dreimal kam es auch vor, daß man deswegen die Arreſtanten in das Karzer führte, aber jetzt war dies alles ſchon längſt vergeſſen, umſomehr, weil die Sträflinge von der ſchweren Tagesarbeit müde, ſchon ohnedies nicht ſpäter, als um 9 Uhr einſchliefen. Was mich und meine Kollegen anbetrifft, ſo gingen wir erſt nach ein oder anderthalb Stunden ſchlafen. Die Aufſeher wußten es wohl, manchmal ſah es ſelbſt der Sechsäugige, wenn er abends einen Rundgang durch das Gefängnis unternahm, aber Bemerkungen hat uns niemand darüber gemacht. Jetzt wurde aber offen eine ſtrenge Strafe für dieſes Verbrechen angekündigt . . . „Für Arbeitsſcheu unter dem Vorwand einer Krankheit, die der Arzt oder Feldſcher nicht anerkennt, ebenſo für Nichterfüllung der Arbeit ohne genügende Gründe" wurde dieſelbe Strafe feſtgeſetzt. Zunächſt Karzer, dann Ruten . . .

„Wegen Nichtabnehmen der Kopfbedeckung vor der Obrigkeit", „für freche Antworten den Aufſehern gegenüber", „wegen Unaufmerkſamkeit bei der Glocke" und wegen noch vieler anderer derartiger Dinge — ſchien die klaſſiſche Rute in der Luft nur ſo zu ſauſen

und beängstigte das schon ohnedies bedrückte und krankhafte Gehirn. Ferner wurde genau bestimmt, zu wem von der Obrigkeit man „Euer Hochwohlgeboren", zu wem „Euer Wohlgeboren" sagen mußte und in welchen Fällen man antworten mußte „wünschen Gesundheit" und „werden uns bemühen"; den Schluß des Ganzen bildete folgende interessante Bemerkung: „Die Aufseher dürfen niemanden von den Sträflingen mit „Sie" anreden, sondern nur mit „du" . . . In der Reihe der Regeln für die Sträflinge wirkte diese Bemerkung, die sich auf die Aufseher bezog, ganz besonders komisch und war im höchsten Grade überflüssig . . . Diese Ueberflüssigkeit verriet auch den Autor der Regeln; man sah, daß er dieser Bemerkung eine besonders große Bedeutung beilegte, daß ganz besonders bei dieser Bemerkung die Feder des Beamten kolossal in Schwung geraten war . . .

Wie es dem auch sei, auf drei Menschen von hundertfünfzig machten die gedruckten Regeln einen tiefen Eindruck. Wir schwiegen allerdings und berieten uns nicht einmal, faßten keine frühzeitigen Beschlüsse, aber jeder war beklommen und trübe Vorahnungen umwölkten die Seele mit einem kalten Nebel . . . Die Perspektive des neuen Kampfes, des Kampfes für die Menschenwürde in einer Zeit, wo die Seele nach Frieden und Ruhe dürstet, wenn auch diese Ruhe das gewöhnliche schwere Zwangsleben wäre, — diese Perspektive schreckte und quälte uns . . . Wozu war das nötig? Was wollten sie von uns haben?

Die „neue Ordnung" begann damit, daß der

älteſte Aufſeher eines Tages, gleich nachdem die Regeln angehängt waren, zu Baſchurow und Steinhart herantrat und ſie aufforderte, ihre Laken zurückzugeben; wir bedienten uns der Laken ſchon ſeit längerer Zeit: der brave Kapitän, der die Reinlichkeit ſtets liebte, hatte mir geſtattet Laken zu benutzen, und als die Neulinge ankamen, war damit ſchon ein Präzedenzfall geſchaffen.

„Wozu nehmen Sie uns die Laken weg?“ rief Steinhart verwundert.

„Wieſo? In den Regeln ſteht, daß Bettzeug, Kleidung und alles andere für alle Sträflinge das Gleiche ſein müſſe.“

„Aber es kommt doch ein furchtbarer Schmutz in die Betten?“

„Für Arreſtanten geziemt ſich Schmutz“, verſuchte der Aufſeher zu ſcherzen. „Uebrigens ſagte der Chef, daß wenn alle Laken hätten, ſo könnte es ſo bleiben.“

Natürlich konnten nicht alle Arreſtanten Laken bekommen und von jetzt an mußten wir im Schmutze ſchlafen. Wie der Sechsäugige die Reinlichkeit auch liebte, das Prinzip ſtellte er höher als alles! Der Angriff war jedenfalls eine wohlüberlegte und beſchloſſene Thatſache.

Am Abend desſelben Tages erſchien der Autor ſelbſt zur Reviſion dieſer Regel, umringt von ſämtlichen Schelaiſchen Aufſehern; ich beobachtete dieſe Zeremonie durch das Fenſter der Korridorthür voller Neugierde und Unruhe; jedes laute Geſchrei drang deutlich an meine Ohren. Diesmal folgte nicht, wie

gewöhnlich, sofort die Erlaubnis, die Mützen aufzusetzen, aber ich sah, wie Baschurow und Steinhart den Kopf bedeckten (nicht als Protest, wie ich später erfuhr, sondern einfach aus Gewohnheit), ohne den Befehl zu erwarten. Der brave Kapitän bemerkte es, er wurde rot und sagte laut:

„Man darf nie die Mützen aufsetzen, bevor ich es erlaube!"

Es folgte ein langes, schweres Stillschweigen. Baschurow und Steinhart blieben mit den Mützen auf dem Kopfe stehen. Noch einen Augenblick — und die Aufseher würden sich mit Geschrei und Drohungen auf sie geworfen, aber Luczesarow befahl schnell:

„Mützen aufsetzen ... Ja, noch etwas!" fuhr er mit lauter Stimme fort: „einige von euch ziehen die Hosen über die Stiefel. Die Regeln verlangen, daß man die Hosen in die Stiefel hineinsteckt ... Außerdem ist es überhaupt nicht schön, die Hosen so zu tragen — das machen nur die Juden."

Nach diesen merkwürdigen Aphorismen schwieg er. Diese Rede machte auf mich einen um so tieferen Eindruck, weil ich genau wußte, gegen wen sie gerichtet war ...

Die Unannehmlichkeiten waren damit noch nicht zu Ende. Als die Aufseher den Arrestanten befahlen, in ihre Zellen zu gehen, da entflammte sich plötzlich die Wut des Sechsäugigen wieder; ein lautes Geschrei, wie ich es noch nie bis jetzt gehört hatte, erscholl durch den Hof:

„Dort geht man nicht richtig im Takte! ... Wer unterſteht ſich aus der Reihe zu treten? Wer ..."

Aber die Kolonne, die das Geſchrei betraf und in der ſich auch meine beiden Kollegen befanden, marſchierte bereits durch die Thür des Gefängniſſes und verſchwand. Trotzdem Luczeſarow noch lange auf dem Hofe ſchrie (was, hörte ich nicht), kehrte die Kolonne doch nicht zurück. In ſchwerer und düſterer Stimmung verließ ich das Fenſter.

An dieſem Abend hielt Luczeſarow in allen Zellen kurze, aber feurige Reden und er konnte natürlich nicht annehmen, daß wir den Inhalt derſelben nicht erfahren werden.

„Im Gefängniſſe werden einige ſtrenge Maßregeln eingeführt werden", teilte er den Arreſtanten mit, „aber ihr braucht euch deswegen nicht zur fürchten. Wer gehorſam und beſcheiden iſt, wird von mir nichts Böſes erfahren. Aber zwiſchen euch gibt es Stolze ... Rädelsführer ... Ihr müßt mir helfen, die zu zähmen! Ich habe gehört, daß ſie auch nicht nach eurem Geſchmack ſind, deſto beſſer."

Ich geſtehe offen, daß ich vom braven Kapitän, trotz der Unbeſtändigkeit ſeiner Stimmung und Prinzipien, doch nicht erwartet habe, daß er ſich ſolch niedriger Kampfmittel bedienen würde ... Er war aber zu ſpät gekommen: als er etwas von der Stimmung der Sträflinge aufſchnappte, war von irgend welchen Streitigkeiten zwiſchen uns und den andern Sträflingen keine Spur mehr zu ſehen ... Uebrigens glaube ich, daß er auf dieſem Boden auch früher keine Fortſchritte gemacht hätte. Sogar diejenigen

Arreſtanten, die mit uns in Streit lagen, würden kaum in dieſer Angelegenheit die Obrigkeit als Verbündete haben wollen . . . Jetzt erreichte Luczeſarow gerade das Gegenteil: zur Ehre der Sträflinge muß man ſagen, daß ſich kein Menſch gefunden hat, der (wenigſtens offen) die Rede des Sechsäugigen mit Sympathie anhörte. Im Gegenteil, alle waren entrüſtet . . . Am nächſten Morgen eilten viele zu uns, um uns den Inhalt der Rede zu erzählen; das ganze Gefängnis benahm ſich an dieſem und den folgenden Tagen mit noch größerer Achtung und Aufmerkſamkeit gegen uns: man machte uns bereitwilligſt Platz, man lächelte uns freundlich zu, man ſprach mit uns mit einem offenbaren Verlangen, uns zu tröſten und zu beruhigen . . . Und auch in der ganzen übrigen ſchweren Zeit benahmen ſich die Sträflinge geradezu edelmütig gegen uns, was uns oftmals ſogar rührte . . . Nach einigen Tagen kam der erwartete Gehilfe angefahren. Die Aufſeher liefen den ganzen Tag vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend im Gefängniſſe herum, ſtellten überall mit der größten Anſtrengung Reinlichkeit und Ordnung her, gerade als ob man die Ankunft eines wichtigen Generals erwartete. Zwei oder drei Arreſtanten kamen wegen Frechheit in den Karzer. Alle erwarteten mit großer Neugierde die Abendreviſion. Die Glocke ertönte ganz unerwartet und alle begannen ſich zu bewegen, gerade wie die Bienen im Stocke, wenn ſie von irgend einem Gegenſtande geſtört werden.

„Holt ſchnell die Keſſel her, ihr Teufel!“ ertönte es überall laut und die Zellenälteſten liefen ſchnell

in die Küche nach dem Thee. Der diensthabende Aufseher trieb alle unaufhörlich. Der „Poet" Wladimirow, der damals auch gerade Aeltester in einer Zelle war, stolperte über eine Treppenstufe und fiel, so lang er war, mit dem Theegeschirr auf die Erde. Die braune Flüssigkeit ergoß sich in Strömen auf die Treppe. Es entstand eine unglaubliche Verwirrung; das Gelächter der Arrestanten vermischte sich mit den Schimpfworten der Aufseher; die Köche und Bäcker eilten mit Lappen aus der Küche herbei und beeilten sich die Spuren der vollbrachten „Unordnung" wegzuwischen; selbst der Urheber dieser Unordnung, „das Bärenohr" beeilte sich, indem er den Kopf tief sinken ließ und mit der Hand den gestoßenen Fuß festhielt, den anderen Sträflingen zulächelnd, die schon in einer Kolonne aufgestellt waren, sich anzuschließen.

„Ei ja, Djudja! Wieviel Schröpfköpfe bekommst du jetzt dafür, daß du die Zelle ohne Thee gelassen hast?"

Mit knapper Not und Mühe gelang es, die Ordnung wieder herzustellen. Da hörte man plötzlich: „Sie kommen, sie kommen!" . . . und alles blieb still. Die Pforte öffnete sich und, begleitet von einer Menge Aufseher, trat der Sechsäugige und mit ihm der neue Gehilfe, Leutnant Lomow, ein. Aller Augen richteten sich auf die neue Erscheinung, deren Ankunft so viel Staub aufgewirbelt hatte. Die Erscheinung war außerordentlich imponierend; beinahe höher an Wuchs als Luczesarow und mit noch breitern Schultern; Lomow machte den Eindruck eines großen ungeschickten Bären, der sich auf die Hinterfüße ge-

stellt hat. Um die Aehnlichkeit vollzumachen, hing sein Kopf ihm immer schief auf den Schultern und er schaute unter der Stirn mit einem trüben kalten Blick hervor. Auch sein ganzes Gesicht, das wie beim Bären mit Haaren bewachsen war, hatte eine erdgraue Farbe und Züge, die man schwer behalten kann.

„Mit einem Worte, Brüder, Lomow!" so resümierten die Sträflinge ihre Eindrücke.

Was war aber aus dem braven Kapitän geworden? Wie wenig ähnelte er dem blitzeschmetternden Jupiter, als der er noch vor einigen Tagen in dem Gefängnis erschienen war! Jetzt, im Gegenteil, betrachtete er die Sträflinge, wie ein guter Vater seine geliebten Kinder betrachtet; wenn er durch die Pforte trat, lächelte er sogar allen freundlich zu . . . Er befahl fast in demselben Augenblick, die Mützen aufzusetzen, wie der Aufseher die Arrestanten zur Entblößung des Hauptes aufforderte. Nachdem er den Rapport des Diensthabenden über das glückliche Befinden des Gefängnisses entgegengenommen hatte, wandte er sich freundlich an die Sträflinge mit Begrüßungen, wobei er nicht wie früher „Guten Morgen, Jungen", sagte, sondern „Grüß Gott, Brüder" . . . Und als die „Brüder" darauf mit einem tobenden Geschrei „Wir wünschen Gesundheit, Herr Chef" erwiderten, da blickte er sie noch freundlicher an und sagte, indem er auf Lomow hinwies:

„Hier, Brüder, liebet und achtet meinen neuen Gehilfen!"

Wahrscheinlich kamen dem Kapitän selbst seine

eigenen Worte komisch vor: es schien, als ob er konfus geworden wäre und er schwieg. Seine Gutmütigkeit hielt übrigens an.

Was den Lomow betrifft, so stand er, der Große, Graue, wie früher unbeweglich, gerade wie eine Figur aus Stein, seinen schrägen Kopf zur Erde gebogen und nur während der unerwarteten Rede des Kapitäns zuckte er nervös mit dem Kopf, wie ein Lastpferd, dem sich eine Fliege auf die Nase gesetzt hat.

Der Arrestantenchor sang die festgesetzten Gebete. Luczesarow begab sich mit der ganzen Suite in die hintere Reihe, wo er gewöhnlich während des Gebetes stand (wahrscheinlich, damit es nicht so aussehen sollte, als ob die Sträflinge ihn anbeteten).

„Sieh mal, Petin, was ich dir sagen wollte", sprach er laut, indem er den Hut aufsetzte und sich in die erste Reihe begab: „einen Baß scheinst du wohl zu haben, aber im Kopfe ist es bei dir, wahrscheinlich, wie in einem leeren Tönnchen. Die Noten verstehst du nicht und du brüllst dort, wo es gar nicht nötig ist!" Diese Bemerkung wurde übrigens mit einer so gutmütigen Miene gemacht, daß die Worte „leeres Tönnchen" sogar in einigen Reihen der Sträflinge ein leises Gelächter hervorriefen, so dreist wurden bereits die Arrestanten.

Das genügte dem Chef schon wieder, ein ernstes Gesicht aufzustecken und seiner Gutmütigkeit nicht weiter Ausdruck zu geben. Die Arrestanten gingen frohen Mutes in die Zellen zurück. Ich sah von meinem Platze aus, wie der Sechsäugige noch lange inmitten des Hofes stand und mit dem neuen Ge-

hilfen über etwas sprach. Das Gespräch war jedenfalls ganz privater Natur, ungeachtet dessen hörte Lomow nicht auf, dem Chef Honneurs zu machen. Die Aufseher standen etwas weiter abseits als gewöhnlich. Endlich begab sich die ganze Suite in das Gefängnis und blieb dort ungefähr eine Stunde. Ich dachte, die Ceremonie würde überhaupt nie zu Ende sein; vom langen Warten wurde ich ganz nervös und bekam Kopfschmerzen. Endlich kam die Prozession heraus und begab sich vor allem in die Küche: voran ging schnellen Schritts der Sechsäugige; etwas später kam schweren Schrittes Lomow und nach ihm paarweise sechs oder acht Aufseher. Von der Küche begab sich die Prozession zur Aschengrube. Auch dort erklärte der brave Kapitän seinem Gehilfen etwas und machte heftige Bewegungen mit der Hand, und erst nach sorgfältiger Besichtigung der Senkgrube begaben sie sich endlich ins Lazarett. Dann erst verließ ich meinen Beobachtungsort und begab mich in die allgemeine Baracke. In der letzten Zeit lebte ich da nicht allein, sondern hatte einen Mitbewohner, den alten Kleinrussen Tkatschenko.

Die Thüren des Korridors öffneten sich, und mehr als zehn Füße polterten herein. Ich hörte, wie Luczesarow, sich meinem Zimmer nähernd, mit halber Stimme dem Lomow etwas sagte. Nun wurde der ganze freie Ort zwischen mir und Tkatschenko vom Kapitän mit seinem breiten Mantel eingenommen, so daß er mich beinahe an das kleine Tischchen neben meinem Bette festdrückte. Wenn der Kapitän in die Gefängniszellen trat, nahm er niemals seinen

Hut ab, im Lazarett dagegen ſtand er immer mit unbedecktem Haupte; ebenſo war es auch mit den Aufſehern. Auch jetzt nahm er, als er noch auf der Schwelle war, ſeinen Hut ab, wobei er nicht verſäumte, ein Stäubchen von demſelben abzuſchütteln. Lomow blieb auf der Schwelle ſtehen, die Aufſeher im Korridor. Ich ſchaute nicht auf die Schwelle hin, trotzdem fühlte ich, daß dort etwas Dunkles, Schweres ſtand.

Luczeſarow zog langſam ſeine Glacéehandſchuhe aus, und das Zimmer füllte ſich mit einem ſtarken Parfüm, das der Kapitän ſehr zu lieben ſchien. Einige Augenblicke ſah er mich von oben bis unten mit einem halb höhniſchen, halb freundſchaftlichen Blicke an.

„Nun, wie geht es Ihnen?“

Ich zuckte ſchweigend die Achſeln.

„Merken Sie eine Beſſerung?“

„Allmählich, etwas!“

Das Geſpräch klappte nicht, und der brave Kapitän drehte ſich nach Tkatſchenko um.

„Nun, und was machſt du hier, Alter?“

„Ich kaue Brot, Herr Chef, und bete zu Gott“, verſuchte der Arreſtant zu ſcherzen, als er die gute Stimmung des Kapitäns bemerkte. Aber dieſe Antwort ſchien dem Sechsäugigen nicht beſonders zu gefallen.

„So, — du kauſt Brot? Das verſtehe ich auch, Bruder... Ins Lazarett geht man nicht, um Brot zu kauen, ſondern um von Krankheit geheilt zu werden.“

„Dieſes Glück, Herr Chef, kenne ich auch zur Genüge! Tauſend Krankheiten, einfach nicht zu zählen... Schon der Rücken allein, wie der krank iſt!“

„Du haſt wüſt gelebt“, bemerkte Luczeſarow mit vielſagendem Blick, und mit leichtem Kopfnicken verließ er raſch das Zimmer. Im Korridor erſcholl wieder das Getrampel der unzähligen Schritte.

„Was ſoll das heißen ‚wüſt gelebt‘?“ wandte ſich Tkatſchenko unzufrieden an mich.

Ich erklärte es ihm lachend. Die ſchlauen Augen des Alten liefen hin und her; der graue Backenbart und der lange Schnurrbart ſträubten ſich in komiſcher Weiſe auseinander. Er konnte oder wollte meine Erklärung nicht begreifen.

„Wüſt?“... ſchrie er in komiſcher Empörung auf. „Nein, du machſt bloß Spaß, Bruder! Nein, ich habe gar nicht ſchlecht gelebt. Wirklich, nicht ſchlecht. Ja, ins Gefängnis bin ich ſchlecht gekommen — was wahr iſt, iſt wahr.“

Zur Abendreviſion des nächſten Tages erſchien Lomow allein. Während der ganzen Zeit der Ceremonie ließ er kein Wort fallen. Der dienſtthuende Aufſeher ſprang unaufhörlich mit Fragen zu ihm hin: „Befehlen Sie dies oder jenes, Herr Gehilfe?“ Und er antwortete auf alles nur mit einem düſteren Kopfnicken. Selbſtverſtändlich ließ er auch die Mützen nicht gleich aufſetzen, und die Sträflinge, außer Baſchurow und Steinhart, ſtanden die ganze Zeit bei furchtbarem Dezemberfroſt mit unbedecktem Kopfe. Den Kopf zur Seite gebogen, ſtand Lomow da und

bemerkte nichts, es ſchien, als ob er an ganz etwas anderes dachte.

Die Arreſtanten gingen in die Zellen zurück, ohne den Charakter des Gehilfen begriffen zu haben; manche verglichen ihn mit einem Schaf, manche wieder mit einem wilden Wolfe; aber im allgemeinen erweckte er wenig Intereſſe.

Es verging noch ein Tag, die zweite Reviſion nahte, an der wiederum nur Lomow teilnahm, und ich betrachtete alles, was vorging, von neuem mit Neugierde und verborgener Unruhe. Kaum war das Gebet zu Ende, nahm er aus der Taſche, wie ich zuerſt glaubte, ein Spiel Karten heraus, und verteilte es unter die Sträflinge, indem er jeden laut beim Namen rief. Er hatte eine ſtarke Stimme, die meiſt nervös und gereizt klang.

„Milo—ſſerdow! Strui—sky! Wla—a—dimirow!“

Die Angerufenen zogen demütig ihre Mützen ab, traten aus der Kolonne hervor, kamen auf ihn zu und nahmen die Karte aus ſeiner Hand. Er betrachtete jeden aufmerkſam, als ob er das Geſicht behalten wollte. Die Kranken, die mit mir zuſammen beobachteten, errieten ſofort, was das für Karten ſeien.

„Karten! Karten teilt er aus, Brüder... Betreffs der Friſt... Ob es da nicht Abzüge ſetzt?“

„Tſchi—rok! Tſchni—jaſow! Ogur—zow!“ rief Lomow weiter.

Mein Herz pochte heftig in Erwartung einer unabwendbaren Geſchichte.

„Schara—fetdinow! Nogai—zew! Ba—a—ſchurow!“ Der kleine Tatar Scharafetdinow und der dicke Nogaizew rannten, die Karten zu empfangen, indem ſie ihre Mütze unter den Arm ſteckten. Langſamen Schrittes folgte ihnen Baſchurow mit der verhängnisvollen Mütze auf dem Kopfe. Als Lomow ihm die Karte überreichte, ſchlug er die Augen auf.

„Du haſt wohl vergeſſen, die Mütze anzunehmen... Wie heißt du?“

Er nahm aber die Mütze nicht ab.

„Die Mütze herunter!!“ ſchrie der Gehülfe auf und ſtürzte ſich auf Baſchurow. „Das iſt eine Unbotmäßigkeit!!“

Als Antwort erfolgte das frühere Stillſchweigen.

„Wie heißt du?“

Der Aufſeher flog wie ein Pfeil herbei, und die Hand an die Mütze legend, nannte er laut ſeinen Namen.

„Führen Sie ihn in den Karzer!“ ſchrie Lomow noch lauter auf. Man führte Baſchurow ins Karzer ab. Unterwegs ſchaute er zu meinem Fenſter hin, und mit frohem Lächeln nickte er mir zu... Unterdeſſen, bis die Aufſeher vom Karzer zurückkehrten, marſchierte Lomow in furchtbarer Aufregung vor der Kolonne auf und ab. Tkatſchenko ſchwur, er könnte ſehen, wie Lomows Geſicht nervös zuckte...

„Der hat aber eine Wut! Der wird noch netter als der Sechsäugige! Ein wahrer Wolf! Ich ſagte, er gleicht einem Wolfe — da ſieht man's. Macht nichts, daß er ſeinen Kopf ſchräg hält, er ſieht alles!“

Nach Rückkehr der Aufſeher wurde die Reviſion

fortgesetzt, als ob nichts geschehen wäre. Ich wartete mit Bangen auf den Augenblick, wo Steinhart vorgerufen würde... Glücklicherweise war aber seine Karte nicht da, ebenso wie auch die Karten noch einiger anderer Arrestanten, und der Schluß der Revision verlief glücklich.

Schon am nächsten Morgen verließ ich das Lazarett und zog ins Gefängnis über: kaum hatte der Kampf begonnen, — wenngleich er auch nicht erwünscht war — so wollte ich doch mit meinen Kollegen zusammen sein. Leider kam ich nicht dahin, wo Steinhart war. Der letztere verlangte, ich sollte zu Luczesarow gehen, behufs einer Besprechung. Wie schwer auch diese Pflicht war, es gab keine Wahl, da Steinhart, wie ich wußte, in Ungnade des Kapitäns geraten war; und so sagte ich dem Diensthuenden, daß ich mich in einer dringlichen Angelegenheit an den Chef des Gefängnisses wenden möchte. Zur Arbeit wurde ich an diesem Tage noch nicht kommandiert, da ich mich erst tags zuvor aus der Lazarettliste hatte streichen lassen, so daß ich den ganzen Tag im Gefängnisse in ungeduldiger Erwartung umherirrte. In dieser Beziehung hatte mich Luczesarow in den drei Jahren meines Aufenthaltes im Schelaischen Gefängnisse ein wenig verwöhnt: er ließ mich jedesmal sofort rufen. Aber heute geschah etwas Merkwürdiges: die Stunden vergingen, ohne daß ich gerufen wurde. Endlich kamen die Bergarbeiter zurück.

„Nun? Wie steht's?" rief Steinhart.

„Nichts."

„Er hat dich noch immer nicht holen lassen?“

„Nein.“

„Was soll das bedeuten?“

„Ich weiß es selbst nicht. Wollen wir noch ein wenig warten...“

„Nun, und was ist mit Walerian?“

Ich teilte ihm mit, was ich über den verhafteten Kollegen erfahren hatte.

Auch an diesem Abend kam Lomow zur Revision. Ich und Steinhart standen die ganze Zeit mit der Mütze auf dem Kopfe da, aber er hatte wahrscheinlich die „Unbotmäßigkeit“ nicht bemerkt, und alles ging glücklich vorüber. Luczesarow gab noch weitere zwei Tage kein Lebenszeichen von sich, und das begann uns zu beunruhigen. In den Gesprächen mit Steinhart bemühte ich mich, als Erfahrener, seine Entrüstung zu beschwichtigen und überhaupt die ganze Geschichte in ein komisches Licht zu rücken. Steinhart ärgerte sich darüber.

„Was sehen Sie darin Komisches, ich verstehe es nicht!“ sagte er erregt, „und schließlich, thuen Sie denn nicht dasselbe wie wir?“

„Natürlich thue ich es; aber trotzdem hindert es mich nicht, im Innern auch über mich selbst zu lachen. Bedenken Sie doch selbst: die Zwangsarbeit ertragen wir, die Soldatenordnung und weiß der Teufel noch was alles noch ertragen wir ebenfalls, und plötzlich empören wir uns wegen einer lumpigen Mütze.“

„Iwan Nikolajewitsch, ein Tropfen kann den Becher der Geduld zum Ueberfließen bringen.“

„Ja, aber die Fähigkeit, logisch zu denken, kann

er doch nicht nehmen. Das Abnehmen der Mütze ist doch eigentlich ebenso eine Formalität wie alles andere. Als Kamerad werde ich natürlich stets handeln; es wäre auch möglich, daß, wenn ich hier allein sein würde, ohne Sie, ich dann auch so handeln würde wie jetzt mit Ihnen zusammen. Aber andererseits muß ich Ihnen offen sagen, daß ich, wenn die Kollegen beschließen würden, auf die ganze Frage zu spucken, nichts dagegen haben würde."

Steinhart protestierte eifrig gegen diese Anschauung.

„Ich fasse die Sache nicht so auf... Meiner Ansicht nach erniedrigt selbst die körperliche Strafe nicht in so hohem Maße das Menschengefühl wie dieses! Was kann denn der Mensch mit gebundenen Händen gegen die grobe physische Kraft thun? Erniedrigt sie ihn denn überhaupt? Aber diese verhältnismäßig kleine und Ihrer Ansicht nach lächerliche Frage mit der Mütze — o, das ist ganz was anderes! Hier erniedrige ich mich nicht passiv, sondern aktiv; aus Furcht vor meiner Hand thue ich selbst das, was mir im höchsten Grade zuwider ist..."

„Folglich, Dimitry Petrowitsch... Verzeihen Sie meine Frage, aber können Sie sich daran erinnern, welchen Entschluß Sie am ersten Abend ihres Hierseins gefaßt haben: ‚Ich werde alles dulden, was nur die Grundlagen meiner Menschenwürde nicht antastet?' Das war eine Bitte, mit der... Und Sie glauben, daß jetzt eine dieser Grundlagen berührt worden ist?"

Steinhart wurde rot und blaß.

„Ich besinne mich natürlich", sagte er und ließ den Kopf betrübt hängen, „aber man faßt verschiedene Entschlüsse im Augenblick der Verzweiflung und bei guter Gemütsverfassung. Zweitens, wie soll man denn genau bestimmen, wo solch eine Grundlage anfängt und wo sie aufhört? Mit der Logik läßt sich hier gar nichts bestimmen, das gehört ins Gebiet des moralischen Gefühls..."

Aber auch in mir schwieg die „Logik" schon lange unter dem Wirrwar der verschiedensten Gedanken und Gefühle. Und vor allen Dingen fürchtete ich ebenso wie Steinhart, daß die Frage mit den Mützen, die an und für sich für mich keine Bedeutung hatte, nur ein erster Schritt auf dem Wege der systematischen Verunglimpfung unserer Menschenwürde sein würde. Daß jetzt vom Sechsäugigen ein ganzer systematischer Plan geschmiedet war, daran zweifelte ich nicht im geringsten. Lomow funktionierte dabei nur als gehorsames und bequemes Werkzeug. Der brave Kapitän besaß in sich so etwas, das ihn trotz all der Grausamkeit seiner Natur und eines geheimen Verlangens, dennoch hinderte, sich selbst an die Sache zu machen, der stumpfsinnige und grobe Gehilfe aber paßte für diese undankbare Rolle so vorzüglich wie keiner... Und der Gedanke, daß wir uns in der Macht zweier solcher Menschen befinden, die von keinem kontrolliert werden, und daß über unserem Kopf gleich einem drohenden Schwert die „Instruktion" hängt, die so wenig Abstufung in ihren Strafen kennt, — dieser Gedanke ließ meine Seele erstarren.

Baſchurow ſaß ſchon den dritten Tag im Karzer. In großer Niedergeſchlagenheit gingen wir abends zur Reviſion hinaus. Die Pforte öffnete ſich, und in fröhlicher Schar traten die Aufſeher ein. Die Sträflinge freuten ſich ebenfalls.

„Heute kommt keiner von den beiden Teufeln!“

Vor der Rückkehr in die Zelle begegnete ich noch einmal Steinhart.

„Was ſoll man jetzt thun? Wahrſcheinlich will er mit uns überhaupt keine Geſpräche mehr führen?“

Steinharts Geſicht wurde rauh.

„Von morgen an wollen wir nicht mehr zur Reviſion hinausgehen, und damit iſt die Sache erledigt! Mag man uns nur mit Gewalt hinausführen!“

Kaum war aber eine halbe Stunde nach der Reviſion verfloſſen, als in meiner Zelle wieder der Schlüſſel klirrte, und der Aufſeher mich zum Gefängnischef führte. Der brave Kapitän erwartete mich im kleinen Dejourzimmer, das am Ende eines Gefängniskorridors ſich befand. Im Zimmer duftete es, wie gewöhnlich, ſehr ſtark nach Eau de Cologne, und ſein Geſicht und der ganze Körper zeigte Zufriedenheit und Geſundheit.

„Worum handelt es ſich?“ begann er haſtig, ſobald er mich ſah. „Ich war in dieſen Tagen furchtbar beſchäftigt und konnte auf keinen Fall... Sie können ein wenig hinausgehen“, ſagte er dem Aufſeher.

Der letztere verſchwand ſofort.

„Worum handelt es ſich“, wiederholte der brave

Kapitän, als ob er in der That den Grund meines Kommens nicht begreifen könnte.

„Sie wissen selbst recht gut, worum", antwortete ich und konnte meine Aufregung kaum verbergen. „Heute ist es bereits der vierte Tag, daß Sie unseren Kollegen ins Karzer geworfen haben."

„Ich? Baschurow? Sie irren... Er ist von meinem Gehilfen ins Karzer gesperrt."

„Ist denn der Gehilfe der Chef des Gefängnisses?"

„Der Chef bin ich, natürlich, aber... der Gehilfe hat ebenfalls seine Pflichten und Rechte. Ich darf sie nicht einschränken. Mir wurde über den Vorfall Mitteilung gemacht, und ich muß mit der Thatsache rechnen."

„Mit einem Worte, Sie wollen also nichts davon wissen? Hm, vielleicht hetzt auch jemand anders die Arrestanten gegen uns auf?"

„Die Arrestanten aufhetzen? Was für ein Blödsinn. Im Gegenteil, sie klagen Sie stets vor mir an . . ."

Der brave Kapitän geriet in Verwirrung und wurde rot wie ein Krebs.

„Was wollen Sie denn nun eigentlich von mir? Die Instruktionen, die ich ausführen muß, sprechen deutlich genug."

„Die Instruktionen, die Sie selbst verfaßt haben, und nach denen Sie so viele Jahre gestrebt haben? Wir verlangen so wenig und so offenbar nichts Gesetzwidriges."

„Nämlich?"

„Daß Ihr Untergebener sich gegen uns wenigstens wie Sie selbst benehmen soll. Dieses ihm beizubringen hängt vollständig von Ihnen ab. Gestehen Sie es selbst: Sie verwalten schon vier Jahre das Gefängnis und hatten bis jetzt mit uns keine Geschichten. Weshalb denn? Natürlich deshalb, weil Sie nach Möglichkeit die Härte der toten Buchstaben des Gesetzes erweichten..."

Ich merkte deutlich, daß meine Worte die empfindlichste Stelle des Kapitäns berührten: sein rundes Gesicht wurde freundlich, und er erhob stolz sein Haupt.

„Ja, ja, — das ist mein Verdienst, ich bin thatsächlich ein toleranter Mensch... Allerdings, es kommen Momente vor, wo man die Geduld mit diesen Halunken verliert (er streckte die Hand in der Richtung nach den Zellen aus), aber mit denjenigen, die es verdienen... mit gebildeten Menschen... weiß ich nicht nur Chef, sondern auch Mensch zu sein!"

„Also wozu denn jetzt, nach dreijährigem Frieden und Ruhe, plötzlich Geschichten, Kollisionen?"

„Erzählen Sie mir, wie ging es mit dieser Verhaftung zu?"

Ich erzählte es ihm, wobei ich natürlich mehr auf die Psychologie eines gebildeten Menschen hinarbeitete und besonders den Umstand betonte, daß er, Luczesarow, stets mit dieser Psychologie rechnete. Der brave Kapitän nickte die ganze Zeit mit dem Kopfe, als ob er mit mir einverstanden wäre.

„Nun, ich hoffe, daß solche Geschichten nicht mehr vorkommen werden", sagte er endlich, und plötzlich

fügte er nach einigem Nachdenken hinzu: „Ich bin überzeugt, daß Sie sich vernünftiger benehmen werden als Baschurow. Was soll man machen, das Gesetz verlangt Erfüllung!“

Ich muß gestehen, daß diese Folgerung mir ganz unerwartet kam: ich glaubte schon, daß meine kunstvolle Diplomatie gesiegt hätte, und daß der Sechsäugige bereit sei, nachzugeben, — und plötzlich waren wir wieder, wie man sagt, beim Ofen!...

„Sie irren, Sie irren sich sehr!“ rief ich erregt aus. „Mein Benehmen wird genau dasselbe sein, wie das meiner Kollegen. Ich werde ebenso im Karzer faulen, wenn Sie sich nicht beeilen werden, Ihrem Gehilfen zu befehlen, daß er die Instruktionen nicht so genau zu erfüllen hat! Mag kommen, was da will!“

Lutzesarow wurde wieder düster.

„Ich werde mir die Sache überlegen“, sagte er und machte eine Bewegung mit der Hand zum Zeichen, daß die Audienz zu Ende war. „Ich werde jedenfalls mit dem Gehilfen sprechen... Ich werde mich bemühen, ihn zu überzeugen, da ich zu befehlen nicht das Recht habe.“

„Wann wird denn Baschurow losgelassen werden?“

„Seine Frist ist morgen Abend vorüber... Uebrigens kann man auch heute... Ja, ja, ich werde sofort anordnen, daß man ihn losläßt!“

„In diesem Falle, erlauben Sie mir, daß ich ihn hier erwarte.“

Der Aufseher flog, wie ein Pfeil, zum Karzer.

Luczesarow hüllte sich tiefer in seinen Mantel und lief triumphierend im Korridor auf und ab. Nach einigen Minuten hörte man auf der Treppe Schritte, eine dreiste Hand öffnete breit die Thür, und ich erblickte Walerian, der wie gewöhnlich sorglos und lebensfreudig war. Als er schon vor mir stand, begann er laut zu lachen und umarmte mich fest.

„Aha, Sie sind hier? Sie haben mich befreit? Ich hatte mich schon schlafen gelegt... Ich habe mich gut erholt! Nun, was — Sie haben mit dem Sechsäugigen gekämpft? Wo ist denn aber Dimitry?"

Erst jetzt bemerkte er im entgegengesetzten Winkel des Korridors die imposante Figur des Sechsäugigen... Dieser war verwirrt geworden, öffnete leise die Thür und huschte schnell hindurch. Baschurow begann wieder laut zu lachen...

Der Sieg der weiblichen Diplomatie.

Die Geschichten waren dennoch nicht zu Ende. Die einzige Folge meines Gespräches mit Luczesarow war die, daß Lomow einige Tage darauf zu den Abendkontrollen nicht mehr kam; dafür aber hielt er die Festung in den übrigen Stunden gerade wie im Belagerungszustande, als ob er sich dafür schadlos halten wollte, daß er zu den Kontrollen nicht anwesend war. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend hörte man auf dem Hofe und im Korridor ununterbrochen das Pfeifensignal der Aufseher, die

den Sträflingen anzeigten, daß die Obrigkeit kommt: Lomow kam fortwährend, seine Besitztümer zu revidieren... Es schien, als ob es ihm großes Vergnügen bereite, die Scenen der Furcht und des Schreckens, die er mit seiner abscheulichen Figur hervorrief, zu beobachten. Sobald er durch die Pforte des Gefängnisses eintrat, mußte jeder, der das Unglück hatte, in diesem Augenblick in sein Sehfeld zu geraten, wie ein Stein plötzlich stehen bleiben, die Mütze abnehmen und durfte sich nicht von der Stelle bewegen, bis der düstere Leutnant verschwunden war. Nie bekamen die lebendigen Statuen die Erlaubnis, die Mütze aufzusetzen (was für ein Wetter es auch sein mochte). Einigemal am Tage passierte Lomow die Korridore des Gefängnisses, schaute in die Zellen hinein, in Küche, Werkstube, Lazarett, und überall mußten die Sträflinge aufspringen, gerade stehen bleiben, und laut rufen: „Wünschen Gesundheit, Euer Hochwohlgeboren". Natürlich mußten wir drei, sobald das Pfeifen der Aufseher zu hören war, uns an einem Ort verstecken, wo Lomow gewöhnlich nicht hinschaute; denn die Begegnung mit ihm konnte uns kein besonderes Vergnügen bereiten. Dennoch war auch diese Notwendigkeit, stets auf der Hut zu sein, zu laufen und sich zu verstecken, nicht besonders angenehm... In kurzer Zeit waren unsere Nerven ruinirt und jede Minute freie Zeit war vergiftet. Steinhart sagte schon mehr als einmal, daß er lieber im Karzer sitzen wollte, als die Rolle des vor dem Jäger fliehenden Hasen zu spielen... Uebrigens führte das Schicksal selbst diesen Abschluß her-

bei: Eines Sonntagmorgens kehrte Steinhart mit seinem Theekessel aus der Küche in seine Zelle zurück. Plötzlich ertönte am Hofe der grelle Pfiff des Aufsehers; die Pforte öffnete sich, und der Aufseher schrie wie gewöhnlich: „Ruhe, Mützen abnehmen!“ Alle, die in diesem Augenblick auf dem Hofe waren, blieben stehen und nahmen die Mützen ab. Bloß Steinhart ging seinen Weg weiter mit der Mütze auf dem Kopfe. Er war bereits auf der hinteren Treppe, als hinter ihm ein wildes Geschrei ertönte:

„Stehen bleiben, stehen bleiben! Unbotmäßigkeit!“

Er blieb stehen und wartete, bis Lomow herankam.

„Dein Name?!“

Steinhart nannte seinen Namen.

„Mütze abnehmen!“...

„Aber Sie werden Ihre auch abnehmen?“

„Ins Karzer! Ins Karzer!“

Lomow schrie in Tönen höchster Erregung. Steinhart begab sich ruhig ins Karzer, und der Gehilfe kehrte in die Kanzlei zurück, um dem Chef Bericht zu erstatten.

Diese Verhaftung rief großes Aufsehen unter den Aufsehern und überhaupt außerhalb des Gefängnisses hervor. Noch niemand wußte von der Ungnade, in die Steinhart gefallen war und daß der Sechsäugige beschlossen hatte, seine medizinische Praxis vollständig einzuschränken; alle behandelten ihn auch ferner mit großer Achtung und Liebe. Lomow hingegen machte sich überall unbeliebt und sogar ver-

haßt. Man erzählte ſich, daß jemand ſich ſogar erlaubt hatte, ihm anläßlich dieſer Verhaftung zu ſagen:

„Was haben Sie gethan, Herr Gehilfe? Sie haben unſeren ‚Herrn Doktor' arretiert."

Lomow riß nur verwundert die Augen auf. Und als jemand anders ihm noch bemerkte, daß in der Umgegend von Schelai die Influenza herrſche und daß Steinhart ſogar ſelbſt dem Chef jeden Augenblick nötig ſein könnte, der ſchon krank geworden ſei, ſo gab er auch darauf eine wirklich merkwürdige Antwort:

„Nun alſo? Wenn man ihn nötig haben wird, dann kann man ihn ja holen."

„Aus dem Karzer?"

„Weshalb denn nicht?"

„Und dann wieder ins Karzer?"

„Wenn ſeine Zeit nicht zu Ende iſt, allerdings."

Dieſe Antwort lief von Mund zu Mund, und die ganze Schelaiſche „Geſellſchaft" war offen über Lomow empört.

Was mich und Baſchurow anbetrifft, ſo hat die Verhaftung unſeres Kollegen auf uns einen furchtbaren Eindruck gemacht. In großer Aufregung gingen wir den ganzen Tag im Gefängnishofe umher und ſchauten jeden Augenblick mit Ungeduld auf die Pforte hin. Wir wollten unbedingt ins Karzer gelangen. Aber unſere Erwartungen gingen nicht in Erfüllung: Lomow zeigte ſich den ganzen Tag nicht, ſo daß die Abendkontrolle nur von den Aufſehern vorgenommen wurde. Früh am Morgen des nächſten Tages, noch

bevor ich in die Bergwerke zur Arbeit ging, meldete ich nochmals dem Dienstthuenden, daß ich wegen einer sehr wichtigen Angelegenheit mit dem Chef des Gefängnisses sprechen möchte... Dieser Tag zog sich in den Bergwerken furchtbar langsam hin. Als wir ins Gefängnis zurückkehrten, erfuhren wir vom Staroſt des Artells noch eine unangenehme Neuigkeit: der Verhaftete weigerte sich, jegliche Nahrung zu sich zu nehmen, er schickte Brot und Wasser zurück und ließ dem Sechsäugigen sagen, daß er eher bereit wäre, zu sterben, als sich dem Lomow zu fügen. Die Sache nahm eine ernste Wendung an. Mit Hilfe Tschiroks, Lunjkows und anderer Freunde von dem Arrestanten gelang es mir und Walerian, auf das Fensterbrett des Karzers zu steigen, um mit Steinhart zu sprechen: durch die festen Fensterläden klangen die Töne seiner Stimme wie aus der Ferne, dumpf und eigenartig... Vor allem fragten wir ihn nach dem Grund, weshalb er keine Nahrung zu sich nähme.

„Verzeiht, daß ich es begonnen habe, ehe ich mich mit euch darüber beraten habe", begann Steinhart, „aber es kam so von selbst. Gestern gab man mir überhaupt kein Essen ... Und heute, als der Aufseher mir durch das Fensterchen Brot reichte, wollte ich schon nehmen, da hörte ich plötzlich im Korridor bekannte Schritte und erblickte eine bekannte Figur..."

„Lomow? Ist es möglich, daß er selbst Ihnen Brot gebracht haben sollte?"

„Jawohl, er selbst ... Da erfaßte mich eine furchtbare Wut, ich schleuderte das Brot weg und rief ... was ich gerufen habe, kann ich selbst nicht mehr

ſagen. Uebrigens bedauere ich es auch jetzt nicht: vielleicht iſt es auch ein beſſeres Mittel, Lucjeſarow und Lomow zu veranlaſſen, in Zukunft vorſichtiger zu ſein."

Was Lomow betrifft, ſo war Steinharts Hoffnung natürlich vergebens. Nachdem er ſeine Erklärung vernommen hatte, begab er ſich in die Küche und verkündete den Köchen und Aelteſten, daß er ſie totprügeln wird, wenn er erführe, daß ſie dem Verhafteten Brot oder Fleiſch insgeheim geben würden.

„Waſſer unterſteht Euch ebenfalls nicht ihm zu geben! Wir wollen mal ſehen, wie er ſeine Prahlerei zu Ende führt!"

Und mit dieſen Worten entfernte ſich Lomow. Er würde thatſächlich genügend Kühnheit gehabt haben, ſelbſt vor den allertraurigſten Folgen nicht zurückzuſchrecken, aber der Sechsäugige betrachtete, wie es ſchien, die Sache anders: Gleich nach dem Verbot des Gehilfen bekamen die Aufſeher von ihm die Weiſung, ins Karzer einen ganzen Laib friſches Brot und einen Eimer Waſſer hinzubringen. Am anderen Tage ſtellt ſich aber heraus, daß Steinhart dies alles unberührt gelaſſen hatte.

Es vergingen eine Reihe ſorgenvoller Tage, einer trauriger als der andere. Der Sechsäugige hatte keine Eile, mich zu ſich zu rufen. Ich und Walerian machten eine Unzahl von Plänen, aber bei näherer Betrachtung erwieſen ſie ſich alle als unausführbar. So hätte es z. B. keinen Sinn gehabt, wenn wir gleichfalls die Nahrung verweigert hätten: weder Lomow, noch der Sechsäugige würden daran gezweifelt haben, daß wir

insgeheim, da wir doch mit den Sträflingen zusammen sind, Nahrung nehmen und blos zum Scheine hungern würden. Es blieb uns folglich nur eins übrig: unbedingt ins Karzer zu gelangen; aber wie sollten wir das fertig bringen? Lomow zeigte sich absichtlich nur dann im Gefängnisse, wenn wir in den Bergwerken waren. Zu den Kontrollen kam er nicht. Der feurige Baschurow schlug übrigens ein einfaches und radikales Mittel vor:

„Wir wollen die Fensterscheiben einhauen!" sagte er in einem sehr ernsten Ton, „dann wird man uns bestimmt ins Karzer einsperren."

Aber die Fensterscheiben „einzuhauen" willigte ich nicht ein . . . Endlich hatten wir uns dazu entschlossen, nicht zur Arbeit zu gehen, wenn nicht ein unvorhergesehener Umstand uns davon zurückgehalten hätte. Der Aelteste, Godunow, rief mich einmal mit einem geheimnisvollen Gesicht zur Seite und übergab mir ein Zettelchen (wie er dasselbe bekommen hatte, habe ich nie erfahren können). Als ich es öffnete, erkannte ich sofort eine bekannte weibliche Handschrift.

„Seien Sie unbesorgt, verlieren Sie nicht den Mut. Die Hauptsache aber — thun Sie nichts wider die Gesetze, knüpfen Sie an die Mützenfrage nicht noch andere Forderungen. Gott bewahre Sie, wenn Sie nicht zur Arbeit gehen! Ich flehe Sie darum an, sonst ist alles verloren. Seien Sie sicher, daß Ihre Freunde Sie behüten und ihr Möglichstes thun. Vorläufig kann ich nur eines sagen — es sind Hoffnungen vorhanden, wir haben gute Nachrichten. Harren Sie noch ein wenig aus. Der Freund."

So unbestimmt der Trost des „Freundes" auch war, wie naiv es auch war, anzunehmen, daß eine schwache Frau, die keine Macht besitzt, für unsere schlimme Lage etwas Wichtiges thun könnte, wir wurden trotzdem bedeutend ruhiger: ist doch bekannt, daß ein Ertrinkender auch nach einem Strohhalm greift... Wir beeilten uns, diese freudige Nachricht Steinhart mitzuteilen. Aber, wie es schien, hörte er sie ziemlich gleichgiltig an, und dadurch kühlte er auch unsere Freude ab. Uebrigens kam er jetzt überhaupt nur ungern ans Fenster des Karzers, und wollte ebenso ungern unsere unzähligen Fragen beantworten. Möglich, daß er nach viertägigem Hungern schon eine bedeutende Schwäche empfand, trotzdem er uns versicherte, daß er keine besonderen Leiden empfände.

„Essen wollte ich eigentlich nur am zweiten Tag. Dann kamen wirklich unangenehme Augenblicke. Aber dann verschwand der Appetit vollständig. Bloß die Füße thun mir weh, ich weiß nicht weshalb, und ich kann daher nicht einschlafen . . ."

„Nun, und der Durst?"

„Die ersten drei Tage hatte ich keinen Durst. Sie wissen doch, daß ich überhaupt wenig trinke . . . Aber heute kam der Durst und zeitweise sogar sehr quälend . . . Welche Träume ich in dieser Nacht hatte, welch herrliche Oase ich in der Wüste sah! Jetzt begreife ich das Gefühl der Karawanen, die in Arabien reisen . . . Nun, geht aber fort, meine Herren, ich will ein wenig schlafen . . ."

Und wir gingen weg, wie mit einem Steine auf dem Herzen.

Ich fühlte, wie ein moraliſcher Starrkrampf allmählich mein Herz erfaßte. Die Aufſeher, die Sträflinge, die ganze Umgebung, das Leben ſchien in einen leeren, dunkeln, bodenloſen Raum verſunken zu ſein und an ihre Stelle trat jetzt die Welt der Geiſter und krankhaften Träume, in beſtändige ſchwarze Trauerfarbe eingehüllt. Vollſtändig mechaniſch erfüllte ich alles, was die Wirklichkeit von mir verlangte: ich aß, legte mich ſchlafen, arbeitete, beantwortete Fragen, die mir geſtellt wurden. Iſt es denn ſo lange her, daß ich noch fähig war, in jedem ſchweren Augenblick des Lebens helle und ſogar amüſante Seiten herauszufinden? Iſt es lange her, daß ich mich noch zu den ſtoiſchen Philoſophen zählte und meinen Kollegen empfahl, ſich durch philoſophiſches Nachdenken zu tröſten? Dieſer ganze Selbſtbetrug zerſtob in einem Augenblick.

Mit jedem Tage drang immer mehr und mehr der Peſſimismus in meine Seele. Mir ſchien es durchaus klar und unabwendbar, daß die Mützenfrage eine ganze Reihe Erſchwerungen nach ſich ziehen wird, die für uns entweder mit voller Schande oder mit unſerem Verderben enden würden; einen anderen Ausweg gab es nicht. Umkommen! ... Ich, der vor dem Antlitze des Verderbens ſtand zu einer Zeit, wo das Leben noch für die Zukunft ſo viel Licht und Freude verſpricht, und der damals weder zitterte noch erbleichte vor dem verhängnisvollen Ende, jetzt, wo die ſchönſten Lockungen des Lebens unwiderruflich verſchwunden waren, wo die Gegenwart ſo dunkel und trübe war, die Zukunft voll von ſo kalter Un-

bestimmtheit, jetzt . . . ach, wozu denn das verbergen? jetzt ängstigte mich der Gedanke des Todes in der Zwangsarbeit, und der Durst nach Leben, der Durst nach Freiheit quälte mich mit unüberwindlichem Schmerz und Kummer!

Und ein Zug der allerdüstersten Traumbilder zog vor meinen Augen in langsamer Beerdigungsprocession einher; in der Nacht besuchten meine zerrüttete Seele noch schwärzere Träume. Ich sah, wie meine nächsten teuersten Menschen, indem sie sich vor etwas ebenso Schrecklichem und Unnennbarem zu retten suchten, sich selbst töteten und unbeweglich mit geschlossenen Augen und einem schrecklichen Todesröcheln dalagen. Gleich dem alten Cato, öffnete ich selbst meine Adern und rings um mich saßen mit gesenkten Häuptern meine Freunde . . . Tiefe Schächte, dunkele Schluchten, düstere Todesstrafen — das waren die Themen meiner nächtlichen Phantasien, und mehr als einmal erwachte ich voller Schrecken, wie in Schweiß gebadet und am ganzen Leibe zitternd, und dann fühlte ich auf meinen Augen heiße bittere Thränen . . . eine augenblickliche Freude ergoß sich wie eine Wärme durch alle Glieder und wurde sofort vom Gefühle des tiefen Kummers und der Enttäuschung verdrängt; ich erinnerte mich des ganzen Greuels der Wirklichkeit, ich erinnerte mich daran, daß die Wirklichkeit durchaus nicht leichter ist, als das nächtliche Alpdrücken . . .

Am sechsten Tage, gleich nach der Morgenkontrolle, liefen wir zum Karzer hin. Steinhart erwiderte lange Zeit nichts. Baschurow begann mit

voller Kraft am Fenſter zu trommeln: „Dimitry! Dimitry!“

„Was?“ erwiderte endlich eine ſchwache Stimme.

„Wie du uns erſchreckt haſt! Wir glaubten ſchon ... Nun, wie fühlſt du dich?“

„Ziemlich gut. Die verfluchten Hallucinationen laſſen mich nicht ruhn ... Da iſt es ... hier, hier!“

„Wer? Was ſiehſt du denn dort?“

„Das Waſſer, der Teufel ſoll ſie ...“

„Meine Herren, gehen Sie vom Fenſter herunter! Es iſt uns ſtrengſtens verboten!“ ſagte der herbeigekommene Aufſeher mit einer kläglichen, faſt weinenden Stimme.

Aber wir unterhielten uns noch einige Minuten weiter, ohne den Aufſeher zu beachten. Vor Kälte zitternd, ſtand er mit den Schlüſſeln in der Hand und wußte nicht, was er anfangen ſollte.

Endlich ſprangen wir vom Fenſterbrette hinunter. Walerjan war bleich und in ſeinen Augen zitterten Thränen. Er drückte feſt meine Hand.

„Iwan Nikolajewitſch, worauf warten wir denn wie die Götzenbilder? So kann man es ja länger nicht laſſen: er kann ſterben! ...“

Mich erfaßte ein Schrecken und Entrüſtung über mich ſelbſt. Wie! mein Kollege kommt vor meinen Augen um, er ſtirbt einen furchtbaren, langſamen Tod für eine Sache, die uns alle gleich nah berührt, — und ich thue nichts, um ihn zu retten, und falls es nicht möglich iſt, ihn zu retten, wenigſtens mit ihm das Leid zu teilen? Ich gebe mich nur unnütz wachend und im Schlafe krankhaften Träumen, dem düſteren

Alpdrücken hin und thue nichts, gar nichts ... Es iſt ſchon ſoviel koſtbare Zeit verloren worden, es iſt bereits der ſechste Tag, daß ein geſunder Menſch weder ißt noch trinkt, während bekanntlich eine Woche abſoluten Durſtes genügt, um den menſchlichen Organismus zu zerſtören. Ja, das iſt auch ein Traum, das iſt auch ein wildes Alpdrücken, daß ich lebe und alles dies ruhig betrachte und ruhig das verhängnisvolle Ende abwarte! Dieſe Gedanken zogen wie ein Blitz durch mein Gehirn; ich zitterte am ganzen Leibe und es ſchien, als ob ich den Zauber plötzlich von mir geworfen hätte... „Arbeiten! retten, ſolange es noch nicht zu ſpät iſt! Selbſt umkommen, aber die Pflicht der Ehre und der Kameradſchaft erfüllen!“

Erſchüttert und aufgeregt liefen wir zur Pforte des Gefängniſſes mit einem feſten Entſchluſſe in der Seele, obgleich ohne jeglichen beſtimmten Plan im Kopfe.

„Kommen Sie bitte zum Chef!“ rief der Dienſtthuende, indem er vor uns die Pforte öffnete.

„Aha, gerade gut! Beide?“

„Nein, bitte nur Sie allein.“

Die Einladung bezog ſich auf mich. In der ganzen letzten Zeit benahmen ſich die Aufſeher gegen uns mit einer merkwürdigen, ganz beſonderen Höflichkeit und Liebenswürdigkeit. Ein Koſak mit der Flinte führte mich ſofort ins Kontor. Kaum hatte ich die Schwelle des mir gut bekannten Zimmers betreten, wo am Schreibtiſche Luczeſarow ſelbſt ſaß (die Schriftführer befanden ſich im anderen Zimmer), als der brave Kapitän ſofort aufſprang. Heute ſchien er mir

noch bleicher, als gewöhnlich, er war innerlich wahrscheinlich erregt und seine Augen warfen feurige Blicke.

„Was wollt Ihr eigentlich haben, meine Herren!“ schrie er fast auf und warf mit einer heftigen Handbewegung ein Papier auf den Schreibtisch, „Sie begehen selbst eine ganze Reihe . . . Unvorsichtigkeiten, planen verschiedene . . . Proteste! Hungers-Aufstand! Was erwarten Sie denn? Sie schaden sich selbst dadurch umsomehr, als jetzt doch wohl niemand mehr an das Hungern glaubt!“

„Was heißt das ‚jetzt‘?“

„Nun, nach diesem, nun . . . wie heißt er doch? ach ja . . . Doktor Tanner, so glaube ich . . . Vierzig Tage hat der Mensch gehungert — und blieb dennoch leben!“

„Es scheint mir eigenartig, solch kühne Folgerungen auf Grund von Zeitungsanekdoten zu ziehen. Sodann, wenn es darauf schon ankommt, so hat ja Tanner, so viel ich mich erinnere, in der ganzen Zeit seines Hungerns Wasser benutzt.“

„Jawohl? Nun, und Steinhart . . . ist es ernst? Ich habe doch angeordnet, daß man ihm jeden Tag Wasser geben soll.“

„Ist es denn möglich, daß man Ihnen mitteilt, daß er das Wasser trinkt? Es ist eine Lüge. Er berührt es nicht einmal!“

„Sagen Sie doch, um Gottes Willen, was soll ich thun? Was kann ich denn thun?“

„Vor allem, sofort Steinhart herauslassen und dann . . .“

„Herauslassen! Aber wissen Sie auch“, Lucze-

sarow trat ganz nah an mich heran und sagte fast flüsternd: „wissen Sie auch, daß man über mich schon ohnedies eine Denunziation abgesandt hat?“

„Wer? Was für eine Denunziation?“

„Nun, das kann ich Ihnen nicht wohl sagen von wem, trotzdem ich auch weiß, natürlich, von wem ... Ich hatte Baschurow nach drei Tagen aus dem Karzer herausgelassen, während fünf festgesetzt waren ...“

„Von Ihnen selbst!“

„Ich habe Ihnen in der letzten Zeit bedeutende Erleichterungen gewährt, die Sie natürlich bemerkt haben müssen ...“

„Was sind denn das für Erleichterungen?“

„Mein Gehilfe geht nicht mehr zu den Abendrevisionen, trotzdem das direkt seine Pflicht ist.“

„Daß dieses nicht der Fall ist, beweist das dreijährige Beispiel seines Vorgängers, der beständig im Kontor saß und sich nie im Gefängnis sehen ließ. Und alles war schön und ruhig.“

„Ach, Sie berühren meine kranke Seite!“ Luczesarow ging an den Tisch und warf wütend ein Papier hin. „Mein früherer Gehilfe war so einer, daß man ihn nicht ins Gefängnis lassen durfte, ohne das Renommee der Obrigkeit zu schädigen, aber er verstand wenigstens seine Sache im Kontor. Der Jetzige ... Mich verfolgt eine Ironie des Schicksals! Man darf ihn wirklich an kein ernstes Dokument heranlassen, alles verpfuscht er sofort! Den einfachsten Bericht von zehn Zeilen kann er nicht einmal fertigschreiben, ohne dabei zwanzig grobe grammatische Fehler zu

machen. Sie ſehen, daß jetzt die ganze Arbeit auf mir allein ruht. Ich bin faſt zu Tode gequält, ich werde mich zu Bett legen müſſen . . . Ich bin nicht gewöhnt, meinen Rücken am Schreibtiſch zu bücken!"

Die Wut erfaßte wieder den braven Kapitän, ſeine runden Wangen zuckten nervös, und mir ſchien es, als ob er noch bleicher und magerer ſei als früher.

„Was können wir denn dafür, daß man Ihnen einen ſchlechten Gehilfen zugewieſen hat?" ſagte ich, indem ich den paſſenden Moment benutzte. „Ich glaube, es giebt nur einen Ausweg aus dieſer Lage: ſo ſchnell als möglich den Leutnant Lomow zu entfernen... Das wird für Sie perſönlich und für das ganze Gefängnis in jeder Beziehung nützlich ſein."

„Ja, wenn es von mir und Ihnen abhängen würde . . ."

Luczeſarow wurde düſter und begann mit den Fingern einen Marſch auf dem Tiſche zu trommeln.

„Jedenfalls", beſchloß er, „muß man aushalten. Laßt uns unſer Kreuz tragen und beſſere Zeiten erwarten."

„Leider", erwiderte ich mit bitterem Lächeln, „ſind unſere Kreuze nicht von gleicher Schwere, und deshalb können wir nicht warten. Irgend ein Ausweg muß jetzt gefunden werden, und zwar ſofort. Sonſt ſtirbt Steinhart heute im Karzer und ich morgen . . ."

„Nun, das würde ich nicht wünſchen."

„Aber dennoch wird das unausbleiblich ſein!"

Es entſtand wiederum zwiſchen uns ein neuer Streit. Von direkten Thatſachen gingen wir zu verſchiedenen Theorien und Prinzipien über, von den

Theorien wieder zu wirklichen Thatsachen. Lucjesarow appellierte an meine Vernunft und die mir eigene Mäßigung, die er mit Lob überhäufte; ich, im Gegenteil, appellierte an seine Humanität. Dann deutete Lucjesarow auf die verschiedenen strengen Repressalien und Bestrafungen hin, die wir uns selbst zuziehen würden, und die ihn in Bangen und Angst versetzen, wenn er, der Kapitän, nur daran denke ... Ich erwiderte darauf, daß ich wohl an die Zukunft dächte, aber dennoch glaube, daß nur er dafür verantwortlich sein wird, als Chef des Gefängnisses, und zum Schlusse des Gesprächs — mögen mir die Götter des Olymps verzeihen, wenn ich die Perle unnütz verstreute... erinnerte ich den braven Kapitän an das Urteil der Nachwelt.

Der Sechsäugige schien von meiner Redekunst verwirrt zu sein. Der Gedanke, daß er als in seiner Art historische Person auftreten könnte, packte ihn mächtig — er wurde rot und blies sich auf wie ein Truthahn.

„Ich werde mir die Sache überlegen ... Steinhart werde ich noch heute herauslassen ... Wir wollen sehn!"

„Nein, er muß sofort, in diesem Augenblicke, herausgelassen werden, sonst wird es zu spät sein. Er phantasiert bereits ... Wir gehen nicht zur Arbeit bis Sie ihn herausgelassen ..."

„Ich werde ihn sofort herauslassen, wenn Sie zur Arbeit gehen; das ist meine Bedingung.

„Sie geben Ihr Wort?"

„Ja. Aber Sie müssen zur Arbeit gehn."

Je mehr ich mich dem Gefängnisse näherte, desto düsterer wurde ich und desto mehr verblaßte meine Freude. Und als die bekannte Pforte sich wiederum öffnete und ich das dunkele Gebäude und den ebenso dunkeln Hof erblickte, den dunkeln Hof, der schon so viele Jahre Zeuge der verschiedensten Beleidigungen und Erniedrigungen gewesen war, den Hof, auf dem hier und dort hagere dunkle Gestalten umherliefen, vor Kälte zitternd, da wurde mir wieder so ängstlich und bange für die Zukunft! Was haben denn diese unfruchtbaren Unterhaltungen zu bedeuten, wenn vor einem noch eine ganze Reihe langer und furchtbarer Jahre steht? Wird die Kraft ausreichen, diese zu ertragen? Ist es einem bestimmt, überhaupt wieder die schöne weite Welt zu sehen, wo die Menschen stolz und bewußt ihren Kopf auf den Schultern tragen, leben, ohne Erniedrigung und Angst zu kennen? . . . Kaum war ich und Walerian aus den Bergwerken ins Gefängnis zurückgekehrt, als der Aufseher, der die Sträflinge vom Convoi in Empfang nahm, uns meldete:

„Herr Steinhart ist bereits herausgelassen!"

„Ja? Wo ist er?"

„Im Lazarett; man sagt, er sei sehr schwach . . ."

Wir liefen sofort ins Lazarett und fanden dort thatsächlich Steinhart, bleich und mager. Er lächelte uns freudig entgegen und drückte unsere Hand.

„Es giebt eine angenehme Neuigkeit", sagte er.

„Was denn?"

„Mir teilte ein Aufseher, als Geheimnis, mit,

daß Lucjeſarow dem Lomow verboten hat, das Gefängnis zu beſuchen."

Wir jubelten laut. Ich erzählte die Details meines Geſpräches, das ich am Morgen mit Lucjeſarow hatte.

„Unſer Freund ſcheint auch nicht zu ſchlafen?"

„Gewiß! Man ſollte ihr eigentlich einen Zettel hinſchicken."

Und wir wendeten uns wieder den alltäglichen Intereſſen und Beſorgniſſen zu. Ungeachtet der Nachricht, daß Lomow für immer die Pforte des Gefängniſſes verſchloſſen bleiben ſollte (darüber ſprachen bereits die Sträflinge), ſo waren wir doch nicht davon überzeugt und erwarteten die Abendkontrolle mit der gewöhnlichen Aufregung. Die Glocke ertönte und der Dienſtthuende, der an der Pforte ſtand, rief dem inneren Aufſeher zu: „Kontrollieren Sie! Es wird heute niemand kommen!" Gleich darauf öffnete ſich die Pforte und eine Maſſe Aufſeher kamen mit Geräuſch und lautem Gelächter hinein. Sie freuten ſich auch offenbar ihrer Freiheit.

„Zum Gebet!" ſchrie einer von den Hereingekommenen, und die Sträflinge begannen, ohne das Kommando des Dienſtthuenden abzuwarten, ſchnell und ohne beſondere Aufmerkſamkeit auf die Richtigkeit der Töne zu ſingen.

Plötzlich fuhren alle zuſammen und reckten ſich gerade aus; die Sänger blieben einen Augenblick ſtumm und begannen richtig zu ſingen; an der Pforte erſchien unerwartet die düſtere Figur des Lomow ... Ich und Walerian ſchauten uns an: „Was ſoll das

bedeuten?" Langsamen Schrittes, ohne Mütze, ging er in das Dejourzimmer hinein.

Wir alle erblickten ihn sofort am Fenster, das auf den Gefängnishof ging, er drückte gierig das Gesicht ans Fenster und schien sich ganz in Sehkraft verwandelt zu haben ...

Da er nicht direkt das Gebot des Sechsäugigen — ins Gefängnis nicht hineinzugehen — übertreten durfte, wollte er wenigstens von der Ferne das ihm angenehme Schauspiel der Arrestantensubordination ansehen... Seit dieser Zeit waren wir jeden Tag Augenzeugen dieses lächerlichen Schauspiels: jedesmal ging Lomow während der Kontrolle in das Dejourzimmer hinter der Gefängnispforte und stellte sich ans Fenster, wie der aus dem Paradies vertriebene Böse. Tagsüber kam er auch nicht mehr ins Gefängnis; er verlegte seine Thätigkeit vollständig auf das freie Artell, wo er stets Unbotmäßigkeit und Disziplinarvergehen ausfindig machte. Dort ließ der Sechsäugige seinem strebsamen Gehilfen volle Freiheit zur Thätigkeit, und der düstere Leutnant zeigte seine Macht in ihrem vollen Umfang, wobei er ununterbrochen sich der Rute bediente. Das Gerücht von der Körperstrafe gelangte jetzt vom freien Kommando zu uns und wirkte nicht weniger schlimm auf die Nerven, als in der vergangenen Zeit, wo ich noch allein in Schelai war und Luczesarow einst von einer Art Wahnsinn befallen wurde. Besonders charakteristisch war es für Lomow, daß er stets selbst bei der Körperbestrafung zugegen war und selbst die Zahl der Schläge zählte.

„Ruhe!" ertönte das Kommando des Aufsehers,

wenn er ſich dem Orte der Exekution, im Hinterhofe ſeiner Wohnung, näherte, „Mützen abnehmen!“

Und der verurteilte Arreſtant nahm ergebenſt ſeine Mütze ab und erwartete ſchweigend die weiteren Befehle.

„Kleider ab!“ kommandierte Lomow, und der Unglückliche, am ganzen Leibe zitternd, kleidete ſich aus. Zwei kräftige Koſaken machten ſich an die Henkersarbeit, wobei Lomow fortwährend rief:

„Ordentlich! ... Tüchtig! ... Keinen Schwindel!“

Die „Arbeit“ war gethan, und er kehrte nach Hauſe mit dem Bewußtſein der ehrlich erfüllten Pflicht zurück. Man erzählte unter anderem, daß er ſehr bedauert haben ſoll, daß in Schelai kein eigener Henker vorhanden ſei und daß man die vom Gerichte zu Hieben verurteilten Sträflinge nach Algatſchi ſchicken müßte. Dieſer letztere Umſtand freute natürlich die Sträflinge ſehr, da ſo ein eifriger Geſetzeserfüller gewiß mehr als einen Verurteilten ins Grab getrieben hätte: es iſt doch bekannt, daß auch ein „tüchtiger“ Schlag genügt, um einen Menſchen zu töten ...

Im Innern des Gefängniſſes herrſchte von jetzt ab jedenfalls eine freudige Ruhe. Wir begannen ſogar ſchon leichtſinnig zu glauben, daß die unlängſt überſtandene düſtere Periode für immer in das Gebiet der Mythen gehöre, und daß ſie nie wiederkehren würde ... Deſto unangenehmer war das plötzliche Erwachen aus unſern Träumen bei offenen Augen. Eines Morgens waren ich und Baſchurow ſchon bereit, in die Bergwerke zur Arbeit zu gehen (Steinhart

lag noch immer im Lazarett, da er sich von seiner starken Nervenzerrüttung nur langsam erholte); plötzlich lief der Dienstthuende in großer Erregung durch den Korridor und schrie laut:

„Bergarbeiter, schnell in eine Kolonne! Der Gehilfe kommt jeden Augenblick . . .“

Die Arrestanten stellten sich eiligst auf dem Hofe in Gruppen auf. Auch wir beide gingen auf unseren Platz. Das Schloß krachte und die Pforte öffnete sich drohend — mit schweren polternden Schritten trat Lomow an uns heran.

„Ruhe! Mützen abnehmen!“ kommandierte der Aufseher. Alle Köpfe entblößten sich sofort. Auch ich und Baschurow hoben etwas die Mützen auf, um sie nach einem Augenblicke wieder aufzusetzen. Das hatte Lomow nur nötig.

„Unbotmäßigkeit!“ hörte man sofort seine Stimme.

„Wer ist das? Wer steht da mit der Mütze?“

Er stand vor Baschurow.

„Ich habe Sie doch begrüßt“, erklärte Walerian, „haben Sie denn nicht gesehen?“

Er nahm nochmals die Mütze ab und setzte sie sofort wieder auf. Das war so eine unerhörte Unbotmäßigkeit, daß Lomow für einige Sekunden die Zunge und all seine Gedanken verloren zu haben schien. Endlich kam er wieder zu sich.

„Wir sind keine Kollegen . . . Hier giebt es keine Bekanntschaft, sondern nur Subordination . . . Aufseher, ins Karzer mit dem da! . . .“

„Arretieren Sie mich doch auch, ich stehe eben-

falls mit der Mütze", mit dieſen Worten trat ich hervor, da ich glaubte, daß Lomow ſich mit einem begnügen würde.

„Nun, nehmen Sie dieſen auch mit!" ſchrie Lomow, wie von einer Biene geſtochen, auf und begab ſich zur Pforte.

Wie er dieſen Morgen ins Gefängnis kam, ob er vom Sechsäugigen die Erlaubnis bekommen hatte, oder ob er ſich ſelbſt dazu entſchloſſen hatte, das erfuhren wir nie; wie dem auch ſei, Lomow erreichte ſein Ziel und war jedenfalls mit ſich ſelbſt zufrieden. Ich kann auch nicht umhin zu ſagen, daß auch ich eine moraliſche Befriedigung empfand. Gleichſam als ob ein Berg von meiner Schulter herabgewälzt wäre, als die Thür des Karzers ſich hinter meinem Rücken ſchloß und ich mich zum erſten Male im kleinen, niedrigen, dunkeln Zimmerchen befand, das vom ſchwachen Lichte, das aus dem Korridor durch das kleine Thürfenſterchen drang, beleuchtet wurde. Das Fenſter, das auf den Gefängnishof hinausführte, war ſtets mit einem Laden verſchloſſen.

Kaum hatte ich meine Gedanken und Gefühle geſammelt, da hörte ich vom anderen Ende des Korridors das fröhliche Lachen Walerians.

„Iwan Nikolajewitſch! wie geht es Ihnen? Was gedenken Sie heute zum Frühſtück zu verlangen — Beafſteaks oder Roſtbeaf?"

„Aber Scherz bei Seite, wie denken Sie ſich der Nahrung gegenüber zu verhalten?"

„Offen geſagt, liebe ich es nicht beſonders, mit leerem Magen da zu ſitzen . . ."

„Das ist wahr; aber wissen Sie, nachdem Steinhart . . ."

„Ich denke auch dasselbe. Wollen wir es mal versuchen? die Töpfe werden auch nicht von den Göttern gemacht!"

So unterhielten wir uns ziemlich lange. Endlich hörten wir unter dem Fenster Steinharts Stimme. Er kam aus dem Lazarett, um uns nach den Ereignissen des Morgens zu fragen. Nach ihm klopfte jemand anders am Laden:

„Mikolaitsch, Freund!"

Ich erkannte Tschiroks Stimme.

„Willst du vielleicht Fleisch? Ogurzow und Lunikow sind auf der Wache, ich werde dir schnell welches reichen."

Es gelang mir mit Mühe meinen Freund zu überreden, diese Absicht zu lassen.

„Planst du vielleicht dasselbe, was Steinhart?"

„Was denn?"

„Nichts zu essen . . . Sonderling, du wirst doch sterben! Was hat das für einen Zweck? wer hat's nötig?"

Aber ohne eine Antwort abzuwarten, sprang der gute Kerl eiligst vom Fensterbrett hinunter und ich hörte, wie er mit seiner schweren Figur davonlief; wahrscheinlich hatte er ein Zeichen über nahe Gefahr erhalten . . .

Ermüdend zogen sich die Stunden nacheinander hin. Da ertönte die Glocke zum Mittag. Mit lautem Gespräch passierten die von der Arbeit zurückkehrenden Arrestanten den Hof und eilten in die Zellen,

um Mittag zu eſſen und ſich zu erholen. Ich vernahm deutlich die Stimmen einiger von ihnen; ſie ſprachen nur von nebenſächlichen Dingen. Die Mehrheit hatte offenbar kein ſtarkes Intereſſe für unſere Sache, die ihnen wenig verſtändlich war und daher wenig Teilnahme fand.

„Stjopa! verkauf mir dein Fleiſch, ich habe heute furchtbaren Hunger, weiß nicht woher.“

„Und er ſagte zu mir: ‚Du‘, ſagte er...“

„Du bekommſt eins in die Rippen, wenn ich noch einmal ſo ein Wort höre!“

Mit ſolchen Reden gingen die Arreſtanten gruppenweiſe vor meinem Fenſter vorbei, und endlich wurde alles ruhig. Es begann der Mittag und dann die Erholung. Der Artellälteſte in Begleitung des Aufſehers brachte auch uns Brot und Waſſer.

„Seien Sie nicht böſe, Iwan Nikolajewitſch, heute bekommen Sie kein heißes Eſſen; aber morgen bekommen Sie es ganz beſtimmt“, ſagte Godunow freundlich, indem er ſein rotes Geſicht durch das Fenſterchen ſteckte.

Ich antwortete, daß ich ſo wie ſo nicht eſſen werde.

„Das thun Sie vergebens, wirklich vergebens!“ bemerkten einſtimmig der Aelteſte und der Aufſeher. Das Fenſterchen wurde geſchloſſen und die Schritte entfernten ſich.

Wir ließen bald darauf unſere Unterhaltung, da man laut ſchreien mußte und das war uns ſchon zu viel. Ich verſuchte es, mich auf das kurze harte Brett zu legen, das an der Wand befeſtigt war,

aber es war zu unbequem zum Liegen und der Schlaf kam nicht. Der Kopf brannte und ſchmerzte infolge der ſtarken Nervenerregung. Die Gedanken, einer ſinnloſer als der andere, verwirrten ſich im Kopfe. Ich ſtand wieder auf, verſuchte im Karzer hin und her zu gehen, aber auch das Gehen machte mir kein Vergnügen, da man nur zwei freie Schritte machen konnte.

Die Glocke zur Arbeit ertönte wieder und wiederum gingen die Arbeitergruppen mit Geräuſch an meinem Fenſter vorüber. Nach einer Stunde hörte ich, wie die Bergarbeiter zurückkehrten. Und es wurde wieder alles ſtill, wie im Grabe, bloß das Blut pochte laut in den Schläfen: „Tuk-tuk-tuk! Tuk-tuk-tuk!“ Einige Male im Laufe des Tages kam Steinhart ans Fenſter, obgleich ſein Kommen weder ihm noch uns Vergnügen bereitete. Irgend etwas einander mitzuteilen gab es nicht. Unterdeſſen begann ich einen quälenden Hunger zu empfinden: leider war ich am Morgen vor der Arretierung zur Arbeit gegangen, ohne das Brot und den Thee berührt zu haben. Uebrigens war ich nicht beſonders durſtig. Dafür aber beklagte ſich Baſchurow über ſtarken Durſt, den die Nähe des ſtark geheizten Ofens noch vergrößerte. Steinhart verſuchte uns zu überreden, wir ſollten ihm nicht nachahmen und wenigſtens Waſſer trinken, aber wir blieben feſt bei unſerem Vorſatz. Endlich ertönte die Glocke zur Abendkontrolle. In demſelben Moment ſprang jemand auf das Fenſterbrett hinauf.

„Meine Herren!“

„Sind Sie es, Dimitry Petrowitſch?“

„Ich hörte soeben eine Neuigkeit: es sei beschlossen worden, uns in verschiedene Bergwerke zu versetzen. Dieses Gerücht stammt übrigens von den Arrestanten, vielleicht lügen sie auch. Für Morgen ist mir ein Brief versprochen, wahrscheinlich vom Freund, da werden wir alles erfahren."

Steinhart ging eiligst weg, und ich hörte das Kommando zum Gebet: der Revision wohnten, folglich, wiederum nur die Aufseher bei.

Die Nacht verging ohne Schlaf, bei schwerer Ermüdung und traurigen Gedanken. Das Brett, welches das Bett vertrat, war so kurz, daß ich die schon ohnedies schmerzenden Füße nicht ausstrecken konnte, auch hatte ich nichts unter den Kopf zu legen. Im Gegensatz zu Baschurow, den der eiserne Ofen furchtbar wärmte, hatte ich es sehr kalt. Das Karzer stellte eine wahre Mausefalle dar, in der man weder gehen noch liegen konnte. Der Hunger hörte zwar auf mich zu quälen, dafür aber schmerzte der Kopf noch unerträglicher, als früher, gerade als ob all' seine Nähte mit einem Male platzen wollten . . .

„Wie dumm, wie beleidigend-dumm das alles ist! welch gemeine Lage!" rief ich fortwährend, und in kraftloser Aufregung bemühte ich mich, zwei Schritte im Karzer zu machen. Im Käfig meines Kollegen war es still. „Der Glückliche", dachte ich neidisch, „er kann schlafen und an nichts denken!..." Erst am Morgen konnte ich, ganz zusammengedreht, halb liegend, halb sitzend, mich vergessen in einem schweren Schlafe; mir schien es aber, als ob der Schlaf nur einen Augenblick gedauert hätte; ich erwachte am ganzen

Leibe zitternd und die Zähne klapperten vor Kälte, während in meinen Ohren noch ein metallener Klang sauste.

„Aha! das ist wahrscheinlich die Glocke zur Kontrolle.“ Aus dem Korridor drang noch kein Lichtstrahl herein: auf dem Hofe war es offenbar noch dunkel. Aber plötzlich hörte ich ein Geräusch von Stimmen, Fußgepolter, Klirren der Ketten und Schlüssel. Am anderen Ende des Korridors gähnte laut Baschurow. Ich empfand wieder Hunger.

„Wie haben Sie geschlafen, Iwan Nikolajewitsch? Stellen Sie sich mal vor, wovon ich die ganze Nacht geträumt habe: von einem herrlichen Abendbrot! Wild, kalter Kalbsbraten, Wein, aber hauptsächlich — Wasser ... Ach, was das für ein Wasser war! Frisches, durchsichtiges, wohlduftendes ... Ich schwöre Ihnen, ich habe noch nie so was getrunken. Was haben Sie im Traume gesehen?“

„Ungefähr dasselbe.“

„Ha—ha—ha! Was ist denn eigentlich mit Dimitry, daß er sich so lange nicht zeigt? Schläft er noch? Würde man uns wenigstens schneller in die Bergwerke versetzen! Sonst kann man hier allein vor Langeweile umkommen.“

Wir mußten thatsächlich lange auf Steinhart warten. Es war schon vollständig hell, die Arrestanten waren bereits zur Arbeit weggegangen, da hörten wir endlich seine fieberhaft-schnellen Schritte. Er war noch nicht auf das Fensterbrett hinaufgesprungen, da schrie er schon aus voller Brust:

„Hurra! Meine Herren! Freut Euch, wir haben gesiegt!“

„Was ist geschehen? Worum handelt es sich?“

„Lomow geht ab . . . Sicher! Ihr werdet sofort freigelassen . . .“

„Phantasierst du auch nicht?“

„Ich bin absichtlich nicht früher gekommen, ich wollte richtige Nachrichten erwarten. Der Freund teilt mit, daß eine Depesche angekommen sei, Lomow soll in 24 Stunden Schelai verlassen und sich auf einen neuen Posten begeben. Er bekommt da irgend ein Amt bei der Polizei . . .“

„Das ist wirklich großartig! Das ist wirklich ein Sieg!“

„Also jetzt weiß ich, was es bedeutete: „Die Freunde thun ihr Möglichstes . . .“

„Aber Anna Arkadjewna ist doch wirklich brav! Weißt du was, Steinhart? So wie du sie das erste Mal siehst, küsse sie von mir . . . Einverstanden?“

„Ist dies aber auch alles Wahrheit, Dimitry Petrowitsch?“

„Ah! Sie können auch hier Ihren alten Skeptizismus nicht lassen, Iwan Nikolajewitsch? Beruhigen Sie sich. Ich vernahm bereits von den Aufsehern, daß Lomow heute abreist. Er hat schon früh am Morgen beim Tischler eine Kiste für seine Sachen bestellt . . .“

„Vielleicht will er sterben vor Kummer — vielleicht hat er einen Sarg bestellt?“ scherzte Walerian.

„Ich weiß nicht. Ich glaube kaum, übrigens . . .

Er gehört nicht zu den Menſchen, die den Mut verlieren."

Unſer Geſpräch ſtockte, als das Korridorſchloß klirrte.

Steinhart hatte recht, der dienſtthuende Aufſeher kam, uns zu befreien; er lächelte freundlich übers ganze Geſicht. Steinhart wurde bald darauf durch die Pforte des Gefängniſſes geführt. Er kehrte erſt nach anderthalb Stunden zurück.

„Hat dich Luczeſarow gerufen?" riefen wir ihm inmitten des Hofes zu.

„Ihr habt's nicht erraten: ich bin auf Praxis gegangen."

„Wie? Du biſt wieder in Gnaden aufgenommen?"

„Vollſtändig, ſogar ohne Reſt! Und wißt Ihr, bei wem ich war? Beim Freund!"

„Iſt das möglich? Erzählen Sie alles der Reihe nach!"

Anna Arkadjewna hatte ſchon vorgeſtern eine Depeſche mit allegoriſchem Inhalte erhalten, aus der ſie erfuhr, daß ihre Sache gewonnen und die Gefängniskarrière des Lomow zu Ende ſei. Uebrigens erklärt ſie dieſes glückliche Reſultat nicht nur durch ihre Thätigkeit allein; hier wirkten ziemlich komplizierte Machinationen mit... Luczeſarow ſelbſt überſchüttete in der letzten Zeit die Obrigkeit mit Denunziationen über Lomow; er nannte ſie Contredenunziationen, da er den Verdacht hatte, daß Lomow ihn denunziert habe ... Ich für meinen Theil denke, daß auch hier die Sache nicht ohne die allerliebſte Anna Arkadjewna zuſtande gekommen wäre."

„Wieso?“

„Ich glaube, daß sie es verstanden hatte, dem braven Kapitän einen solchen Verdacht gegen Lomow einzuflößen, während er thatsächlich vielleicht unschuldiger ist als ein Säugling. Uebrigens versteife ich mich keineswegs auf diese Annahme. Jedenfalls spielte uns der Sechsäugige, ohne es selbst zu merken, direkt in die Hand, während Anna Arkadjewna ein ungemein diplomatisches Talent offenbart hat.“

„Meine Herren, wir müssen ihr eine Dankadresse überreichen.“

„Nun, fahren Sie fort, Dimitry Petrowitsch!“

„Die offizielle Depesche über den Austritt Lomows aus dem Dienste kam erst gestern um zwölf Uhr nachts, und Luczesarow lief sofort mit ihr vor allen Dingen zu Anna Arkadjewna. In den letzten Tagen haben sie sich überhaupt wieder sehr stark befreundet ... Er leuchtete, gerade als ob er den größten Sieg seines Lebens davongetragen hätte und als ob Lomow gar nicht das Werk seiner Hände wäre! Trotzdem schlug er, als Anna Arkadjewna ihn bat, er möge Sie sofort aus dem Karzer entlassen, ihr diese Bitte ab: ‚Lassen Sie sie doch die Nacht noch sitzen, später wird die Freude um so größer sein.‘ Sie hielt es natürlich für angebracht, nicht darauf zu bestehen. Dafür wurde ihr aber am Schlusse des Gesprächs übel, sie begann zu ächzen und sich über plötzliches Herzklopfen zu beklagen. Der alte Mann wurde aufgeregt, Luczesarow noch mehr, und er schlug sofort vor, mich zu rufen ... Aber auch hier zeigte Anna Arkadjewna ein geniales Taktgefühl. Es lag ihr nämlich gar nichts

daran, mich in Gegenwart des braven Kapitäns zu ſehen, und ſie erklärte, daß es nicht ſo notwendig ſei, mich in der Nacht zu beunruhigen, daß es ihr auch ſchon beſſer geworden ſei, wenn es aber am Morgen wieder ſchlechter werden ſollte, dann ... Nun, am Morgen ging es ihr natürlich ſchlechter, und da ließ ſie mich rufen."

„Was ſagte Lomow zu ſeinem plötzlichen Austritt? Wiſſen Sie das nicht?"

„Warum nicht! Anna Arkadjewnas Gemahl begegnete ihm und hielt es für angemeſſen, ihm ſein Beileid auszudrücken."

„Nun, und was ſagte er?"

„Es iſt der Wille der Obrigkeit, unſere Pflicht iſt es, nicht zu ſprechen und ſich zu fügen."

„Das iſt aber ein Holzklotz!"

„Nein, Walerjan, er iſt meiner Meinung nach ein braver Kerl. Er bleibt ſich bis zuletzt getreu. Aber ich habe euch noch nicht alles erzählt, meine Herren. Stellen Sie ſich vor: ich wollte ſchon weggehen, da ſtürzt plötzlich Luczeſarow ſelbſt herein! Luſtig und guter Dinge ... Angekleidet war er auch elegant, und das ganze Zimmer duftete nach Eau de Cologne ... Er wendete ſich direkt an mich: ‚Guten Morgen! Wie finden Sie unſere Patientin? Nicht wahr, ſie ſieht heute brav aus? Nun und wie ſteht es mit Ihrer Geſundheit? Hoffentlich werden Sie doch jetzt nicht mehr krank ſein?' Dieſe letzte Phraſe ſprach er mit einem beſonderen Lächeln und ſein Blick leuchtete. Ich erwiderte natürlich auch mit dem Ausdruck der Hoffnung, daß es jetzt von Neuem beſſer

gehen würde, und wir trennten uns mit freundlichen Verbeugungen ... Dennoch bemerkte ich, daß sein Gesicht sich in Falten zog, als Anna Arkadjewna meine Hand erfaßte, sie einigemal fest drückte und eine ganze Reihe von Wünschen für mich und meine Kollegen aussprach. Zudem reichte mir der soeben zurückgekehrte Gemahl Anna Arkadjewnas, ohne lange zu überlegen, seine große Hand. Der Sechsäugige war einfach paff. Und jetzt, meine Herren", schloß Steinhart, „kommen Sie mal in mein Zimmerchen, und wir wollen die glückliche Errettung der drei biblischen Jünglinge aus dem feurigen Ofen feiern (dich, Walerian, glaube ich, hat man doch thatsächlich gestern gebraten?). Ich habe Milch, laßt uns Thee kochen!"

Dieser Vorschlag wurde einstimmig angenommen, und fröhlich lachend und in lebhafter Unterhaltung begaben wir uns in das Lazarett.

Das Leben kommt wieder in das normale Geleise.

Schon lange nicht hatte in Schelai ein so mildes Regime geherrscht, wie nach Lomows Abgang. Die Abendkontrollen wurden meistenteils nur in Gegenwart der Aufseher vorgenommen; die Karzer standen leer; der Sechsäugige selbst besuchte überhaupt nicht mehr das Gefängnis — wie es schien, war es ihm nach dem mißlungenen Versuch, eine Musterordnung

zu ſchaffen, zuwider geworden. Die berühmten gedruckten Vorſchriften hingen jetzt an den Wänden der Kammern in vollſtändiger Vergeſſenheit; zuerſt zeigten ſich ſchmutzige Flecken, nachher fing das Papier von ſelbſt an zu platzen und durchzureißen, und zuletzt blieben von den großen hübſchen Blättern nur elende, unanſehnliche abgeriſſene Stücke übrig. Uebrigens muß man auch ſagen, daß alle dieſe angenehmen Wirkungen des neuen Windes, der da wehte, hauptſächlich von mir und den zwei Kollegen empfunden wurden; die Sträflingsmaſſe merkte wenig davon, ſie klagte wie früher über das unerträgliche Schelaier Leben und träumte von anderen Erzgruben. Was Schelai immer von den letzteren unterſchied, war das Verbot privater Verbeſſerung der Speiſen, wodurch die Sträflinge einen unverſöhnlichen Haß empfanden. Dieſes Verbot blieb noch weiter in Kraft. Die reichſten Sträflinge waren gezwungen, ſich mit dem zu begnügen, was im gemeinſchaftlichen Keſſel gekocht wurde; ſeparat konnte man nur Thee, Zucker, Tabak und zwar auch nur ein ein für allemal beſtimmtes Höchſtmaß bekommen. Im Gefängnis verdientes oder von zu Hauſe kommendes Geld wurde niemals ausgehändigt und alles dies machte im Gefängniſſe das Daſein von Maidanen und das Gedeihen der Kartenſpiele unmöglich. Die ruſſiſchen Sträflinge ſind ihrer Natur nach überhaupt große Individualiſten, und ſogar diejenigen, für die das Recht der freien Benutzung des Geldes ſcheinbar nutzlos war, Arme und verſchiedene Pechvögel, ſchlechte Handwerker und noch ſchlechtere Spieler, auch die äußerten ſich nicht anders als mit

größter Aufregung über das Regime des Sechsäugigen.

„Woher würden Sie in einem anderen Gefängnisse Geld bekommen?“ fragten wir manche von diesen Pechvögeln, „im Kartenspiel verspielen Sie immer, verdienen können Sie auch nichts...“

„Ah, meine Herren, meine Herren“, gab man gewöhnlich zur Antwort, „ich muß doch noch sechs Jahre im Gefängnisse sitzen. Würde denn nicht während dieser Zeit bei mir eine übrige Kopeke sich einfinden?“

„Nun, und was würden Sie mit dieser Kopeke anfangen?“

„Was ich damit anfangen würde? ... Ich würde mir zum Beispiel zwei bis drei Pfund Fleisch kaufen und selbst, in meinem eigenen Kessel, mir Kohlsuppe kochen! Da würde ich wissen, daß ich mein Eigenes esse.“

So urteilte die Kobylka.

Für uns drei war das Leben im Vergleich zu früher besser geworden.

Steinhart hatte wieder eine große Praxis außerhalb des Gefängnisses und brachte manchmal Zeitungsneuigkeiten mit, welche immer in unserem kleinen Kreise eine Sensation hervorriefen ... Eins nur gelang uns nicht zu erreichen trotz der Milde des gegenwärtigen Regimes: das war die Rückgabe der uns seinerzeit weggenommenen Bücher. Als wir an den Sechsäugigen in dieser Sache eine Anfrage richteten, antwortete er thatsächlich nicht in Form einer kategorischen Absage; im Gegenteil, er gab uns die Weise

nicht in die Hände, versprach uns aber dafür einen ganzen Kranich auf dem Dache.

„Ich habe schon längst eine Anfrage betreffs des Lesens von weltlichen Büchern abgeschickt und eine Antwort muß täglich eintreffen. Ich denke, daß die Antwort günstig lauten wird ... Ich will Ihnen noch mehr verraten: es steht Ihnen eine angenehme Ueberraschung bevor! Im Gefängnisse wird wahrscheinlich eine offizielle Bibliothek eingerichtet (selbstredend auf Kosten der Sträflinge) und einer von Ihnen wird sie unter meiner Aufsicht verwalten."

„Aber bis die Ueberraschung kommt", sagten wir, „könnten Sie doch vorläufig aus eigener Machtvollkommenheit die Benutzung derjenigen Bücher, die schon vorhanden sind, erlauben. Früher konnten Sie es doch?"

„Konnte es deshalb, weil ich keine Formalanfrage gemacht hatte. Jetzt bin ich gezwungen, dem Buchstaben des Gesetzes zu folgen."

So sprach der brave Stabskapitän zu uns, und zur selben Zeit antwortete er auf die Fragen anderer Sträflinge, die auch manchmal ein „Büchlein" verlangten, ganz im entgegengesetzten Sinne:

„Ich werde euch schon Büchlein zeigen! Dummheiten, nichts als Dummheiten. Die einzige geistige Nahrung eines Sträflings soll das Evangelium und die Bibel sein. Das ist meine Ueberzeugung."

Mit einem Worte, Lucjesarow änderte sich nicht und blieb während dieser friedlichen Zeit derselbe herrliche Lucjesarow.

Von Büchern träumten wir deshalb nicht viel.

Eine Zeit lang aber wurde das Gefängnis fast allgemein von einer wahren Wut ergriffen: man lernte lesen und schreiben. Als populärster Lehrer von uns dreien erwies sich Steinhart, der thatsächlich auch Lehrertalent besaß und ein noch größeres Geschick, mit Schülern umzugehen. Er verstand merkwürdigerweise alle diejenigen Scyllen und Charybden zu umgehen, an denen so oft meine Anstrengungen zerschellten, so zum Beispiel das Ehrgefühl oder den Neid eines Schülers gegen den anderen. Ein einziges Wort genügte, um den Zwist im Keime zu ersticken, und wenn ein Sträfling dem anderen sagte (in irgend welchem „gelehrten" Streite), Dimitry Petrowitsch hat so und so gesagt, so zählte dies oft mehr als ein anderer Beweisgrund oder ein Schwur.

In den Beziehungen Steinharts zu den Sträflingen war nie ein Hauch davon zu bemerken, daß er sich den Sitten und Ideen der Sträflinge anzupassen wünschte; im allgemeinen zeichnete er sich durch seine Schweigsamkeit aus und antwortete lieber auf Fragen, als daß er selbst welche stellte; milde und tolerant gegen menschliche Fehler, spielte er nie die Rolle eines Moralisten und Predigers: dennoch wußten alle, daß es eine Grenze gab, wo seine Toleranz zu Ende war und Dimitry Petrowitsch auffahren und einem recht viel unangenehme Dinge sagen konnte. Ich wunderte mich immer darüber, daß niemand durch Steinharts scharfe Ausfälle sich beleidigt fühlte; im Gegenteil, es schien, als ob die Hochachtung der Kobylka gegen ihn wuchs.

Derselbe Struisky, den er einst wegen seines

cyniſchen Weſens ſo grob behandelt hatte, legte entſchiedene Ehrfurcht gegen Steinhart an den Tag, und während der ſechstägigen Hungersnot flehte er mich mit Thränen im Auge an, etwas zu ſeiner Rettung zu unternehmen.

Mich intereſſierte auch die Frage: ob Steinharts jüdiſche Abkunft den Sträflingen verborgen blieb und ob dies eine Wirkung auf ihre Beziehungen zu ihm ausübte? Mir ſcheint, das Gefängnis wußte, daß er ein Hebräer war — man wußte es von den Aufſehern und von Steinhart ſelbſt; und trotzdem war es ſogar während der bekannten Zuſammenſtöße mit der Kobylka von der ganzen Sträflingsmenge nur der verrückte Schebreek, der die Medizin und die Aerzte verwünſchte und bei ſeiner Philippika noch einiges unſinnige Zeug von Juden ſchwätzte, aber er fand keinen Anklang damit. Mir ſcheint überhaupt, daß für einen Mann aus dem Volke das Wort Hebräer oder Jude ſich entſchieden nicht mit der Vorſtellung von einem gebildeten Menſchen, der beſſer als er ſelbſt ruſſiſch ſpricht, verträgt. Deshalb gingen die Mitteilungen über Steinharts Abkunft zu einem Ohr hinein und zum anderen wieder heraus, und ich beſinne mich ſelbſt auf Fragen wie:

„Iwan Nikolajewitſch, der Vater des Herrn Steinhart war allem Anſchein nach ein großer Gutsbeſitzer!“

Die anderen hielten ihn für den Sohn eines Generals, Senators u. ſ. w.

Merkwürdig, daß unter Steinharts Schülern eine Zeit lang ein Hebräer war, auf den wir noch zu

ſprechen kommen werden, ein Menſch, der im Gefängniſſe einen ſehr ſchlechten Ruf hatte; die Kobylka ſchimpfte ihn oft „Jud“. Wir drei nahmen den unglücklichen Jüngling oft in Schutz und dann ſprachen die Sträflinge zu Steinhart:

„Lohnt es ſich denn, Dimitry Petrowitſch, ein ſolches Geſindel zu verteidigen! Mit einem Worte — ein Jude.“

„Ich bin ſelbſt ein Hebräer“, erwiderte Steinhart, „iſt das denn eine Sünde?“

Dann kratzten ſich die Sträflinge konfus im Nacken und wußten nicht, was ſie antworten ſollten.

„Ah, Dimitri Petrowitſch, wie können Sie ſich mit dem vergleichen! Ein Gefängnishalunke wie der und Sie?“

Ich meine, es wäre überhaupt eine undankbare Aufgabe, ſelbſt in der Hefe des niederen Volkes irgend welche antiſemitiſchen Tendenzen in dem Sinne, wie ſie unſere philiſterhaften Antiſemiten Drumont und Rochefort haben, aufzuſuchen. Ihr Antiſemitismus iſt eine kulturelle Erſcheinung, welche durch die bekannte Art der Erziehung und Broſchürenpropaganda hervorgerufen wird. Die ruſſiſche Zwangsarbeit iſt abſolut kein Freund jeglicher religiöſen und weit mehr jeglicher Raſſenunduldſamkeit. Das iſt ein Volk, von dem man wirklich ſagen kann, daß für ſie kein Hellene, kein Hebräer exiſtiert und das nur zwei Arten von Menſchen kennt: Bedrücker und Bedrückte . . . Allerdings kann man auf Schritt und Tritt aus dem Munde der Sträflinge Schimpfworte wie „Zigeunerfratze“, „verfluchter Finne“, „polniſche“ oder „kleinruſſiſche

Schnauze" und dergleichen hören, aber alles dies ist nur die Folge der gewöhnlichen starken Vorliebe des Russen für jede Art von Kraftausdrücken und ernsthaft darf man solche Worte nicht nehmen.

Wie wenig, Gott sei Dank, in unserem niederen Volke bierpatriotische Gefühle entwickelt sind, zeigt zum Beispiel auch die kuriose Thatsache, daß in vielen öden Gegenden Rußlands das Wort „Russe" selbst vollständig unbekannt ist oder zum mindestens sehr unklar empfunden wird und daß nicht selten ein zwanzigjähriger Bursche auf die Frage, was für eine Sprache er spricht, naiv antwortet: „Die rote Zunge" . . . Viele von den Sträflingen sagten:

„Im oberen Schachte arbeiteten wir heute fünf Russen."

Es stellte sich heraus, daß unter den „Russen" ein Pole, ein Zigeuner, ein Mordwin, ein Kleinrusse und nur ein Großrusse war, wobei der Sträfling Baschurow, Steinhart und mich nicht einrechnete, und das wollte er eigentlich mit seiner Bemerkung ausdrücken. Augenscheinlich bedeutete das Wort „Russe" für diese Leute hauptsächlich die Angehörigkeit zum gemeinen, nichtgebildeten Volke — und nichts weiter.

Ich kehre jedoch zu meinen Erinnerungen an die milde Periode, die nach Lomows Abgang eintrat, zurück. Besonders lebhaft erinnere ich mich an einen Feiertag. Alle Kammern sind sperrangelweit offen, der diensthabende Aufseher verschwindet, kein Mensch weiß wohin. Niemand schläft, da die Mittagszeit naht. Man schaut in eine Kammer hinein — dort ist es ganz leer und nur zwei bis drei Personen in

einem Winkel auf den Pritschen halb liegend, trinken ihren eigenen Thee und sprechen leise zusammen. Man geht in die zweite, dritte Kammer hinein — alles leer, als ob alles ausgestorben sei. Dafür ertönt aus der nächsten Kammer lebhaftes Gemurmel und Lärm. Dort ist eine ganze Schar beisammen, man kann kaum durchkommen. Was ist das für ein Schauspiel, welches fast das ganze Gefängnis hierher gelockt hat?

Zwei Kammern, meine und Steinharts, veranstalten heute untereinander eine „Prüfung", wessen Schüler größere Fortschritte in den Wissenschaften gemacht haben! Es wetteifern selbstredend nur die Schüler miteinander, aber auch ihre analphabetischen Kollegen nehmen lebhaften Anteil an dem Disput. Ein und dasselbe Gedicht („Die Schwalben" von Maikow) diktiere ich Steinharts Schülern und er den meinen. Der große Kammertisch ist in die Mitte des Zimmers gerückt und alles, was der Prüfung hinderlich sein könnte, davon entfernt: Tassen, Löffel, Brot. Die Gesichter der Schreibenden sind ernst und ehrbar; die einen sind scheinbar aufgeregt, die anderen haben ein finsteres Aussehen, aber alle bewahren ein strenges Stillschweigen und flüstern geheimnisvoll mit den Lippen, indem sie die diktierten Worte, sie leise vor sich hersagend, wiederholen. Die Zuschauer dagegen sind geräuschvoll um den Tisch beschäftigt, schreien, rütteln sich, gestikulieren und zanken sich sogar mit den Gegnern; indem sie auf jede Weise ihre Partei ermutigen wollen, stören sie sie nur mit ihrem Schreien und mit ihren unpassenden Belehrungen.

„Kerls, verhaut euch nicht, blamiert euch nicht!“ schreit einer, „sonst werde ich euch schröpfen.“

„Du, Egorka, mache bessere Buchstaben, sonst kommt wieder ein Streit hervor: du sagst o und Mitri Petrowitsch sagt a . . . schreib also deutlich!“

„Nein!“ meint ein dritter, „den eigenen Genossen zu schröpfen ist kein Kunststück. Wenn aber eure Schüler schwächer als die unseren sind, so lassen wir sie nicht aus den Kammern heraus; die Hundesöhne sollen alle Löffel kriegen, ganz gleich, ob Schüler oder nicht. Geht nicht zur Prüfung, prahlt nicht!“

Lautes Gelächter begrüßte diesen Vorschlag.

„Nun, sie haben doch auch einen Bauch. Es ist noch nicht gesagt, wer die Löffel bekommen wird . . .“

„Ich bin nicht mit den Büchsen einverstanden, Kinder“, fährt plötzlich von seinem Diktat mein ständiger Schüler Lunikow auf, „nehmen wir Sochaty an . . . Er ist ein großer Narr, wird alles schlecht machen und ich soll für ihn verantwortlich sein? Ich bin nur für mich verantwortlich und für niemand anders.“

„Ah, du ekliger Kerl“, schimpft Sochaty los, „wir werden schon sehen, wer mehr Fehler macht.“

Steinhart bricht den Streit energisch ab.

„Schreiben Sie, meine Herren, ich will nicht vierzigmal wiederholen:

Blick' ich wie immer unter's Dach —
Ein leeres Nest erspäh' ich unter'm Fenster.“

Inzwischen sehe ich, daß Sochatys Sache schlecht steht, er blickt umher wie ein gehetzter Wolf und glotzt in die Hefte der Nachbarn; am meisten verwirrt ihn allem Anschein nach das Ende des Wortes „erspäh'“,

welches er kaum imstande ist, zu verstehen. Während derselben Zeit sind Steinharts Schüler, denen ich diktiere, schon bis zum Vers: „Wie lebhaft ihre Arbeit, wie geschickt" gekommen.

„Und du, Nogaitzew, weshalb schreibst du nicht?" fragt jemand den dritten von meinen alten Schülern.

Nogaitzew liegt im Winkel der Kammer, mit einem Pelz von oben bis unten bedeckt und nimmt keinen Anteil an der Prüfung.

„Der Bauch thut mir weh", antwortet er mit schwacher, kranker Stimme.

„Sage lieber, du hast vor den Büchsen Angst bekommen!"

„Nein, in der That, er thut mir weh . . ."

Endlich ist das Diktat beendet. Die Lehrer fordern die Schüler auf, nochmals durchzulesen, was sie geschrieben haben.

„Was giebt es da noch durchzulesen, es ist fertig!" erwidert Lunikow prahlend und reicht mir sein Heft herüber; aber viele andere und unter ihnen auch Sokolzew sitzen noch lange in finsterem Schweigen am Tische, in ihr Diktat vertieft. Sochaty wird ganz still und immerfort wirft er mir zweifelhafte Blicke zu, als ob er Hilfe und Schutz suchte. Dies entging allerdings nicht der Aufmerksamkeit des Publikums und es fliegt eine Menge von giftigen Bemerkungen zu ihm hin. Endlich rollt auch Petin böse sein Heft zusammen und einem die Faust zeigend, liefert er seine Arbeit ab. Wir schreiten mit Steinhart zur Durchsicht des Diktats und in der Kammer beginnt eine unglaubliche Aufregung, es entsteht ein

furchtbares Gedränge; die Schüler und die Zuschauer kriechen sich buchstäblich auf den Rücken und die Schultern; jeder will, wenn auch nur mit einem Auge, sehen, was die Lehrer machen ... Wir selbst sind von der allgemeinen Aufregung angesteckt ... Nicht ohne ein Gefühl des Neides bemerke ich die großen Fortschritte, die Steinharts Schüler gemacht haben. Einige von ihnen lernten in ganz kurzer Zeit die Präpositionen, die vor den Substantivis stehen, von solchen Präpositionen, die vor den Verben stehen, unterscheiden, und die ersteren schreiben sie immer getrennt und die zweiten verbunden (für meine Schüler bildete dieser Unterschied immer einen Stein des Anstoßes). Einer von den fünf Schülern Steinharts, die zur Prüfung erschienen, verstand es, keinen einzigen groben Fehler zu machen, sogar in der Interpunktion nicht (wir hatten vorher genau festgesetzt, welche Fehler wir als grobe ansehen wollten, und diese sollten dann unterstrichen werden). Dieser Schüler konnte allerdings bereits vor seiner Gefängniszeit schreiben, und ich schlug deshalb vor, ihn nicht zur Prüfung zuzulassen, aber meine Schüler wollten ihn aus Ehrfurcht nicht „abparieren", indem sie prahlten, „im Diktat würden sie vor niemandem Furcht haben". Jetzt mußten sie die Früchte ihrer Prahlerei ernten. Von den Schülern der feindlichen Partei hatten dreizehn bis zwanzig grobe Fehler gemacht, der fünfte hatte nur sieben Fehler.

„Ungerechtigkeit!" schrie plötzlich Schatz auf, der die ganze Zeit sehr aufmerksam beobachtete, wie wir die Fehler unterstrichen, und funkelte drohend

mit seinen Kalbsaugen, „offenbare Nachsicht gegen Mißbräuche!“

„Wo denn?“

„Hier, was bei Milosserow aufgeschrieben ist! Die Null ist doch ausgelassen. Unterstreichen muß man das! Iwan Nikolajewitsch ist nachsichtig gegen Steinhart!“

„Was für eine Null, wo haben Sie hier eine Null gesehen?“

Sochaty stößt schweigsam mit dem Finger auf das Wort „erspäh“'.

Steinhart und ich lachen laut auf und alle Schüler hinterher, und schließlich brechen alle (die Analphabeten sogar noch heftiger als die Schriftkundigen) in ein donnerndes Gelächter aus. Sochaty, anfangs betäubt, wird konfus, er macht eine Bewegung, um nach seinem Heft auf dem Tische zu greifen, in dem er wahrscheinlich „ä—o“ hat, aber das Publikum läßt ihn nicht dazukommen.

„Nein, gestrichen wird nichts, Bruder! Fremde Fehler willst du zählen — kümmere dich um deine eigenen!“

Man versucht dem Sochaty die Hände fest zusammenzubinden, er brüllt und wehrt sich mit den Fäusten, es entsteht ein kolossaler Lärm, eine Prügelei; mit Mühe gelingt es, die frühere Ruhe wieder herzustellen. Die Sache meiner Schüler ist, wie es sich herausstellte, hoffnungslos verloren, und alles ist demselben Sochaty zu verdanken; er allein brachte es fertig, in seinem Diktat zweiundfünfzig grobe Fehler zu machen (obgleich er zu einer anderen Zeit und

bei beſſerer Laune zwei- und ſogar dreimal beſſer ſchreiben konnte).

„Schröpfen, ſchröpfen!“ ertönt ein wildes Jammergeſchrei, und in dem darauffolgenden Tumult iſt es ſchwer zu unterſcheiden, wer irgend jemand Büchſen ſtellen will. Steinhart, Baſchurow und ich befanden uns plötzlich an der Kammerthür — wir wurden momentan vom Tiſche fortgedrängt und unſere Reden und Vorwürfe hatten abſolut keine Wirkung; niemand hört auf uns und kann allerdings auch nichts hören. Es bleibt uns nichts anderes übrig, als mit Betrübnis die Entwickelung der blutigen Schlacht zu verfolgen.

„Haut dem Sochaty ab!“ ſchreien einige Stimmen.

„Allen! Der ganzen Kammer!“ heulen raſend die anderen.

Mitten in der Kammer auf der Diele liegt ſchon ſtrampelnd und beißend der kleine Lunjkow, rot, beſchwitzt und wütend, und auf ihm reiten einige herum. Plötzlich fliegt auf die Menge eine Bande anderer Ringer los: das ſind zehn Sträflinge, die den Giganten Petin von allen Seiten packen und ihn niederzuwerfen verſuchen. Ueber den auf der Diele liegenden Lunjkow und die auf ihm ſitzenden Henker ſtolpernd, fliegt die ganze Bande ſofort weg; die einen fallen ſofort der Länge nach hin, die anderen fliegen kollernd zur Seite. Sochaty ſpringt, ſchneller als die anderen ſich von dem Fall erholend, auf die Füße und wie ein Pfeil ſtürzt er an uns vorbei aus der Kammer ...

„Fangt ihn! Haltet ihn!“ hört man ein tolles

Gebrüll von zwanzig Stimmen, und mehrere laufen ihm nach.

In der Kammer aber dauert das Handgemenge fort. Unter denjenigen, die Lunjkow die „Löffel“ verabreichen, bemerke ich zu meinem größten Erstaunen auch seinen Kammer- und Studiengenossen Nogaitzew, dem vorher der Bauch weh that.

Steinhart ist böse.

„Ich werde nie mehr Prüfungen veranstalten. Immer endigt es mit einer Rauferei . . . Und heute habt ihr mir noch euer Wort gegeben, daß alles anständig zugehen wird!“

Endlich erschallt die Mittagsglocke und der Aelteste zeigt sich aus der Küche mit einer Suppenterrine. Alles wird sofort ruhig.

Nach Tisch schläft das Gefängnis allgemein anderthalb oder sogar zwei Stunden. Selten huschte ein Sträfling durch den Korridor nach der Küche oder ins Lazarett. Erst abends wird alles wieder lebendig. Ueberall trinkt man Thee, es werden lebhafte Unterhaltungen geführt, man singt Lieder im Chor. Nur selten erscheint der Aufseher und bittet, sich stiller zu verhalten.

Was für ein ungewöhnlicher Lärm herrscht aber in Zelle vier? Das ganze Gefängnis läuft dorthin, wie zu einer interessanten Vorstellung, und die von dort herauskommende Kobylka lacht unbändig. Aus der Kammer hört man eine Balalaika und ein seltsames, mir unbekanntes Lied ertönen.

„Woher kommt eine Geige oder Balalaika in

das Gefängnis? Was ist dort los?" frage ich den ersten besten Sträfling.

„Das ist Czastschin, hol ihn der Kuckuck, er spielt mit Michail Iwanowitsch."

Michail Iwanowitsch, mein Freund Nogaitzew und ich betreten mit Neugier die Zelle. Czastschin — ein Sträfling, nach allgemeinem Urteil „nicht einer von den billigen" und auch meiner Ansicht nach ein Mensch von Verstandes- und Leibeskräften — war ein Recidivist, der für ewig verurteilt worden war, aus Sibirien gebürtig, aus derselben Gegend des Jenisseischen Gouvernements, woher auch Semenow, Gontscharow mit Rakitin und eine Menge anderer Schelaier Bewohner stammten. Von mittelgroßem Wuchs, mager, wie aus Stahl gegossen, gilt er als der erste Athlet im Gefängnisse; auf dem hageren, bartlosen Gesichte steht immer die Solidarität besiegelt, aber in den grauen klugen Augen schimmert eine lebhafte Ironie; Czastschin findet stets eine gebührende Antwort und seine Witze zeichnen sich durch großes Gift aus. Im allgemeinen ist sein Charakter mir unklar.

Die Töne der Balalaika gingen, wie es sich herausstellte, von einem einfachen Hornkamm aus. Ehrbar und ernsthaft, nicht den Schatten eines Lächelns auf den Lippen, tanzt Czastschin schwerfällig zur Musik vor Michail Iwanowitsch und hört nicht auf, sein sonderbares, bald lustiges, bald herzzerreißendes Motiv zu spielen.

„Schaubude, du meine Schau—au—bu—de!..." stößt er von Zeit zu Zeit heiser, ein wenig

näſelnd, aus ſeiner Bruſt heraus, begleitet vom Gelächter des Publikums. Der dicke Nogaitzew ſitzt in Pelz und Mütze auf der Ecke einer Pritſche, ſchweigſam, keuchend, die Naſenlöcher breit aufblähend, und wird ſcheinbar mit jedem Augenblicke immer wilder. Aber er nimmt ſich noch zuſammen und trägt eine Gleichgültigkeit zur Schau, indem er ſelbſt manchmal gezwungen auflacht.

„Das iſt aber ein Narr! Das iſt ein Klotz!“ hieß es in geringſchätzigem Tone, und die Kobylka brüllt noch lauter vor Vergnügen.

„Schau—au—bu—de, du . . .“ fängt Czastſchin wieder an, indem er äußerſt komiſch auf einer Stelle herumtrampelt und fortwährend auf ſeine Opfer ſchaut. Nogaitzew ſchwillt immer mehr, wird röter, keucht und endlich ſchießt er los:

„Es bleibt nichts anderes übrig, als in die Küche zu gehen und ein großes Holzſcheit zu nehmen!...“

Ein donnerndes Gelächter übertönt dieſe entrüſteten Worte. Czastſchin hört ſelbſtredend nicht auf.

„Was habt ihr, meine Herren?“ wende ich mich an meinen Freund, indem ich ihn unterſtützen will.

„Sieh mal, Mikolaitſch, auf den Dummkopf“, wendet er ſich lebhaft zu mir, „ſieh mal, was für Geſchöpfe es bei uns in Sibirien giebt!“ Und er weiſt auf Czastſchin hin.

„Die Sache iſt nämlich die, Iwan Nikolajewitſch“, ſagt Czastſchin, „ich ſinge ihm, ſehen Sie, ein Heimatslied... Wenn unſer Czeldon, der liebenswürdige Sibirier, mit dem Bauche nach oben in ſeiner Schau-

bude liegt, die Fleischpastetchen verdaut und singt: Schau—au—b— . . ."

„Pfui, du Rindvieh!" Nogaitzew hielt es nicht mehr aus und spuckte ihm gerade ins Gesicht. Von neuem erhob sich ein donnerndes Gelächter. Aber der flinke Czastschin hatte noch Zeit, Michail Iwanowitschs Absicht zu bemerken; sich wie eine Natter windend, bekam er nur einige unbedeutende Spritzer ab, die übrige Spucke traf aber den hinter ihm stehenden einäugigen Tartar Sulkaruaew gerade in den Mund. Der letztere fing in seinem tatarischen Dialekt zu schimpfen an, Czastschin aber spielt schon wieder auf seinem Kamm und singt ein unendlich monotones Lied von dem mit dem Bauche nach oben liegenden und sich krank essenden Czeldon. Selber ein Czeldon, imitiert er vortrefflich und übertreibt in komischer Weise die Haltung und die Aussprache der Sibirier.

Michail Iwanowitsch, dessen Zorn allmählich wieder verraucht ist, sitzt schon wieder auf der Pritsche mit geheuchelter Gleichgültigkeit und wartet auf eine neue Vorstellung. Ich bin schon im Begriff fortzugehen, da ich sehe, daß ich hier überflüssig bin. Aber plötzlich geht die Thür auf und auf der Schwelle erscheint Steinhart. Er hat gewiß schon von allem gehört, was hier vorgeht, obgleich er so thut, als ob er nichts wüßte und schreit, ohne in die Kammer einzutreten:

„Nogaitzew, würden Sie nicht mit mir spazieren gehen? Die Kontrolle kommt binnen kurzem."

Nogaitzew ist ungemein erfreut über diese uner-

wartete Befreiung. Strahlend ſteht er ſofort von der Pritſche auf und geht watſchelnd zur Thür, ohne auf das Gelächter und die verſchiedenen Bemerkungen der Kobylka zu achten. Nur auf der Schwelle bleibt er einen Augenblick ſtehen und ſich zu Czastſchin wendend, ſagt er mit ſanftem Vorwurf:

„Nun, was haſt du davon gehabt, du Narr? Was haſt du davon?“

Die Kobylka bricht zum letzten Male in ein donnerndes Gelächter aus und Czastſchin greift auf ſeiner ſelbſtgemachten Balalaika den Abſchiedsakkord:

„Scha—au...“

Steinhart reißt ſchweigend Nogaitzew mit fort, und dieſer folgt ihm auf den Gefängnishof, ſich feſter in den Pelz einhüllend und ſeinen großen Körper von einer Seite auf die andere werfend. Die Vorſtellung iſt zu Ende und die Kobylka geht luſtig auseinander. Bis zur Abendkontrolle bleibt noch eine Stunde, und das halbe Gefängnis ſtürzt auf den Hof hinaus, um noch ein wenig friſche Luft zu genießen und die vom Stehen ſteif gewordenen Füße zu bewegen. Die Mehrzahl der Sträflinge ſpaziert zu dieſer Zeit paarweiſe, denn jeder hat für dieſe Spaziergänge einen beſtimmten Kameraden. Im übrigen herrſcht, wie es ſcheint, zwiſchen den Leuten keine beſondere Freundſchaft — man wohnt in verſchiedenen Kammern, man verrichtet verſchiedene Arbeit und wenn man am Abende ſpazieren geht, ſieht man ſie zuſammen. Und man ſpaziert, ſpaziert ohne müde zu werden, im Hofe des Gefängniſſes oder des Hoſpitals in tiefſtem Schweigen oder nur wenige nichtsſagende

Redensarten wechselnd einher. So spaziert z. B. Tschirok gewöhnlich mit Stepka Czeldonczik, Sochaty mit dem Godunow, mit dem er sich sonst zankt, Lunjkow mit Mischka, dem Sternenzähler ꝛc. ꝛc. Nogaitzew hat während der letzten Zeit zum allgemeinen Erstaunen sich mit Dimitry Petrowitsch befreundet und geht ihm auf Schritt und Tritt nach... Und Steinhart lag offenbar die Gesellschaft des ehrbaren Michail Iwanowitsch am Herzen, so daß er selten während der Spaziergänge zu mir oder Baschurow herantrat, was diesen nicht wenig kränkte. Nicht selten unterhielt sich Walerian mit mir über dieses Thema.

„Wie sonderbar ist Dimitry in der letzten Zeit geworden! Als ob er uns meiden will; und seine Freundschaft mit Nogaitzew ist wirklich... rätselhaft..."

„Er ist einfach müde", wagte ich Steinhart zu verteidigen, „in friedlichen Zeiten ist jeder berechtigt, so zu leben, wie er will."

„Es ist schon so", erwidert Baschurow, „aber weshalb fühlen wir auch jetzt Neigung zu einander, — weshalb nicht z. B. zu einem Karpuschka Lipatow?"

Uebrigens weiß auch Walerian recht gut, daß alle „Sonderbarkeiten", die während der letzten Zeit bei Steinhart bemerkbar sind, seine Schweigsamkeit, die Menschenscheu und sein finsteres Aussehen — aller Wahrscheinlichkeit nach einen tieferen Grund haben: es ist schon fast ein halbes Jahr her, daß er keine Nachrichten von seiner Geliebten hat... Uns beunruhigte auch das lange, unerklärliche Ausbleiben von Briefschaften, und im Geheimen hegten wir selbst

traurige Vermutungen, obgleich wir uns gegenseitig nicht aussprachen... Ein Mensch, der der Freiheit beraubt ist, dem alles genommen ist, was ihm in der Welt teuer ist, der weit von der Heimat, von ihm nahestehenden Menschen entfernt, allein leidet, ist so wenig geneigt, das Schweigen natürlich zu erklären: er träumt immer von Krankheit, Tod, Vergessensein... Dort hinter den Wänden des mürrischen Gefängnisses geht das Leben seinen gewöhnlichen Gang: die Flüsse treten aus, die auf lange Zeit die Post aufhalten; wie zum Trotz gehen Briefe ohne irgend welchen Grund verloren oder noch einfacher, sie werden später wie gewöhnlich geschrieben, aber der arme Gefangene weiß davon nichts und geht finster wie die Nacht, mit dem Tode in der Seele, einher... Wie groß war Steinharts Freude, als auch seine Furcht sich endlich als unnütz erwies, als er mit einemmal eine ganze Reihe von hoffnungsvollen, lebensfreudigen Briefen bekam! Seine ganze Isolierung ist mit einemmal wieder verschwunden, und als ich einst mit ihm zusammen im oberen Schachte gearbeitet hatte und die anderen Sträflinge nach oben gegangen waren, ihren Thee zu trinken, setzte er sich neben mich, und wie in der ersten Nacht unserer Bekanntschaft erzählte er mir belebt und mit herzlicher Aufrichtigkeit von seinen neulichen Gefühlen.

„Haben Sie denn nicht verstanden, weshalb ich mich von Ihnen und Walerian fern gehalten habe? In Ihren Augen las ich ständig die Frage: was ist mit dir? Können wir dir nicht helfen? Und dies war

ſo ſchwer, ſo unerträglich ſchwer! Wenn man vor ſich ſelbſt fliehen will, ſo kann eine Geſellſchaft ſeines Gleichen noch weniger befriedigen. Nun, und ein ſolcher Nogaitzew... das iſt ſchon eine ganz andere Sache! Glauben Sie mir, Iwan Nikolajewitſch, erſt jetzt lernte ich dieſe einfache, aller Schlauheit bare Seele recht würdigen! Wenn Sie wüßten, wie viel zarte Feinheit ich im Herzen dieſes Halbtieres, des Mörders dreier Menſchen, entdeckt habe. Eines Abends, — ich entſinne mich deſſen noch ganz genau, es war vor der Kontrolle — ſitze ich auf der Bank unter dem Küchenfenſter, abſeits von den anderen, er kommt direkt auf mich zu und ſchmunzelt: ‚Warum biſt du ſo traurig, mein Freund? Iſt denn ſchon alles verloren?‘ Und ich kann Ihnen nicht ſchildern, wie einfach, wie herzlich einfach er das geſagt hatte. Mir wurde bei dieſen Worten viel, viel leichter, und alles wurde in meinen Augen lichter. Iſt denn thatſächlich, dachte ich, alles für mich aus? Lebt denn ein Menſch, der dieſen Namen verdient, lediglich von einem Intereſſe, von einem Gefühle? Und wenn ſogar alle meine perſönlichen Intereſſen und Freuden aufhörten zu exiſtieren, ſo leuchtet mir doch der Stern, dem ich mein Leben und meine Freiheit gewidmet habe. Hier iſt doch nicht alles aus!“...

„Sehen Sie“, endete Steinhart mit einem freudigen Lächeln, „was für komplizierte Gedanken und Gefühle in mir die einfache Frage unſeres komiſchen dicken Michail Iwanytſch erweckt hat... Und ſeit dieſem Tage datiert unſere zärtliche Freundſchaft!“

Ataman Burja und der Beginn seiner Laufbahn.

In einem der neuen Gefangenentransporte, die in Schelai angekommen waren, befand sich ein junger Jude, namens Schuster. Er war, wie er selbst erzählte, 23 Jahre alt, sah aber viel jünger aus. Von kleinem Wuchs, beweglich, immer reinlich, rot, mit großen schwarzen Augen voll Ausdruck und Glanz, zeichnete er sich durch sein überaus höfliches Wesen vor den übrigen aus. Traf er mich, grüßte er mit graziösen Kratzfüßen, und sprach er mit seiner etwas schnarrenden Stimme, so merkte man, daß er auch einen Anstrich von Bildung besaß. Es stellte sich in der That heraus, daß der Junge zwei Gymnasialklassen durchgemacht und außerdem einiges gelesen hatte. Ueberhaupt war er nicht dumm, schrieb fast ohne grammatische Fehler und schien mit der ganzen großen Zahl der Gefangenen nichts gemein zu haben als die graue Joppe und das unselige Schicksal, das ihn eben unter diese Verbrecher und Verkommenen gestoßen hatte. Spezifisch-jüdische Züge hatte Schuster nicht, und ich wunderte mich anfangs, daß ihn die Gefangenen trotzdem mit merklicher Feindseligkeit, beinahe mit Verachtung, immer nur „verfluchter Jud" nannten. Es gab in unserem Gefängnis noch andere Juden von viel ausgeprägterem Typus, die man auch nur als „verfluchte Juden" bezeichnete; dennoch konnte man in diesem Ausdruck, wie ich bemerkte, keine Spur von Haß finden. Das Benehmen der Leute Schuster

gegenüber machte hiervon eine ſonderbare Ausnahme. Es war alſo zweifellos, daß die Kobylka ihn nicht liebte. Lange Zeit hindurch habe ich mir die Sache ſo zu erklären geſucht, daß er, aus der Zahl der Seinigen ausgeſtoßen, es verabſäumt hatte, ſich den Fremden anzuſchließen. In der That ſaßen ihm die grauen Hoſen und der Kittel mit den beiden ſchwarzen Flecken am Rücken viel beſſer, ich möchte faſt ſagen: eleganter als den übrigen Zuchthäuslern. Er war zu allen freundlich und einſchmeichelnd höflich. Wenn der rote Burſche mit den glattgekämmten Haaren raſch und graziös durch den Korridor oder die Zelle ſchritt und glänzende, ängſtlich-flehende Blicke um ſich warf, erinnerte er an ein Kätzchen, das ſich bei allen, denen es begegnet, einzuſchmeicheln ſucht. Und dennoch behandelten ſie Schuſter unfreundlich, mehr noch, ſie verfolgten ihn Schritt für Schritt mit dem böſen Wort: „Du verfluchter Jud!“ Mit großem Vergnügen ſchlugen ſie ihn in die Zähne, ſchmierten ihm das Geſicht voll und ſtießen ihn in den Bauch. In ſolchen Fällen wehrte ſich Schuſter niemals und ſchrie nicht einmal; er flehte nur immer in ſchmeichelndem Ton die Mordbuben an, ihn in Ruhe zu laſſen und nicht zu quälen... Er bemühte ſich offenbar, den handfeſten Kerlen unter den Gefangenen zu Gefallen zu ſein; er ſchwänzelte um ſie herum, wie die Gefangenen ſagten, begann zu ſchäkern und zu ſcherzen und erreichte auch gelegentlich ſein Ziel; ein Czaſtſchin oder ein Bykow ſpazierte ungeniert Arm in Arm mit ihm, freundſchaftlich plaudernd, im Hofe einher. Doch ſchon nach wenigen Minuten giebt derſelbe Czaſtſchin

ſeinem neuen Freunde einen derben Stoß und brüllt ihn an: „Mach, daß du fortkommſt, Zuchthäusler!“...

Bisweilen that mir dieſer gehetzte, allen verhaßte Jude herzlich leid. Wenn ich aber die Gefangenen nach der Urſache dieſer einmütigen Verachtung fragte, wichen ſie der Antwort ſtets mit Späßen und nichtsſagenden Worten aus.

Eines ſchönen Tages erfuhren wir in unſerer Zelle, daß Schuſter in Nr. 1, wo er bisher untergebracht war, blutig geſchlagen worden ſei; deshalb ſollte er zu uns kommen. Dieſe Nachricht wurde mit allgemeinem Murren aufgenommen:

„Habt ihr gehört, der Jud kommt zu uns?“

„Das Kätzchen.“

„Ja! der Teufel ſoll ihn holen!“...

„Hätte ihn nicht Aljoſchka gleich totſchlagen können, das Aas!“

„Brüder, um keinen Preis ſchlaf ich neben dem; der Aufſeher ſoll mich in das Karzer ſtecken — neben dem ſchlaf ich nicht!“

„Ich auch nicht. Soll er doch auf dem Boden ſchlafen!“

Jetzt war mir die Sache klar. Meine Schickſalsgenoſſen ſprachen diesmal unzweideutig und ließen keinen Zweifel aufkommen... Und obwohl ich noch ein wenig zweifelte — wie oft beſchuldigen Gefangene fälſchlich einander — fühlte ich doch Ekel dieſem jungen Menſchen gegenüber, mit dem ich bisher ſo freundſchaftlich verkehrt hatte.

Die Thür ging auf, Schuſter kam zaghaft und

verlegen herein. Die Gefangenen ließen ihn passieren, als hätten sie ihn nicht bemerkt. Hinterdrein kam Petin-Sochaty gelaufen, der während des letzten Gespräches abwesend war, und schrie freudig: „Komm zu mir, Schuster, du wirst neben mir schlafen. Wir wollen Kameraden sein!"

Diese Worte erregten allgemeines Gelächter; Sochaty aber kümmerte sich nicht darum. Dieser Mensch bestand nur aus Launen und Stimmungen: heute handelt er geradezu mit Absicht gegen die Meinung aller, morgen aber ist er der gehorsamste Sklave des ersten Besten. — Dies wußten alle, und keinen nahm es Wunder, daß er mit Schuster gemeinsame Sache machte. Dieser war selbstverständlich mit Sochatys Einladung zufrieden und legte seine Decke neben der Sochatys in der Ecke der Zelle nieder. Nun suchte er den ganzen Tag über seinen starken Beschützer sich geneigt zu machen, lief in die Küche, um dort Thee für ihn zu bereiten und blickte ihm dann wieder in die Augen, um jeden Wunsch herauslesen und erfüllen zu können...

Die übrigen Gefangenen stellten sich, als ob sie den neuen Kameraden gar nicht bemerkten. Ich für meinen Teil hatte beschlossen, völlig neutral zu bleiben und die Ereignisse ruhig zu beobachten; doch, wie gesagt, das Gefühl des Ekels war in mir rege und ging nun noch von Schuster auf Sochaty über. Ich benahm mich den beiden gegenüber wider meinen Willen barsch und allzu kalt...

Ein paar Tage waren verflossen; mein Verdacht war geschwunden. Der Verkehr zwischen Schuster

und Sochaty war durchaus harmloser Natur. — Schuster machte noch immer den Eindruck eines eingeschüchterten Menschen mit sympathischem, edlem Charakter. Aufmerksam, fast gierig, hörte er jedem Gespräche zu, in dem er Interessantes oder Nützliches zu finden hoffte. Da dachte ich: „Wenn die Schuld, deren die „Kobylka" diesen Jüngling zieh, auch in früherer Zeit zu Recht bestand, war sie sicherlich die Folge der Zuchthausatmosphäre; hier aber, unter meinem und meiner Kameraden Einfluß, kann diese junge, fähige Seele von neuem wieder aufleben, ihres Verfalls sich bewußt werden...

Wie es schien, war der Zellenwechsel für Schuster in jeder Beziehung von großem Nutzen. Er war still, bescheiden und immer bereit, aller Wünsche zu erfüllen. So kam es, daß bald die ganze Zelle mit seiner Anwesenheit sich aussöhnte und, wie ich bemerkte, gerade diejenigen, die vordem lieber im Karzer als neben dem verfluchten Juden schlafen wollten, jetzt ganz gern mit ihm Thee tranken und im Hofe umherspazierten. —

Eines Abends wurde Schuster sogar zum Helden, der aller Sympathien gewann. Alle waren schon schlafen gegangen, als mit einemmal aus der Ecke, in der Sochaty und sein neuer Freund schlief, ungefähr folgende Worte kamen: „Ich bin Ataman Burja! Wer will sich mit mir an Kraft und Kühnheit messen! Donnerwetter! Wer will es wagen, mir die Geliebte zu nehmen? Auf dem Meeresgrund werde ich sie zu finden wissen, aus der Hölle befreie ich sie, den Pfoten von tausend Teufeln entreiße ich

ſie! He, mein treuer Gehilfe, komm her; dein Ataman ruft!"

„Ich bin hier, heldenmütiger Ataman, was befiehlſt du in Gnaden?"

„Wo ſind meine braven Kerle?"

„Nicht weit von hier, in der Schlucht hinter dem Hain..."

„Pünktlich um 12 Uhr Nachts ſoll alles bereit ſein. Ein blutiges Hochzeitsmahl ſteht uns bevor. Wir wollen unſere Schwerter anfeuern, uns nach unſerem Wunſche zu ſein!"

„Zu Dienſten, tapferer Ataman, wir alle ſterben für dich mit freudigem Herzen. Aber unſere Feinde ſollen auch nicht gut davon kommen! Wie Raubvögel werden wir über ſie herfallen! Kopf um Kopf! Kein Mädchen ſoll weggeführt werden!"

So ging es weiter.

Die Gefangenen ſprangen wie ein Mann auf die Füße, um die Scene mit anzuſehen. Schuſter gab dem Sochaty eine Gratisvorſtellung. Mit faſt unhörbarer Stimme hatte er begonnen; als er aber merkte, welchen Eindruck er machte, wurde er lauter und brüllte ſchließlich, als hielte er ſich in der That für den Ataman Burja... Seine Geſchichte war natürlich inhaltsleer, vom Anfang bis zum Ende in einem pſeudo-romantiſchen Stil gehalten, doch die Kobylka war mit ihr zufrieden. Schließlich ſtellte ſich heraus, daß ein Gefangener in Algatſchi, Schuſters früherem Aufenthaltsort, den ganzen „König Maximilian" und andere Lieder unbekannter Verfaſſer aus-

wendig wußte. Von ihm hatte der begabte Schuſter einige beſonders eindrucksvolle Scenen gelernt. —

Nun mußte er viele Abende hindurch die Vorſtellung den Gefangenen wiederholen, am Tage aber brachte man ihn zu demſelben Zwecke in andere Zellen. — Er ſpielte ſeine Rolle mit Luſt und Liebe. Dabei deklamierte er die Monologe des Ataman Burja oft mit ſolch lauter Stimme, daß die Aufſeher an das Schiebfenſterchen in der Thür traten und ihn zur Ruhe wieſen. —

Schuſter war mit einem Mal der populärſte Inſaſſe des Gefängniſſes geworden. So oft man ihm begegnete, ſprach man ihn lächelnd an:

„Ah, Ataman Burja! Wie geht es dir? Wo ſind jetzt deine braven Kerle?“

„Donnerwetter“, gab gewöhnlich der neugebackene Ataman zur Antwort, „die böſen Feinde haben mich in einen eiſernen Käfig geſperrt; ſie haben dem Falken die Flügel abgeſchnitten... Doch mein Tag wird kommen! Dann befreie ich mich mit Gewalt, und fürchterlich ſoll meine Rache werden an denen, die mich feſtnahmen und ins Unglück ſtürzten.“

Sofort ſammelte ſich eine Schar Neugieriger um ihn. Seine frühere Schüchternheit war geſchwunden; er war redſelig, zugänglich und lebhaft geworden. Die „Kobylka“ hatte, wie es ſchien, die Gerüchte vergeſſen, die ſie vordem ſo eifrig in Umlauf geſetzt hatte. — Mir begegnete er wie früher mit Achtung, faſt mit Ehrfurcht. Als ich meine Schüler zu unterrichten begann, ſaß er ſtill am Tiſche und hörte aufmerkſam zu, von Zeit zu Zeit eine Frage ſtellend. Die Folge

war, daß ich ihn einlud, an dem Unterrichte teilzunehmen. (Er hatte früher ein paar Tage lang bei Steinhart gelernt.)

Ich merkte bald, daß er vieles von dem, was er auf dem Gymnasium gelernt hatte, nicht mehr wußte; daß er es aber wieder verstand, nachdem er einige arithmetische Aufgaben gelöst und einige Diktate nachgeschrieben hatte. Er war immer geneigt, ein Gespräch anzuknüpfen; auch wenn es Themen betraf, die zu den Lehrgegenständen in keiner Beziehung standen.

Mich setzte immer die seltene Aufrichtigkeit in Staunen, die aus seinen Urteilen über die Notwendigkeit eines ehrlichen Lebenswandels und das furchtbare Unglück, in jungen Jahren dem Zuchthaus zu verfallen, sprach. — Einst fragte ich ihn nach seiner Vergangenheit und nach dem Grund seiner Zuchthausstrafe.

„Ach, Iwan Nikolajewitsch, da giebt's viel zu erzählen", seufzte er auf, „mit meinem dreizehnten Jahre ging das schon an... Ich möchte Ihnen gern alles erzählen, wie man dem Pfarrer die Beichte ablegt."

„Warum möchten Sie das eigentlich?"

„Mein Herz geht über, Iwan Nikolajewitsch, so voll ist es von Kränkungen und Erniedrigungen... Was habe ich doch in diesen zehn Jahren alles mitgemacht! Ich will ja nicht vor Ihnen verhehlen, daß ich selbst viele Niederträchtigkeiten begangen habe. Ich will mich nicht etwa zum Ehrenmann machen. Wozu mich verstellen? — Ich hoffe aber noch, daß

ich nicht zu tief geſunken bin. Wenn ich nur in gute Geſellſchaft käme, würde ich meine böſen Gewohnheiten ablegen können ... Ich werde Ihnen alles erzählen ... Vielleicht können Sie mir einen guten Rat geben!"

„Was hindert Sie denn daran? Beginnen Sie nur, ich werde Ihnen gern zuhören."

„Nein, Iwan Nikolajewitſch, ich mache Ihnen folgenden Vorſchlag. Es giebt da Vieles, das ich mich ſchäme, Ihnen mündlich zu erzählen, vielleicht würde ich auch manches hinzulügen ... Mir kam der Gedanke, Ihnen mein Leben ſchriftlich zu erzählen."

„So iſt es beſſer", fügte ich freudig überraſcht hinzu, „werden Sie denn das können?" —

„Ich glaube ſchon, nur werde ich viel Papier dazu brauchen ..."

Des Mangels an Papier wegen ſollte der Plan nicht ſcheitern. Ich wußte mir ſoviel Papier als nötig zu verſchaffen und die Arbeit ging raſch von ſtatten. — Ich wunderte mich nur über die Schnelligkeit, mit der Schuſter ein Heft nach dem andern vollſchrieb und mir übergab. Nur mit Mühe konnte ich mit der Beſchaffung des Papiers und der Bleiſtifte ſeinen Wünſchen nachkommen. — Der Inhalt dieſer Autobiographie erſcheint mir ſo intereſſant, daß ich mich entſchloſſen habe, ſie hier möglichſt wortgetreu wiederzugeben. Nur ein paar Kürzungen und formelle Verbeſſerungen muß ich vornehmen. Bemerkenswert iſt es jedenfalls, daß Schuſter alle Fremdwörter richtig und an paſſender Stelle verwendete.

„Mein Vater war ein fanatiſcher Orthodoxer.

Obwohl er viele Jahre in Petersburg unter gebildeten Juden gelebt hatte, konnte er sich dennoch nicht von dem Aberglauben, der ihm Gesetz schien, trennen. Die althebräische Sprache verstand er meisterhaft, in Bibel und Talmud war er wie selten einer beschlagen. Er lebte in guten Verhältnissen, fast in Luxus, immer nur jüdischen Kindern seine Weisheit lehrend. Alles andere Wissen war für ihn dummes Zeug; er konnte nicht einmal seinen Namen in russischen Lettern niederschreiben. Viele Mühe kostete es meiner Mutter, die ganz anders geartet war, ihn dazu zu bringen, mich auf das Gymnasium zu schicken. Doch das Schicksal verfolgte mich von Jugend auf. Kaum war ich 13 Jahre alt (das ist das Alter, in dem jeder Jude in religiöser Hinsicht für reif erklärt wird), da nahm mich mein Vater aus der zweiten Gymnasialklasse heraus. Er wollte nicht, daß ich am Sabbath schrieb; denn das war nach dem Talmud verboten. Er fürchtete, ich würde ganz verdorben und irreligiös werden. Es war mir schrecklich, das Lernen wieder aufzugeben, aus dem Kreise der gebildeten Leute wieder auszuscheiden; ich mußte mich aber fügen. Das Wissen, das ich aus dem Gymnasium mit fortgenommen hatte, war äußerst gering. Mein Vater ließ mich nun in seinem Laden Strümpfe verkaufen. Ich muß hinzufügen, daß er von der Sache sehr wenig verstand; er mußte aber eine Strumpfstrickerei errichten, um das Wohnrecht in Petersburg zu erwerben. Es hatte ihn schweres Geld gekostet, bis er ein Zeugnis eines Werkmeisters bekam, und ohne alle Kenntnisse seine Prüfung im

Petersburger Gewerbeamt ablegte. Dann kaufte er zehn Maſchinen, das Stück zu 400—500 Rubel und nahm einige Arbeiterinnen auf. Wie Sie ſehen, war mein Vater nicht ohne Geld . . .

Nach einem Jahre wurde ich Herr in der Werkſtatt. Ich fand trotzdem kein rechtes Vergnügen am Handel. Und da ich meinem Vater, weil er mich in meiner Entwicklung geſchädigt hatte, gram war, betrieb ich ſein Geſchäft ſo nachläſſig wie nur möglich. Ich knüpfte Bekanntſchaften mit Bummlern an und begann nach und nach das Geld, das im Laden ſich befand, mir anzueignen. Der Vater hatte dies bald heraus, er ſchlug mich und ließ mich zwei bis drei Tage ununterbrochen hungern. Dadurch wurde ich nur noch verſtockter. Bisweilen verſchwand ich aus Furcht vor Strafe auf mehrere Tage aus dem Hauſe; man wußte mich zu finden, und die Strafe, die nun folgte, war womöglich noch grauſamer. Nachdem ſich mein Vater mit mir drei oder vier Monate in dieſer Weiſe abgeplagt hatte, gab er mich eines Tages zu einem bekannten Juwelier in die Lehre, unter der Bedingung, ihm 200 Rubel zahlen zu wollen, wenn ich in zwei Jahren die Juwelierkunſt erlernte. Die neue Arbeit gefiel mir; ich begann, mich ordentlich aufzuführen. Es ging mir bei meinem Meiſter ſehr gut; er zwang mich zu keiner ſchmutzigen Arbeit, wie das bei Lehrlingen ſonſt üblich iſt. Vom erſten Tage ab lernte ich ſchleifen, polieren, Kettchen anfertigen u. a. — Der Meiſter ſelbſt verſtand nicht allzuviel von ſeinem Handwerk; er zog es vor, herumzubummeln und ſich um ſeine Werkſtatt nicht zu küm-

mern. Sein Geselle hingegen verstand seine Arbeit ausgezeichnet und hatte nur eine Schwäche: Alkohol und Spielkarten. Uebrigens war Bogdanow eine ehrliche Haut und stand sehr hoch in der Gunst des Meisters. — Mittags und über Nacht ging ich nach Hause. Der Vater gestattete nicht, daß ich „nicht koscher" esse. So ging ein halbes Jahr dahin. Einst schmiedete Bogdanow, betrunken wie er war, fünf Solotnik Gold zu einem Armband und führte mit seinem Hammer einen so ungeschickten Schlag, daß das Gold zu Boden fiel und unter die Diele geriet. Das war am Abend, als der Meister nicht zu Hause war. Wir suchten das Gold sehr lange, konnten es aber nicht finden. Bogdanow befahl mir, nach Hause zu gehen. Das Gold würden wir morgen schon finden. Ich ging heim und er in die Kneipe. Zu Hause erzählte ich das Ereignis dem Vater; der folgerte nun sofort, ich hätte das Gold gestohlen. Mir sagte er aber nichts von seinem Verdacht. Am andern Morgen, nach dem Thee, ging ich wie immer in die Werkstatt. Bogdanow war von seinem Bummel noch nicht zurückgekehrt; der Meister fragte mich, wie es kam, daß das Gold verloren gegangen war. Auf einmal kommt mein Vater daher. Er grüßt, ruft den Meister zur Seite und fragt, ob er das Gold gefunden habe. Dann erzählte er ihm von meinen früheren Vergehen und versicherte, ich sei der Dieb des Goldes, ich müsse bestraft werden.

Und wie sollte man einem Vater nicht glauben? Der Juwelier riet mir, sofort zu gestehen und das Gestohlene zurückzugeben, dann würde mir nichts Böses

geſchehen. Doch was ſollte ich geſtehen? Ich weinte, beſchwor ihn ein um das andere mal — umſonſt. Der Meiſter gab mir 50 Stockſtreiche und ſagte, ich möge mich nicht unterſtehen, zu ihm zu kommen, ohne das Gold zurückzubringen. Als ich nach Hauſe kam, fing der Vater von neuem an, mich zu prügeln. Mein Gott! was für Qualen mußte ich erdulden; hätte die Mutter nicht die Nachbarsleute zuſammengerufen, wäre ich ihm unter den Händen geſtorben; ich war ohnmächtig, als man mich wegtrug . . .

Nach drei Tagen kam der Meiſter zu uns, entſchuldigte ſich vielmals und erzählte, man habe das Gold unter dem Teppich in einer Spalte der Diele gefunden, als man den Boden ſcheuerte. Der Vater erwiderte, das ſei noch kein Beweis für meine Unſchuld; ich könnte doch das Gold dort hineingeſteckt haben; darum ſei es nicht zu bedauern, daß ich meine Strafe bekommen; die würde mir ſchon in Zukunft zur Warnung dienen . . .

Der Meiſter befahl mir, mit ihm wieder nach der Werkſtatt zu kommen.

Dort war er ſehr freundlich zu mir, und ſo wurde alles wieder gut. —

Eines Abends vor Weihnachten brachte ein Herr ein ſilbernes Täſchchen und verlangte, man ſolle es vergolden. Wir hatten damals Arbeit in Hülle und Fülle; der Meiſter legte das Täſchchen auf den Werktiſch und ſagte, die Arbeit könne erſt nach den Feiertagen ausgeführt werden. — Die Feiertage waren vorbei, am Neujahrstage war ich zu Hauſe und ging nicht aus.

Am nächsten Morgen befahl mir der Meister, das Täschchen zu schleifen und zu reinigen. Ich suchte auf dem Werktisch, fand es aber nicht; es war verschwunden; ich sah im Kasten nach, auch dort war es nicht zu finden; ich suchte in allen Winkeln, fragte Bogdanow und schließlich den Meister selbst. Der suchte von neuem in der Werkstatt, natürlich ohne es zu finden. Dann rief er mich zu sich und fragte, ob ich das Täschchen nicht genommen hätte. Hätte ich es gethan und gäbe es sofort zurück, verzeihe er mir und sage weder dem Vater noch sonst jemandem etwas. —

Selbstverständlich leugnete ich. Darauf befahl der Meister Bogdanow, mich zu überwachen und nicht aus dem Zimmer zu lassen. —

Am Abend kam der Gefängnisdirektor zu Besuch (wahrscheinlich war er nicht ohne Absicht eingeladen worden). Lange Zeit saßen sie im Zimmer des Meisters und sprachen über alles Mögliche, dann ließen sie mich rufen. Der Meister sagte mir, ich müsse nun alles gestehen, sonst würde mich der Direktor sofort festnehmen und ins Gefängnis stecken. Der Direktor fügte noch hinzu: Ich werde dich an Händen und Füßen fesseln und mit Hunger strafen. — Besinn dich noch, solange es Zeit ist." Da bekam ich Angst ... Ich wußte damals nicht, daß sie kein Recht hatten, mich einzusperren, da sie keine Beweise in Händen hatten. Um mich vor dem Gefängnis zu bewahren und die Strafe hinauszuschieben, gestand ich weinend, die Tasche gestohlen und draußen im Hof im Schnee versteckt zu haben. Der Direktor lachte

laut auf und ſagte: „So iſt es allerdings beſſer!“ Dann verabſchiedete er ſich und fuhr nach Hauſe. Der Meiſter nahm eine Laterne und ließ ſich von mir zu der bezeichneten Stelle führen. Lange Zeit ſuchten wir dort ohne Erfolg; ich aber verſicherte, mich nicht getäuſcht zu haben; die Taſche müſſe hier liegen. Endlich unterbrach er das Suchen bis zum nächſten Morgen und befahl mir, dieſe Nacht bei ihm zu ſchlafen. Hut und Mantel hatten ſie mir ſchon früher genommen; nun folgten ſie mir auf Schritt und Tritt. Am andern Morgen, es war eigentlich noch finſter, ſchickte der Meiſter die Magd nach meinem Vater. Erſt in dieſem Augenblick wurde es mir klar, welche Dummheit ich geſtern begangen hatte. Und als ſich mir die erſte beſte Gelegenheit bot, rannte ich über den Jekaterinhofer Proſpekt Hals über Kopf davon.

Erſt bei der Sadowaja (Gartenſtraße) blieb ich ſtehen. Es war ein grimmig kalter Morgen, der Januarfroſt war heftiger als je; ich hatte nur ein Arbeiterhemd an. Kälte, Kränkung, Angſt ſtürmten auf mich ein; Thränen ſtanden mir in den Augen; keine Kopeke in der Taſche, nirgends Freunde . . . Doch ich war feſt entſchloſſen, nicht nach Hauſe zurückzukehren. Ich bog in eine Nebengaſſe und ſtand auf einmal in einer Synagoge. Der Gottesdienſt war zu meinem Glück ſchon zu Ende; nur ein blinder Alter war noch da. Ich ſchlich mich zum „Bimen“ (einer Kanzel, die in der Mitte der Synagoge ſteht); unter dieſem befindet ſich ein Kämmerchen, in dem alte, zerriſſene Bücher und einzelne Blätter aufbewahrt

werden. Nach altem jüdiſchen Brauch werden dieſe nicht weggeworfen, ſondern, wenn eine größere Menge geſammelt war, auf dem Friedhof vergraben. — In dieſem Kämmerchen verbarg ich mich. —

Nachdem mein Vater vom Meiſter die Geſchichte gehört hatte, nahm er einen Wagen, um mich in der Stadt zu ſuchen. Unterwegs ſagte ihm jemand, er habe mich in dem Gäßchen geſehen. Mein Vater kam ſofort auf den Gedanken, ich könne in der Synagoge ſein. Als er dieſe geſchloſſen fand, erzählte er dem Aufwärter, was er wußte, und bat ihn, die Synagoge zu öffnen. Mein Gott! das Herz ſchien mir ſtille zu ſtehen, als ich Schritt und Stimme meines Vater erkannte. Ich hörte, wie er in Kiſten und Bänken nachſuchte, ich fürchtete ſchon, entdeckt zu ſein und verkroch mich nur noch tiefer unter die zerriſſenen Blätter und Bücher. Die Gefahr ging jedoch vorüber; ich hörte noch, wie der Vater dem Aufwärter befahl, ihm ſofort Nachricht zu geben, wenn er meiner anſichtig würde. Der Aufwärter verſchloß die Thür und ich atmete wieder auf.

Bald aber fühlte ich furchtbaren Hunger. Und ein wenig ſpäter ſchlief ich aus Aerger und Zorn ein. Es war gerade Freitag. Heftiger Lärm weckte mich auf: die Juden kamen zum Abendgebet. Das war übrigens bald zu Ende; der Aufwärter rief den Hausknecht und ließ die Kerzen auslöſchen (die Juden dürfen am Sabbath nicht ſelbſt auslöſchen), nur eine brannte weiter, zur Erinnerung an einen Verſtorbenen. Nachdem alles in Ordnung war, ging der Aufwärter wieder und ſchloß das Thor hinter ſich zu. Ich wußte,

daß das eiſerne Schloß nur zum Schein angehängt wurde, und daß man es mit einem Stoß zertrümmern könne. Mehrere Minuten lauſchte ich aufmerkſam — ich konnte nichts hören; da entſchloß ich mich unter dem „Bimen“ hervorzukriechen und mich umzuſehen. Jenſeits der einen Wand hörte ich Tellerklirren und lautes Sprechen: Der Aufwärter verzehrte im Kreis ſeiner Familie ſein Abendbrot. Der Hunger quälte mich noch mehr; ich mußte aus der Synagoge heraus und irgendwohin entkommen. Ich hatte aber weder warme Kleidung noch Geld. Da kamen mir die Büchſen in den Sinn, in denen zur Unterſtützung der Armen Geld geſammelt wurde. Ich entſchloß mich, ſie aufzubrechen. Mir war es bekannt, daß nach jüdiſchem Volksglauben die Verſtorbenen Freitag abends in die Synagoge kamen, um zu beten, kein Orthodoxer würde zu dieſer Zeit die Synagoge betreten. Ich brauchte alſo nicht zu warten, bis der Aufwärter mit den Seinigen ſchlafen ging; raſch brach ich die Büchſen entzwei und ſchüttete den Inhalt in meine Taſchen (es waren im ganzen 12 Rubel, wie ſich ſpäter herausſtellte). Dann nahm ich eines der Sitzbretter und ſtieß es mit Wucht gegen das Thor. Das Schloß fiel ab, das Thor ſtand weit offen. Ich lief über die Vorhalle . . . Da ereignete ſich aber etwas Unerwartetes. Bei dem Aufwärter war zufällig ein junger Jude zu Beſuch. Als er das Geräuſch hörte und den Aufwärter ſamt ſeiner Familie zu Tode erſchrocken daſtehen ſah, nahm er eine Kerze, ohne darauf zu achten, daß es Schabbes war, lief in die Vorhalle und faßte den vermeintlichen Toten

am Kragen. Ich dachte gar nicht daran, mich zu verteidigen, ich war ja wehrlos.

Der junge Menſch ſchleppte mich zum Aufwärter. Der brauchte aber eine halbe Stunde, um es zu faſſen, daß ich kein Teufel, ſondern ein Menſch ſei . . . Als er zur Beſinnung gekommen war, zog er ſeinen Rock an und ging meinen Meiſter zu holen. Er wußte ſehr gut, daß er dafür Trinkgeld bekommen würde. Unterdeſſen überwachte mich der Jude, der mich feſtgenommen hatte, auf das ſorgfältigſte. Er wollte mir ſogar zu eſſen geben; dagegen proteſtierte aber die Aufwärtersfrau. Ich ſei ein Verbrecher, und es ſei Sünde, mich zu füttern.

Endlich kam der Meiſter. Er ließ einen Wagen holen und fuhr mit mir in ſein Haus. Unterwegs redete er mir zu, ich möchte doch ſagen, wohin ich das Täſchchen verſteckt hätte, denn im Schnee ſei es nicht gefunden worden. Dazu verſprach er, mich nicht nur vor dem Zorn meines Vaters zu ſchützen, ſondern ſogar mich zu belohnen. Ich aber nahm mein früheres Geſtändnis zurück, indem ich ihm erklärte, ich hätte aus Furcht vor dem Gefängnisdirektor gelogen. In Wirklichkeit hätte ich nichts geſtohlen und ſei vollkommen unſchuldig. — Als wir wieder in der Werkſtatt waren, ſchickte der Meiſter nach meinem Vater. Er kam, und als er hörte, daß ich von neuem alles leugne, verlangte er, der Meiſter ſolle mich mit ihm nach Hauſe laſſen, dort würde er mich ſchon zwingen, die Wahrheit zu ſagen. Ich wußte wohl, welcher Mittel er ſich bedienen würde und bat den Meiſter flehentlich, mich nicht wegzulaſſen. „Ich habe nicht

das Recht, dich hier zu behalten", ſagte dieſer, „weil ich keine Beweismittel gegen dich habe. Wenn du aber geſtehſt, ändert ſich die Sache; dann darf ich dich hier laſſen." Ich beſchloß, mich lieber ſelbſt zu verleumden, als dem Vater in die Hände zu geraten. Gegenüber der Werkſtatt wohnte ein Buchbinder, ein Deutſcher, der einen Lehrburſchen beſchäftigte. Als ich mich deſſen erinnerte, erzählte ich dem Meiſter, ich hätte wirklich das Täſchchen geſtohlen und dem Burſchen zur Aufbewahrung gegeben. Der Meiſter war über mein Geſtändnis ſehr erfreut. Er fragte mich, ob ich heute ſchon etwas gegeſſen hätte. Ich war ſterbenshungrig. Da gab er mir ein Gläschen Branntwein und ein Stück Butterbrot, ſchloß mich in eine Kammer ein und ging mit meinem Vater zum Buchbinder. Es war 12 Uhr Nachts. Als der Buchbinder die Geſchichte gehört hatte, ſchlug er vor, den Koffer des Burſchen zu durchſuchen. Und als ſie darin nichts fanden, weckten ſie ihn und forſchten ihn aus. Der Burſche ſchwur, von mir nichts bekommen zu haben, mich ſogar am Weihnachtsabend gar nicht geſehen zu haben. So kehrten Meiſter und Vater unverrichteter Dinge zurück. Der Vater wollte mich wieder nach Hauſe nehmen, doch der Meiſter ließ, da ich geſtanden hatte, einen Schutzmann rufen. Dieſer fragte mich, ob ich wirklich der Dieb des Täſchchens ſei; ich antwortete mit ja, worauf meinem Vater nichts übrig blieb, als allein nach Hauſe zu gehen. Ich wurde zur Polizei gebracht. Dort nahm man mir Hut und Mantel ab, durchſuchte meine Kleidungsſtücke und fand das Geld, das ich in der Synagoge

gestohlen hatte. Ein Polizist trug die Summe in ein Buch ein, öffnete dann eine Thür, stieß mich hinein und schloß hinter mir zu. Ich war vor allem über die dumpfe Luft und den üblen Geruch meines neuen Heims entsetzt. Eine Lampe ohne Glasschirm verbreitete nach allen Seiten stinkenden Ruß und beleuchtete nur spärlich die große Zelle. Auf der Pritsche und auf dem schmutzigen Boden lag ein Haufen menschlicher, in Lumpen gehüllter Körper. Mir wurde übel; ich pochte kräftig an die Thüre und verlangte Wasser. Da erwachte einer der Gefangenen, sprang auf und schrie mich an:

„Was willst du, freches Aas? Die Leute schlafen; um drei Uhr Nachts willst du Lärm machen? Gieb nur noch einen Laut von dir, dann werde ich mit dir fertig werden."

Ich hörte natürlich auf zu klopfen, ging in eine Ecke und blieb dort die ganze Nacht stehen, da es keinen Platz zum Schlafen gab. Am andern Morgen mußte ich lange Zeit in der Kanzlei des Bezirksamtes warten. Da sah ich zum erstenmal, wie der Beamte die wegen Trunkenheit Verhafteten nach Gutdünken prügelte. Als er endlich zu mir kam, sagte ich ihm, daß ich das Täschchen gar nicht gestohlen hatte. Ich hätte die Schuld nur auf mich genommen, um den Händen meines Vaters zu entgehen. Der Beamte wurde überaus zornig, stampfte mit den Füßen, schimpfte mich mit den gemeinsten Ausdrücken und schlug mich schließlich mit solcher Wucht ins Gesicht, daß das Blut mir aus der Nase quoll. Gerade wollte er mich wieder ins Gefängnis schicken, als mein

Vater kam. Was er mit dem Beamten ſprach, weiß ich nicht; ich mußte im Vorzimmer warten. Dann rief mich der Beamte hinein: „Ich laſſe dich auf die Bürgſchaft deines Vaters hin weg; du mußt dich aber den nächſten Sonnabend hier melden, damit das Protokoll ausgefertigt werde.“ Mir verging der Atem, als ich den Vater ruhig daneben ſtehen ſah; ich wußte, daß er Fürchterliches mit mir vor hatte . . . Er brachte mich nach Hauſe, ſchnürte mir die Hände am Rücken feſt und band mich an der Wand an. Dann ſetzte er ſich, nachdem er ſeine Hände gewaſchen hatte, zu Tiſch, aß und trank ein Gläschen Branntwein. Dabei war er ſo ruhig, als ob ihm gar nichts widerfahren wäre. Die Mutter, die mich die ganze Zeit über mit Thränen im Auge angeſehen hatte, wollte mir auch etwas zu eſſen geben. Der Vater nahm ein Meſſer vom Tiſch und drohte, ſie und mich zu erſtechen, wenn ſie ſich in ſeine Sache hineinmiſchen wolle. Nach beendeter Mahlzeit ſtand er auf und kam auf mich zu. „Jetzt werde ich mit dir reden. Sag, mein Lieber, wo haſt du das Täſchchen verſteckt?“ Ich ſchwur, daß ich es nicht genommen hatte. „Das kannſt du dem Meiſter und dem Bezirksbeamten erzählen, mir wirſt du nichts vormachen. Ich glaube dir doch nicht. Am beſten iſt es für dich, du ſagſt, wo du das Täſchchen verſteckt haſt.“

Nach dieſen Worten warf er mich zu Boden und bearbeitete mich mit den Stiefelabſätzen. Er ſchlug, wohin er gerade traf: in die Bruſt, ins Geſicht und in die Rippen. Ich ſah ein, daß ich wieder eine Lüge erſinnen müßte, um Zeit zum Weglaufen

zu gewinnen. Ich flehte ihn also an, mich nicht mehr zu schlagen, ich wolle die volle Wahrheit sagen.

Der Vater hielt ein, ich stand mit blutüberströmtem Gesichte vom Boden auf.

„Ich habe in der That das Täschchen gestohlen", sagte ich, „und einem getauften Juden verkauft." Der Vater zog sich an und befahl mir, ihn zu dem Juden zu führen. Ich wusch mich und ging mit, meine letzten Kräfte zusammen nehmend, ohne zu wissen, was für ein Ende die Sache nehmen würde. Ich war schon bei der Vorstellung, diese Qualen eine Stunde lang los zu sein, überglücklich.

Auf dem Alexandermarkt hatte ein getaufter Jude eine Trödlerei. Man erzählte sich von ihm, daß er auch gestohlene Gegenstände ankaufte. Dessen Namen nannte ich nun dem Vater, obwohl ich den Mann niemals gesehen hatte. Wir gingen geraden Wegs in das Geschäft. Als er uns erblickte, erschrak er ein wenig. Er wußte wohl, daß ein jüdischer Orthodoxer am Sabbath nicht einkaufen ging. „Nun, sag dem Schuft alles ins Gesicht", sagte mir der Vater. Ich schämte mich, einen mir völlig unbekannten Menschen so ohne weiteres anzuschuldigen, ich konnte aber nicht mehr zurück. Ich wurde frech, wie ich es eben nur in dieser Verfassung werden konnte:

„Geben Sie mir das Täschchen zurück, das ich Ihnen für drei Rubel verkauft habe. Mein Vater giebt Ihnen das Geld wieder. Ich habe das Täschchen meinem Meister gestohlen, nun muß ich es zurückgeben, nachdem ich mein Verbrechen gestanden habe." Der Trödler schaute uns erstaunt an: „Wie kommen

Sie dazu ... Ich sehe Sie heute zum erstenmal." Ich erwiderte: „Erinnern Sie sich nicht des hübschen, silbernen Täschchens, das ich Ihnen vor Weihnachten verkauft habe? Ich weiß wohl, daß Sie es nicht hergeben wollen, weil es zehnfachen Wert hat." Als er vor Staunen sprachlos dastand, sagte ich: „Machen Sie keine Späße, geben Sie doch lieber die Sache zurück und nehmen Sie Ihr Geld wieder. Thun Sie es nicht, zeigen wir Sie der Polizei an und lassen Sie festnehmen." Ich hatte so aufrichtig und eindringlich gesprochen, daß sogar mein Vater mir glaubte und seinerseits den Krämer zu überreden begann. Schließlich ließ er sich zu Drohungen hinreißen. Doch alles dies blieb erfolglos. Als der Trödler sich von seinem ersten Schreck erholt hatte, schrie er uns an und jagte uns endlich davon, indem er uns mit Festnahme drohte. — Es dämmerte schon. Der Vater ging, um den Gottesdienst nicht zu versäumen, mit mir in die Synagoge. Unterwegs sprach er zu mir: „Man darf dir nicht das geringste glauben! Zum zehntenmal gestehst du schon und leugnest immer wieder. Kannst du denn nicht ohne diese Abenteuer leben? Was fehlt dir denn, du verkommener Kerl? Wo hast du das Stehlen gelernt? In unserer Familie gab es keine Diebe. Ich habe mich bemüht, dich gut zu erziehen; ich habe dich in Bibel und Talmud unterrichtet; niemals für dich Geldopfer gescheut; und wie lohnst du es mir jetzt? Das kommt daher, daß du dich nur mit Russen herumtreibst und unsere heilige Schrift nicht kennen willst." — Seine Worte machten auf mich solchen Eindruck, daß ich ihm zu Füßen fallen

und alles gestehen wollte. Ich besann mich aber rechtzeitig, daß das zwecklos wäre, daß ich überhaupt nichts zu gestehen hätte. So kamen wir zur Synagoge. Eine Schar von Burschen umringte mich im Augenblick. Der Vater trug ihnen auf, mich zu bewachen, sie aber verhöhnten mich so unbarmherzig, daß ich vor Schande und Zorn in die Erde zu versinken wünschte; ich war allein, sie waren ihrer zehn. Als der Vater unterdessen die Synagoge betreten hatte, stürmten die Juden auf ihn ein und schrieen ihm im wirren Durcheinander zu, ich hätte in der Nacht die Sammelbüchsen erbrochen und das Geld daraus entwendet. Einen solchen Schlag hatte der Vater nicht erwartet; er rief mich sofort hinein und befragte mich in der Gegenwart aller, ob die neue Anklage richtig sei. Meine Beine zitterten vor Schrecken, die Zunge klebte mir am Gaumen fest; ich konnte die That nicht leugnen. Der Vater geriet in solche Wut, daß er eine Sitzbank aufhob, um sie gegen mich zu schleudern. Die Juden verhinderten ihn daran. Er fragte den „Gabe" (Synagogenältesten), wieviel Geld in den Büchsen war. Als er hörte, es seien 15 Rubel gewesen, versprach er, 25 zum Ersatz zu geben. Dann begann der Gottesdienst . . .

Nach Beendigung desselben faßte mich der Vater bei der Hand und führte mich nach Hause. Dort kleidete er mich aus, band mich stehend an Händen und Füßen an den Thürpfosten, sodaß ich mich nicht rühren konnte. Dann nahm er einen Stock und begann mich zu prügeln. „Glaub nicht, daß ich dich freilasse, wenn du wieder gestehst. Jetzt ist es mir

alles eins, ob du das Täſchchen geſtohlen haſt oder nicht. Es iſt genug, daß du mich vor der ganzen Gemeinde bloßgeſtellt haſt. Ich ſchlage dich ſolange, bis du mir unter den Händen bleibſt. Dann weiß ich wenigſtens, daß ich ſelbſt dich getötet habe, daß du nicht mehr ſtehlen und mich nicht mehr blamieren wirſt." Er ſtellte ſich eine Flaſche Branntwein auf den Tiſch und ſchlug weiter auf mich ein. Ich fing zu ſchreien an. Da nahm er ein Tuch und band mir es ſo feſt um den Mund, daß er mich nicht nur am Schreien, ſondern auch am Atmen hinderte. Dann ſchlug er weiter, von Zeit zu Zeit einen Schluck Branntwein aus einem Theeglas nehmend. Er hätte ſein Wort gehalten, wenn meine Mutter nicht in das Zimmer getreten wäre. Der Vater, der ſchon ein wenig betrunken war, ſaß in Hemd und Hoſen, mit dem Rücken gegen die Thür, und arbeitete unbarmherzig mit dem Stock. Ich ſtand da, ohne zu zucken und zu ſtöhnen ... Die Mutter lief, die Hände ringend, hinaus, rief den Hausknecht und die Nachbarsleute und entriß mich mit deren Hilfe den Händen des wütenden Vaters. Sie nahmen mir das Tuch ab, trugen mich, ohnmächtig wie ich war, in das nächſte Zimmer und legten mich auf den Divan. Die Mutter ließ den Arzt holen, der Mühe hatte, mich wieder zum Leben zu bringen. Sie brachte mir zu eſſen, ich konnte aber, obwohl ich einen Tag lang nichts gegeſſen hatte, auch jetzt nichts zu mir nehmen. Ich fühlte keine Schmerzen, trotzdem mein Körper wie zerſchnitten war und Fetzen blutigen Fleiſches von ihm herabhingen ...

Erlauben Sie mir, bis morgen einzuhalten. Ich kann dies nicht ohne Schaudern niederschreiben: ich muß meinen Vater verfluchen. . . .

In der Nacht begann ich zu phantasieren. Der Arzt, der mich wieder untersuchte, konstatierte, daß ich Fieber hatte . . .

Zwei Wochen lag ich besinnungslos, und als ich wieder zu mir kam, war ich so schwach, daß ich noch einen und einen halben Monat das Bett hüten mußte.

Der Vater behandelte mich nun freundlicher, und als ich soweit war, daß ich sprechen konnte, sagte er mir, das Täschchen sei gefunden worden . . . Ich war begierig, zu wissen, wie das zuging. Er erzählte mir, in dem Deckel sei der Name des Inhabers eingraviert. Eines Tages kam zu einem Freund meines Meisters, einem Uhrmacher, ein Herr, um eine silberne Kette zu kaufen. Beim Zahlen zog er das Täschchen heraus, auf dem der Uhrmacher sofort den Namen erkannte. Er begann, mit dem Käufer ein langes Gespräch zu führen und ließ inzwischen meinen Meister und die Polizei holen. Sie fragten den Unbekannten, woher er das Täschchen habe. Er wurde ein wenig verwirrt, sagte jedoch, er habe es irgendwo gekauft. Mein Meister aber erkannte nunmehr nicht nur das Täschchen, sondern auch den Herrn. Dieser war am Weihnachtsabend in die Werkstatt gekommen, hatte sich nach dem Preis von Manschettenknöpfen erkundigt und war wieder weggegangen, ohne etwas zu kaufen. Auf dem Polizeiamt erkannte man in dem Herrn einen berüchtigten Gauner, der auch bald gestand, das Täschchen entwendet zu haben. „In diesem Fall

warſt du unſchuldig, das ſtimmt", meinte der Vater, „du haſt aber in der Synagoge Geld geſtohlen und wahrſcheinlich auch die Abſicht gehabt, das Gold beim Meiſter zu ſtehlen ... Mit einem Wort, du darfſt dich nicht für unſchuldig halten. Alle Bekannten weiſen auf dich mit den Fingern. Daran mußt du denken. Früher, als du noch ruhig und ehrlich lebteſt, kannte dich niemand, jetzt wiſſen alle Diebe von dir und ſelbſt die Polizei kennt dich ſchon. — Ich will dir eine Geſchichte erzählen: Ein 90jähriger Bettler, der ſchwach und hinfällig war, dachte eines ſchönen Tages: „Sicherlich werde ich bald ſterben ... Doch wie, wenn ich noch 30 Jahre lebte und dann erſt ſtürbe? Niemand in der Welt wird wiſſen, daß ich einſt gelebt habe. Das thut mir leid." — Er ging hin und kaufte für das letzte Geld, das er noch beſaß, ein Dolchmeſſer. Dann verbarg er ſich in dem Garten eines ſtadtbekannten Edelmanns. Als dieſer nun vorbeikam, ſtürzte ſich der Bettler auf ihn und erhob den Dolch gegen ihn. Das Gefolge des Edelmanns faßte ihn und ſchlug ihm den Dolch aus der Hand. Der Edelmann ließ den Alten zu ſich bringen und fragte ihn mit zorniger Stimme: „Warum wollteſt du mich morden? Habe ich dir Böſes gethan?" — „Nein", erwiderte der andere, „du haſt mir nichts Böſes gethan; ich muß aber bald ſterben, und will nicht ruhmlos ſterben. Man ſoll ſagen: Es lebte einmal ein Edelmann, den ein Bettler erſchlagen hat." — Da lachte der Edelmann und ließ den Bettler frei. „Geh nach Hauſe, alter Narr, es iſt ſchon höchſte Zeit, daß du ſtirbſt!" — Nun, du biſt ein junger

Narr. Willſt du auch Ruhm erwerben wie dieſer alte Bettler? Ich ſage dir, daß du ein noch größerer Narr biſt, als der Bettler. Der hätte an deiner Stelle keine Kleinodien geſtohlen, um dafür die Verantwortlichkeit zu übernehmen."

Das waren die Lehren, die mir der Vater gab. Ich muß geſtehen, daß dies auf mich Eindruck machte . . .

Als ich wieder hergeſtellt war, ging ich nicht mehr zu meinem Meiſter. Nach den beiden Unannehmlichkeiten, die er mir ſo kurz nacheinander verurſacht hatte, ſchämte er ſich, wieder mit mir zu arbeiten. — Ich mußte dem Vater ſchwören, nichts mehr zu ſtehlen; darauf ließ er mich wieder zu ſich ins Geſchäft. Ich ſollte Ware übernehmen und abſchicken, kurz, ich ſollte wieder Herr im Geſchäft ſein. Ich muß geſtehen, daß ich mein Wort nicht halten konnte, wenn ich auch lange aushielt. Ich machte wieder die Bekanntſchaft mehrerer Kaufmannsſöhne und ging mit ihnen bummeln. Ich brauchte Geld; denn ich wollte ins Theater, in den Tiergarten u. ſ. w.; der Vater war aber geizig und für meine Ehrlichkeit bekam ich keinen Groſchen. Da begann ich wieder zu ſtehlen, aber mit ſolcher Schlauheit, daß nichts zu merken war. — So verging wieder ein Jahr. —

Unſer Geſchäft war ziemlich groß; unſere Kundſchaft beſtand zum größten Teil aus Hauſierern. Mit einem von dieſen befreundete ich mich. Er hieß Iwan Brusnitzin und war 22 Jahre alt. Er war ein wenig beſchränkt und ruhig, ſolange er nicht trank. Im allgemeinen war er aber anſtändig und konnte alſo

in dieſer Hinſicht meinen guten Wandel nicht gefährden. Er hatte aber einen älteren Bruder, der Diener bei dem wirklichen Staatsrat Kraſinsky war. Der letztere war ungeheuer reich und noch geiziger als er reich war. So bewohnte er im dritten Stock ſeines eigenen Hauſes zwei Zimmerchen. Er war Junggeſelle, hatte aber in ſeinem Haus ein junges, hübſches Mädchen, das zugleich Stubenmädchen, Köchin, Haushälterin und, wie man munkelte, auch noch etwas anderes war. —

Der junge Brusnizin beſuchte häufig ſeinen älteren Bruder und machte dabei die Bekanntſchaft der Liſette (ſo hieß das Mädchen). —

In den erſten Tagen des Mai — ich hatte gerade das Geſchäft geſchloſſen — kam Brusnizin in gedrückter Stimmung zu mir und ſagte: „Komm mit mir in eine Bierhalle, ich muß dir etwas erzählen.“ Wir hatten keine Geheimniſſe vor einander. In der Bierhalle angelangt, ſtellten wir vier Flaſchen Bier vor uns hin und fingen an zu trinken. Iwan begann mit ſeiner Erzählung: „Du weißt, Miſchka, daß die Liſette in mich verliebt iſt... Ich komme oft zu ihr, wenn der alte General nicht zu Hauſe iſt. Heute erzählt ſie mir, daß ſie dieſer Tage ins Mineralbad Staraja Ruſſa führen. Der General nimmt 25000 Rubel mit. Von dort fährt er auf drei Tage nach Moskau und giebt Liſette das Geld zur Aufbewahrung... Weißt du, was Liſette thun will? Sie ſagt, ich ſolle nach Staraja Ruſſa kommen und mir, wenn der alte General weggefahren iſt, das Geld holen. Um die Folgen brauche ich mich nicht zu ängſtigen.

Auf mich wird sicherlich kein Verdacht fallen. Ich möge mir alles gut überlegen und ihr morgen Antwort sagen. In meiner Dummheit habe ich zugesagt, jetzt thut es mir aber leid. Gelingt es nicht, so werden böse Dinge herauskommen." —

Bei diesen Worten geriet ich in Feuer. Ich hatte nur einen Gedanken: Fünfundzwanzigtausend! Das ist so viel, daß man schon etwas dabei riskieren kann... Des Vaters Lehrfabel war also auf fruchtbaren Boden gefallen... Wir tranken unser Bier, darauf lud ich meinen Freund ein, mit mir zum Abendbrot ins Restaurant zu gehen. Dort legte ich ihm den Vorteil dar, den er aus der Sache herausschlagen könne; mit diesem Geld, sagte ich, würde er ein großer Kaufmann werden. Solches Glück widerfahre nur einem unter Millionen. Ich bot mich ihm als Helfer an und versprach, alles gut einzurichten. — Nach längerem Zureden war er damit einverstanden. Wir verabredeten, daß er morgen seinem Bruder sagen sollte, er fahre nach Hause zu Besuch. Am 15. Mai möge er mich auf dem Nikolaibahnhof erwarten. Meinem Vater wollte ich erzählen, ich müsse nach Staraja Russa fahren, um säumige Schuldner zu veranlassen, endlich ihre Rechnungen zu zahlen. Ich wußte, daß er schon längst die Absicht hatte, hinzufahren. Am anderen Morgen begann ich mit dem Vater ein Gespräch über diese Schuldner und stellte mich über ihr Benehmen empört. Ich wußte wohl, daß er wieder sagen würde, er hätte keine Zeit, er sei zu schwach u. a.

Als meine Vermutung sich bewahrheitete, machte

ich ihm den Vorſchlag, ſelbſt nach Staraja Ruſſa zu fahren, um den Leuten Furcht zu machen; dabei könne ich vielleicht auf der Meſſe Einkäufe machen.

Der Vater war damit einverſtanden, gab mir dreißig Rubel auf die Reiſe und beurlaubte mich auf vierzehn Tage. An dem verabredeten Tage verabſchiedete ich mich von meinen Eltern, ließ einen Wagen holen und fuhr zum Bahnhof.

Es geht raſch bergab.

Brusnitzin wartete ſchon auf mich.

Unterwegs ſprach ich nicht mit ihm über die Sache, weil ich ſah, daß er ſchlechter Laune war, verdrießlich ausſah und überaus reizbar war, und um ihn aufzuheitern, erzählte ich allerhand ſpaßige Geſchichten und Anekdoten. Faſt auf jeder Station tranken wir Thee, und ich bot ihm auf meine Koſten Branntwein und Imbiß an. Um ſieben Uhr früh kamen wir in Staraja Ruſſa an. Brusnitzin fragte mich, in welchem von den beiden Hotels wir abſteigen wollten — in „London" oder „Petersburg". Meine Fantaſie war die ganze Zeit über thätig; in mir erwachten ein ungewöhnlicher Geſchäftsſinn und Scharfſinnigkeit; ich beſchloß, alles im voraus zu überlegen, und mich nach allen Seiten hin ſicher zu ſtellen; obwohl ich noch nie im Leben Staraja Ruſſa geſehen hatte, kannte ich es doch bereits aus Geſprächen mit dem Freunde, wie meine fünf Finger,

und darum erklärte ich, ohne lange zu überlegen, daß wir in „Petersburg" absteigen müßten: ich kalkulierte, daß dieses Hotel, am Quai und gegenüber dem Dom liegend, an einem weniger belebten und geräuschvollen Orte sich befinde... In „Petersburg" mietete ich zwei Zimmer mit einem seperaten Eingang und sagte Iwan, er solle allen seinen Verwandten erzählen, daß er mit seines Herrn Sohne in Geschäftsangelegenheiten hergekommen sei. Darauf trennten wir uns. An diesem Tage erhielt ich von keinem der Schuldner meines Vaters Geld — alle schützten schlechte Geschäftslage vor und versprachen, in kurzer Zeit zu bezahlen. Den ganzen nächsten Tag schlenderte ich mit Brusnitzin durch die Stadt und besichtigte den Marktplatz und die Läden. Auf dem Marktplatze begegnete uns ein Polizeioffizier und erkannte sofort nach meinem Aussehen, daß ich ein Fremder bin. Er kam auf mich zu und fragte, wer ich bin, woher ich komme und ob ich meinen Paß habe. Mein Paß war in Ordnung und, nachdem er ihn angesehen hatte, sagte er, ich solle den Paß ins Polizeiamt zur Anmeldung schicken. An diesem Tage bekam ich von jüdischen Schuldnern 340 Rubel und sandte sie unverzüglich an meinen Vater ab, ohne mir auch nur eine Kopeke zu behalten, obgleich mein Geld schon bald zu Ende war: ich wollte, daß mein Vater sich über mich beruhige und mir erlaube, hier so lange zu bleiben, wie es mir nötig erschien. Ich dachte so: ich werde einen Teil von meines Vaters Geld nehmen, werde es ausgeben; und wenn unser Streich wieder Erwarten nicht ge-

lingen und ich nicht die Mittel haben ſollte, die Ausgaben zu decken? Dann verliere ich wegen Kleinigkeiten das Vertrauen meines Vaters für immer, deſſen ich ſo bedarf. Und ich fing an, darüber nachzudenken, auf welch andere Art ich Geld bekommen könnte.

Abends ging ich in den Park und war dort im Theater, aber fortgeſetzt quälte mich dieſer Gedanke. Bei meinem Fortgange aus dem Park ging ich ins Geſchäft von Popow, um Cigaretten zu kaufen, und hier kam mir die ſcheinbar ſinnloſe und doch glänzende Idee — dieſes reiche Geſchäft zu beſtehlen. Aber wie dieſes Vorhaben ausführen? Die Stadt war mir wenig bekannt; ich hatte keine Kollegen zu einer ſolchen Affäre, weil Brusnitzin nicht für eine Million darauf eingegangen wäre, und es war ſogar unmöglich, mit ihm darüber zu ſprechen; zu alledem hatte ich ſelbſt noch nie im Leben meine Kräfte an ſo großen und kühnen Diebſtählen erprobt. Aber eine Stimme ſprach trotzig in mir: „Und doch werde ich es thun!“ — und die ganze Nacht konnte ich nicht einſchlafen, über hundert von verſchiedenen Plänen nachdenkend, ſie einer ſtrengen Kritik unterwerfend und einen nach dem anderen ſchließlich verwerfend. Am Morgen aber wußte ich ſchon, was ich zu thun hatte.

Während dieſer zwei Tage bemerkte ich, daß der größte Teil der Bürger von Staraja-Ruſſa nach Beendigung der Arbeit, ſpät am Abend, ſich auf Karren in beſonderen Fäßchen, welche fünf bis ſechs Eimer faſſen, Waſſer holen; und ich beſchloß, mir auch ſolch einen Karren und Fäßchen anzuſchaffen. Früh morgens lud mich Iwan ein, mit ſeinen Freun-

den zu bummeln, aber ich ſchützte Kopfſchmerzen vor. Er war den ganzen Tag fort; ich aber ging auf den Markt, kaufte dort für 2 Rubel und 65 Kopeken Karren und Fäßchen und ließ ſie auf meine Wohnung bringen. Das Gekaufte ward zur rechten Zeit gebracht; dann nahm ich von einer Seite des Fäßchens die Reifen ab, ſchlug den Boden aus und ſetzte die Reifen wieder an ihren Platz. Wozu brauchte ich das? Ich überlegte mir: wenn ich auch wirklich ins Geſchäft eindringe, iſt es doch unmöglich, während der Nacht ein großes Bündel Waren durch die Hauptſtraßen der Stadt zu ſchleppen — man wird mich unter allen Umſtänden verhaften. Ins Fäßchen aber kann man hineinlegen, was man will, und einigemal hin und her fahren, ohne den geringſten Verdacht zu erregen. Am Abend desſelben Tages war ich wieder im Theater, und bei meiner Rückkehr ging ich wieder ins Geſchäft von Popow und kaufte Cigaretten, Nüſſe, Bonbons und ein paar Apfelſinen. Mir war nicht ſo viel um dieſen Einkauf zu thun, als vielmehr darum, alles gründlich zu ſtudieren, und ich zögerte abſichtlich beim Einkauf verſchiedener Kleinigkeiten. Als ich aus dem Geſchäfte fort war, ging ich geraume Zeit auf der gegenüberliegenden Straßenſeite, um zu ſehen, wie man den Laden zuſchließen würde. Wirklich ſperrten ihn die Commis bald zu und gingen fort; dann kam ich näher und ſah zwei gewöhnliche Hängeſchlöſſer, welche im Notfall leicht loszureißen waren, aber dieſes an ſolcher Stelle zu wagen, wäre ein unverzeihlicher Fehler geweſen: gegenüber, beim Parkeingang, ſtand immer

ein Wächter, und das geringſte unvorſichtige Geräuſch würde mich ins Verderben ſtürzen. Deshalb nahm ich aus der Taſche ein Stück Wachs und machte einen Abdruck vom Schlüſſelloch. Es war ſchon ein Uhr Mitternacht, und ſehr zufrieden mit meinen Beobachtungen ging ich nach Hauſe. Zu Hauſe fand ich Brusnitzin halb betrunken. Ich erklärte ihm, ein Telegramm von meinem Vater bekommen zu haben, welches mich zwänge, morgen auf zwei Tage nach Nowgorod zu verreiſen, und darum riet ich ihm, anſtatt umſonſt das Geld für das Zimmer auszugeben, dieſe zwei Tage bei Verwandten zuzubringen. Er war damit einverſtanden und ſchlief ſofort ein. Als ich ihn morgens zu den Verwandten gebracht hatte mit den Worten, daß ich in einer Stunde abreiſe, fühlte ich mich erleichtert: ich hatte mich jetzt vor nichts zu fürchten und zu genieren. Ich fuhr ſofort nach den Eiſenläden, um nach dem vorhandenen Abdruck Schlöſſer auszuſuchen. Hier aber war ich auch ſehr vorſichtig und ſchlau; ich ſtellte mich an, als ob ich einfach ſtarke Schlöſſer ſuche; den Abdruck zeigte ich dem Commis ſelbſtverſtändlich nicht. Paſſende Schlöſſer wurden ſchnell gefunden, und ich bezahlte, ohne über den Preis zu ſtreiten. Den übrigen Teil des Tages blieb ich zu Hauſe ſitzen und dachte über alle Details des künftigen Verbrechens nach, wobei ich mich mit Bier und Cognac ſtärkte. Gegen Abend fühlte ich jedoch etwas, was Gewiſſensbiſſen ähnelte; ich fragte mich, ob ich etwas Gutes vorhabe? Habe ich denn ein Recht, jenes Geld zu nehmen, welches vielleicht durch mühſame Arbeit vieler

Generationen verdient ist? Wäre es mir angenehm, wenn man mich bestehlen würde? Mir schwindelte es vor diesen Gedanken, und um sie los zu werden, zog ich mich schnell an, schloß mein Zimmer ab und ging hinauf ins Restaurant, um der Musik zuzuhören. Dort bestellte ich mir eine halbe Flasche Cognac und einen Imbiß. Doch konnte ich mich nicht beruhigen und trank, um mich zu ermuntern, ein Gläschen Schnaps; darauf ging ich ins Theater. Ich erinnere mich noch jetzt, im Theater wurde „Armut ist kein Laster" gegeben; das Stück gefiel mir sehr, ich blieb bis zum Ende der Aufführung und wurde ganz heiter gestimmt. Vom Theater ging ich nach Hause. Punkt ein Uhr nahm ich meinen Karren, legte das Fäßchen darauf, nahm die Kerze, Zündhölzchen und die Schlüssel von den am Morgen gekauften Schlössern mit und begab mich in die Iljinskaja Straße. Schon in der Nähe vom Laden begegnete ich dem Wächter mit dem Schlägel; ich ließ ihn vorbeigehen, bog um die Ecke, stellte den Karren hin und kam auf den Laden zu. Ringsherum herrschte tiefe Stille, nur irgendwo in der Ferne hörte man das Rollen von Rädern. Ich nahm die Schlüssel heraus, schloß die Schlösser auf und machte dann vorsichtig die Thür auf; hinter ihr war eine innere Glasthür, und wäre sie zu gewesen, hätte ich entweder das Glas eindrücken, d. h. Lärm machen, oder von meinem Vorhaben überhaupt abstehen müssen. Aber zu meinem Glück oder Unglück war sie auf. Ich sah mich noch einmal um, holte den Karren, machte die Thür weit auf, fuhr hinein und machte sie fest zu. Mein Herz pochte laut — ich

fühlte, daß die Hälfte des Unternehmens gelungen, daß ich jetzt der Herr des Ladens war. Nachdem ich mich beruhigt hatte, zündete ich die Kerze an, und begab mich zur Kaſſe, wo die Tageseinnahme aufbewahrt wird. Ich fand darin 50 Rubel Papiergeld, 19 in Silber und 9 in Kupfer, im ganzen 78 Rubel. Nachdem ich dieſes Geld zuſammengezählt und in die Taſche geſteckt hatte, war ich ein wenig enttäuſcht... Darauf fing ich an, die Waren zu beſichtigen: es waren da Zuckerhüte und gehackter Zucker in Säcken, Bonbons, Kuchen, Schokolade, Mehl, aber am meiſten Thee eigener Firma von Popow. Und ich beſchloß, bloß Thee, als die teuerſte Ware, zu nehmen. Ich füllte das Fäßchen mit Thee zu fünf und drei Rubel das Pfund in Paketen aller Größe. Dann bedeckte ich das Fäßchen mit einem Sack, band es mit Stricken feſt, löſchte das Licht aus, lauſchte, öffnete vorſichtig die Thür, ſchaute, ob jemand auf der Straße vorübergehe, und nachdem ich mich überzeugt hatte, daß alles ſtill und öde war, machte ich die Thür auf, fuhr aus dem Laden, ſchloß wieder zu und begab mich mit der Beute nach Hauſe. Zu Hauſe lud ich das alles aus und ging daran, eine neue Ladung zu holen: kurz und gut, ich machte dreimal dieſe Fahrt. Beim letztenmal nahm ich, außer dem Thee, dreihundert Cigarren (zu 10 Rubel das Hundert) und eine Fünfpfundbüchſe mit Bonbons. Während dieſes Hin- und Herfahrens begegnete ich Wagen, Nachtwächtern, Bummlern, Schutzmännern, — und niemandem fiel es ein, mich aufzuhalten. Das kam, weil man während der Nacht einigen

Dutzenden Leuten begegnen kann, die mit solchen Fäßchen Wasser holen: einige haben bei Tage keine Zeit, andere schämen sich, es selbst zu thun; dazu wählen sie solch eine Zeit, wo alle schlafen; doch wenn sie zufällig einen Bekannten treffen, so treten sie ihm aus dem Wege und machen solch ein verdrießliches Gesicht, daß man jede Lust verliert, sie als Bekannten oder Freund anzuerkennen.

Als ich alles vollendet hatte, legte ich allen Thee in eine Zimmerecke, bedeckte ihn mit einem Betttuch und ging schlafen, denn der Tag brach schon an. Um sieben Uhr morgens ging ich auf den Markt und kaufte dort drei hölzerne Kisten und einige Bastdecken. Dort erfuhr ich auch von dem Nachts begangenen Diebstahl — die ganze Stadt war aufgeregt, wie ein Ameisenhaufen... Popoff setzte die ganze Polizei in Bewegung; eine Menge verdächtigen Volkes wurde verhaftet. Man schloß endlich, daß nur der Hauptcommis diesen kühnen Diebstahl begangen haben konnte, weil die Schlösser in Ordnung waren, er aber die Schlüssel hätte... Auf mich fiel also nicht der geringste Verdacht. Ich verbrannte das Papier, in welches der Thee eingewickelt war, schüttete allen Thee in die Kisten (zuerst die einfacheren und dann die besseren Sorten), nagelte die Kisten zu, wickelte sie in die Bastdecken ein und brachte sie auf den Bahnhof, wo ich sie mit dem Güterzuge abgehen gehen ließ; ich selbst nahm eine Fahrkarte bis nach Nowgorod. Dort verkaufte ich den Thee einem Juden für 80 Rubel per Pud, und nachdem ich von ihm 800 Rubel bekommen hatte, begab ich mich am näch-

ſten Abend nach Staraja Ruſſa zurück. Am Bahnhof erwartete mich Brusnitzin, ſehr unzufrieden damit, daß ich anſtatt zwei, drei Tage verreiſt war: ſeinen Worten nach ſeien der General mit Liſette geſtern angekommen, und wenn er, Iwan, mich heute nicht getroffen hätte, ſo würde er auf alles geſpien haben und wäre nach Petersburg abgereiſt. Nachdem wir ins Hotel gekommen waren, bemühte ich mich, Iwan zu begütigen und bewirtete ihn mit einer Flaſche Madeira. Dann erklärte er mir, daß er am Morgen mit Liſette eine Zuſammenkunft auf dem Markt habe. In der That begaben wir uns am nächſten Morgen nach dem Kaffee auf den Markt und trafen dort Liſette. Sie blieb ſtehen und fragte im Geſpräch mit Brusnitzin, wer ich ſei. Er antwortete: „das iſt mein guter Freund. Ich lud ihn abſichtlich aus Petersburg ein, folglich brauchſt du dich nicht vor ihm zu genieren. Sag' uns doch, wie lange wir hier bleiben müſſen?" Sie lachte: „Sieh' mal, du Ungeduldiger! Nun, tröſte dich! Mein Geizhals reiſt morgen früh nach Moskau ab, und ich lade euch abends zu einer Taſſe Thee ein." Nach dem ſchieden wir voneinander, und ich ging mit Iwan bummeln. Jetzt fehlte es mir nicht an Geld, und ich will Ihnen kurz ſagen, daß ich während dieſer zwei Tage mit ihm 440 Rubel durchbrachte. Brusnitzin fragte mich immer, woher ich das viele Geld hatte, aber ich gab ihm allerlei Scherze als Antwort und ſagte: „Trinke und ſei luſtig, ſo lange es noch Zeit iſt! Wer weiß, vielleicht bummeln wir zum letzten Male." Ich ahnte nicht, daß mein Spaß eine Prophezeiung war . . .

Zur bestimmten Frist, um Mitternacht, kamen wir zum General Krasinsky. Er war wirklich mit dem Abendzug nach Moskau abgereist, und Lisette wartete mit Ungeduld auf uns. Sie stellte sofort eine Flasche Champagner und einen Imbiß auf den Tisch; übrigens war Brusnitzin schon vor dem betrunken und konnte kaum auf den Füßen stehen; da ich aber wußte, was uns bevorstand, war ich nur mit einem kleinen Räuschchen angekommen. Nachdem wir uns gesetzt hatten, fing Lisette an: „wie mir scheint, habe ich einen guten Plan ausgeheckt. Das Geld ist im Arbeitszimmer, im Schreibtische. Wir werden die Thür aufbrechen, und wenn der General zurückkommt, werde ich ihm sagen, daß in seiner Abwesenheit fremde Leute eingebrochen wären und mich mit einem Messer bedroht hätten, ich sollte nicht den geringsten Laut von mir geben. Ich wäre in Ohnmacht gefallen, und was weiter passiert wäre, wüßte ich nicht; als ich aber zur Besinnung gekommen wäre, hätte ich die Wohnung in Unordnung gefunden, alle Schlösser seien aufgebrochen und sogar die Eingangsthür sei offen gewesen. Wenn Sie, meine Herren, meinen Plan billigen, dann machen Sie sich schnell an die Arbeit." Was mich anbetrifft, so muß ich gestehen, dieser Plan gefiel mir nicht; in ihrer Stimme lag etwas Falsches, und ihre Augen irrten, wie es mir schien, schuldbewußt umher. Und es durchblitzte mich mein eigener schrecklicher Plan: dieses Mädchen zu töten und dann das Geld zu nehmen, damit es keinen überflüssigen Zeugen gäbe. Aber als ich Iwan ansah, mußte ich sofort solche Gedanken aufgeben:

er war von seiner Lisette ganz entzückt und schrie mit betrunkener Stimme: „Einverstanden! . . . Sehr gut! . . .“ Darauf ergriff er das in der Küche liegende Beil und erbrach flink das Schloß. Ich ging in die inneren Räume, durchsuchte das Arbeitszimmer, Schlafzimmer, — durchwühlte alle Sachen — aber nirgends war nur eine Kopeke zu finden. Indessen machte Lisette Brusnitzin ganz betrunken und als ich in die Küche kam, schlief er schon fest. Als sie von mir erfuhr, daß es kein Geld gäbe, stellte sie sich ganz erstaunt und ging mit mir zusammen ins Arbeitszimmer auf neue Suche. Sie warf alle Sachen durcheinander, wühlte in den Fächern und Papieren (während ich in der Thüre stand und jede Bewegung von ihr beobachtete), und endlich, zu mir gewendet, sagte sie traurig: „Nun bin ich auch in die Patsche gekommen! Das heißt, er hat das Geld mitgenommen . . . Und wie konnte ich dumme Gans nur denken, daß solch ein Geizhals hier so viel Geld gelassen hat!“ . . . Dann eilte ich zu Iwan, weckte ihn und flüsterte ihm zu, daß wir verloren seien, Lisette uns einen schlechten Streich gespielt habe, und wir, um uns zu retten, sie töten müßten. Aber Iwan hätte mich beinahe selber getötet bei diesen Worten, sodaß ich sie als Spaß hinstellen mußte. Und um nicht mit leeren Händen aus der Wohnung fortzugehen und um nicht umsonst Strafe zu erleiden, nahm ich ein silbernes Service, eine goldene Uhr und noch einige Kleinigkeiten mit; auf jeden Fall ließ ich Lisette versprechen, daß sie unsere Namen nicht nennen werde (obwohl ich sehr wenig Wert auf ihre Worte legte). Als wir

ins Hotel zurückkehrten, fiel Iwan auf die Diele hin und schlief wie ein Toter, ich aber nahm eine Droschke und fuhr zu einem Hehlerjuden, dem ich alles verkaufte. Das war sehr gut, weil am anderen Tage, gegen Mittag, — als wir noch nicht ordentlich wach waren — das ganze Polizeipersonal zu uns kam. In der ganzen Stadt war schon das Gerücht von dem beim General Krasinsky begangenen Diebstahl umhergelaufen; in der Thüre standen, außer der Polizei, eine Menge Zuschauer; unter den Neugierigen bemerkte ich auch den von mir bestohlenen Kaufmann Popoff . . .

„Ist Ihr Paß in Ordnung?" fragte mich der Polizeiaufseher. Ich nahm meinen Paß heraus und reichte ihn hin. Nachdem er ihn durchgesehen hatte, sagte er zu mir und Brusnitzin: „Im Namen des Gesetzes verhafte ich Sie!" und befahl dem Quartaloffizier, bei uns eine Haussuchung vorzunehmen. Es wurde nichts Verdächtiges gefunden. Aber plötzlich sagte Popoff dem Polizeiaufseher, daß er seine Büchse Bonbons erkenne, die auf meinem Tische stand, es sei dieselbe Büchse, die vor einigen Tagen aus seinem Laden gestohlen war. Man öffnete die Büchse, aber darin waren keine Bonbons, sondern Kaffee. „Woran erkennen Sie die Büchse?" — fragte der Polizeiaufseher. Popoff antwortete, es gäbe, so viel er wüßte, in der ganzen Stadt kein anderes Geschäft mit Bonbons dieser Fabrik, und ferner sei diese für fünf Pfund bestimmt, wie die gestohlene. Darauf erwiderte ich lachend: „vielleicht haben Sie recht, daß Sie eine solche Büchse gehabt haben, aber diese habe

ich aus Petersburg mitgebracht; Petersburg ist aber kein Staraja Russa und dort kann man in jedem kleinen Geschäft alles haben, was man will. Also hat Ihre Aussage keinen Wert." So bekam Popoff eine lange Nase. Trotzdem wurden wir ins Polizeiamt in Begleitung von vier Quartaloffizieren gebracht. Plötzlich öffnete sich die Thür des Zimmers und unsere gute Freundin Lisette trat herein. Ich erriet sofort den Sachverhalt und stellte mich, als ob ich sie nie in meinem Leben gesehen hätte. „Waren es diese Herren, welche bei Ihnen Nachts gewesen sind?" — wendete sich der Polizeiaufseher an sie. „Ja, das sind sie", — antwortete sie fest, uns frech ansehend. Brusnitzin und ich leugneten es, und darauf wurden wir ins Gefängnis gesperrt.

An demselben Tag depeschierte ich meinem Vater von meiner Verhaftung und bat ihn, unverzüglich hierherzukommen. Ich mußte es schon deshalb thun, weil man mir bei der Untersuchung tausendzweihundert Rubel weggenommen hatte, von denen neunhundert meine eigenen waren (d. h. des Vaters); wäre ich verurteilt worden, würde dieses Geld verloren gegangen sein und es könnte sogar gegen mich zeugen. Und mein Vater würde es sowieso erfahren. Am Morgen des nächsten Tages kehrte General Krasinsky nach Staraja-Russa zurück; ihn hatte Lisette telegraphisch benachrichtigt. Als er in sein Arbeitszimmer eingetreten war und seinen Schreibtisch aufgebrochen sah, war er ganz bestürzt: man hatte ihm fünfundzwanzigtausend Rubel gestohlen! . . . Er benachrichtigte sofort den Polizeichef, gab die nötigen Aussagen und reiste

wieder nach Moskau ab. Darauf wurden Iwan und ich eines noch schwereren Verbrechens angeklagt: des Einbruchsdiebstahls nicht nur von Silbergeschirr (dessen wir am vorigen Tage nach Lisettes Worten beschuldigt wurden), sondern auch des Diebstahls von fünfundzwanzigtausend Rubel. Jetzt zweifelte ich bereits nicht mehr daran, daß dieses Geld wirklich existiert hatte, und daß Lisette es genommen hatte, wir aber waren von ihr eingeladen, um jeden Verdacht abzulenken. Kurz und gut, wir waren wie Schuljungen gefoppt! Nach dem Vorlesen der Anklageschrift fing man an, uns förmlich zu verhören, wobei ich, wie auch Brusnitzin, ein und dasselbe sagten, daß wir nichts davon wissen.

Gegen Abend kam mein Vater. Er wurde sofort zu mir zugelassen, und ich versicherte ihm, daß ich gar nicht verstehe, wofür man mich verhaftet hat, und daß die bei mir weggenommenen 1200 Rubel seine eigenen seien. Den anderen Tag wurde ich in ein anderes Gefängnis geführt, und die Angelegenheit ging ihren Gang. Ich war zum erstenmal im Leben im Arrestantenhemd, im Kittel und in zerrissenen Schuhen; man schrieb alle meine Merkmale auf, und ich wurde in der Untersuchungsabteilung untergebracht. Ich will Ihnen nicht den Anfang meiner Gefängnislaufbahn ausführlich beschreiben, ich werde nur die Hauptzüge und die wichtigsten Vorfälle notieren. Die Arrestanten nahmen mich vom ersten Tag an höhnisch und sogar feindselig auf; die „Iwan" vom Gefängnis drangen in mich mit Forderungen wegen „der Paraschа"; sie drohten sogar, mich durchzuhauen, wenn

ich ihnen nicht zehn, oder wenigstens fünf Rubel bezahle. Aber bald entstand in ihrem Verfahren gegen mich irgendwelche sonderbare Veränderung, die mich in großes Staunen versetzte. Die Sträflinge ließen mich in Ruhe, fingen an, sich in kleine Haufen zu versammeln und über etwas zu flüstern; darauf gingen einige „Iwan" auf mich zu mit schmeichelnden Reden und boten mir allerhand Dienstleistungen an. Meine sieben Sachen wurden auf die Pritschen gelegt, man gab mir eine Strohmatratze und ein Strohkissen. Es ergab sich, daß die Ursache dieser plötzlichen Veränderung der Aufseher war; er hatte ihnen mitgeteilt, daß ich fünfundzwanzigtausend Rubel gestohlen hatte und dieses Geld bei der Untersuchung nicht vorgefunden worden war. „Er hat es sicher gut versteckt, —" lobte mich der Aufseher, — „eine solche Summe ist wohl ein bischen Gefängnis wert." Bei den einen Sträflingen erwachte infolgedessen Achtung vor mir, die anderen hofften, mir im Kartenspiel etwas abzugewinnen oder ein anderes Mittel zu benutzen, um von mir Geld zu erhalten. — Bei dieser Gelegenheit fanden einige Streitigkeiten statt, und ich machte zum erstenmal Bekanntschaft mit verschiedenen Arten der Diebessprache. „Wohin drängst du dich? für wen hältst du dich?" — schrie ein Sträfling den anderen an: — „ich kenne dich genau. Du bist doch ein einfacher Taschendieb, du verstehst nur Tabaksbeutel betrunkenen Bauern wegzustibitzen. Du hast in deinem Leben nichts anderes gestohlen! Und mich kennt ein jeder."

Es tauchten sogar solche Individuen auf, welche

mich überzeugen wollten, sie kennten mich und meinen Vater und meine Brüder, die ich eigentlich gar nicht hatte. Bald kam ein „Samovar" mit Thee und Weißbrot und eine Flasche Spiritus. Schnaps aber wollte ich um keinen Preis trinken, weil ich hier eine Falle ahnte. Plötzlich sah ich einen ausgebreiteten Teppich, und einige Menschen fingen an, Karten zu spielen. Dasselbe ging auch in anderen Zimmerecken vor sich, hier spielte man „Hazardspiele", dort „mariage, préférance". Man forderte mich auf, mein Glück auch einmal zu versuchen, und trotzdem ich mich heftig widersetzte unter dem Vorwand, daß ich das Spiel weder liebe noch verstehe und daß ich auch kein Geld bei mir habe — half dies alles nichts. Einige boten mir an, mir nach Belieben Geld zu leihen, andere versicherten, das Spiel habe nichts Unehrliches oder sogar Schwieriges an sich; meine Karte brauche nur links zu fallen — und ich gewänne, folglich sei dazu nur Glück nötig. Schließlich lieh man mir zehn Rubel, die man mir in zehn Minuten wieder abgewonnen hatte, sozusagen auf die sicherste Weise. Damals war ich noch kein leidenschaftlicher Spieler und deshalb wollte ich das Spiel nicht fortsetzen, sondern trank Thee und schlief fest ein. Plötzlich mitten in der Nacht weckte mich ein schrecklicher Schmerz in den Füßen und ich fuhr mit einem lauten Schrei auf. Ringsherum herrschte tiefe Stille, die Sträflinge lagen auf den Pritschen, bis über die Ohren mit Kitteln und Schafspelzen bedeckt. Als ich vollständig munter war, fing ich an meine Zehen zu betrachten und sah, daß die Haut verbrannt war: man hatte

mir, als einem Neuling, „eine ſpaniſche Fliege“ gegeben . . . Man macht dies auf folgende Weiſe. Man nimmt ein Stück Papier, tränkt es mit Petroleum, wickelt damit dem Schlafenden die Zehen ein und zündet es an. Als ich erſchreckt auffuhr, flog das Papier davon . . . Am Morgen erfuhr ich, wer den Streich vollführt hatte, und ich beſchloß, mich an dem Spaßvogel zu rächen. Kaum ſchlief er nächſte Nacht ein, als ich ein Taſchentuch nahm, es in kleine Streifchen zerriß, in Petroleum tränkte und, nachdem ich ſie an den Zehen des Schlafenden feſtgebunden hatte, ſie anzündete. Als das Feuer aufloderte, ſprang er mit wildem Schrei auf und fing an, das vermeintliche Papier von den Zehen zu reißen, aber dies war nicht ſo leicht. Am Morgen wurde der arme Teufel ins Krankenhaus gebracht und blieb drei Monate dort, ich aber hatte mit einem Male den Sträflingen abgewöhnt, ſich über mich luſtig zu machen. Am Tage fand eine Verſammlung ſtatt, um mich zu richten, aber ich beſtach einige „Iwan“ und wurde freigeſprochen. Das war meine Gefängnistaufe ...

Die Unterſuchung dauerte ein ganzes Jahr, und erſt im Mai 87 wurde ich endlich zu einem Jahre und vier Monaten Zuchthaus verurteilt, aber es wurde in Einzelhaft abgeändert; mein Freund Brusnitzin, als Mündiger, wurde zu vier Jahren Arreſtantenkompagnie verurteilt und nach Archangelsk verſchickt. Ich ſaß meine Friſt im neuen Gefängnis von Staraja-Ruſſa ab, das vor kurzem nach dem Muſter von dem Petersburger Unterſuchungsgefängnis gebaut war. Die Sträflinge hatten ihren gewöhnlichen Abzug an

der Strafzeit, aber die Einzelhaft wurde nicht ſtreng durchgeführt. Doch hatte man Veranlaſſung genug, ſich nach dem früheren Gefängnis zurückzuſehnen, weil hier eigene Koſt unterſagt war, ebenſo Thee und Zucker; von Tabak war überhaupt keine Rede: für den bloßen Namen drohte ſchon eine Woche finſteren Karzers . . . Kurzum, die Einrichtung war ſehr ſtreng, und dieſelben Sträflinge, welche meine Kollegen im alten Gefängnis geweſen waren und ſich immer frech benahmen, waren hier ſehr geknickt, zogen die Mütze vor jedem Aufſeher ab, dem Chef aber waren ſie bereit, die Hände zu küſſen. Wie es bei vielen jungen Leuten vorkommt, die das Leben noch nicht gebrochen hat, fing ich meine Gefängnislaufbahn nicht mit ruhigem und ſchüchternem Benehmen an, ſondern ſetzte meine Kollegen und die Obrigkeit ſelbſt durch meine Frechheit in Staunen. Ich habe dem Chef ſo oft Grobheiten geſagt, daß er es bereits ſatt hatte, mich mit Karzer zu beſtrafen. Mir fällt noch etwas ein: Einſt verbreitete ſich im Gefängnis das Gerücht, es werde zu uns ein Großfürſt kommen. Es wäre lächerlich zu erzählen, was für eine Verwirrung damals entſtand, was für Angſt der Chef und alle Aufſeher bekamen. Man entließ mich ſofort aus dem Karzer und brachte mich in der gemeinſchaftlichen Zelle unter, wo noch einige junge Bauern waren, welche für unerlaubtes Holzfällen ins Gefängnis geraten waren, — einige für zwei Wochen, andere auf vier. Um elf Uhr früh fuhren fünf Dreigeſpanne beim Gefängnis vor, und heraus ſtiegen der Großfürſt und alle höheren Militär- und Zivilbeamten der Stadt. Unſere Zelle

war die erſte beim Eingang, und man trat zu uns zuerſt herein. Beim Eintritt begrüßte uns der Großfürſt höflich, aber außer mir wußte niemand ſeinen Titel, darum antwortete ich ihm ganz allein. Nachdem er bei uns allen die Scheine nachgeſehen hatte, fragte er, ob wir vielleicht Klagen vorzubringen hätten. Da trat ich vor. Ich zeigte unſer Brot, das halb aus Sand war; zeigte unſeren gemeinſchaftlichen Keſſel, in dem das Eſſen gereicht wurde und auch Tag und Nacht Trinkwaſſer ſtand: es wäre unmöglich, es zu trinken, weil es immer nach verfaultem Kohl röche; ich klagte auch darüber, daß man den Sträflingen kein kochendes Waſſer gäbe, und ſagte zum Schluß: „Achten Sie, Kaiſerliche Hoheit, nicht darauf, daß man Ihnen heute in der Küche einen Mittag zur Probe geben wird, der ganz gut ſchmeckt. Es iſt nur für einen Tag gekocht, morgen aber bekommen wir wieder verfaulten Kohl und verdorbenes Fleiſch.“ Nach meiner Erzählung, der er mit Neugier gelauſcht, wendete ſich der Großfürſt an den Chef mit der Frage, ob dies alles wahr ſei, aber jener konnte vor lauter Schreck nur „Kaiſerliche Hoheit“ ſagen und ſchwieg ganz verwirrt. An ſeiner Statt antwortete der Generalprocureur etwas, und der Großfürſt ging ganz zornig davon.

Sofort änderte ſich alles. Wir bekamen einen anderen Chef, beſſere Koſt und man fing an, ſogar von auswärts verſchiedenes hineinzuſchmuggeln ... Aber ich gab mich nicht damit zufrieden und veranlaßte auch die Entfernung des Oberaufſehers, Waſſilij Alexandrowitſch. Er war eigentlich ein guter Menſch,

aber ein Trunkenbold, und in betrunkenem Zustande beging er allerhand Grausamkeiten: zum Spaß schlug er die Sträflinge mit einem Schlüssel und liebte es außerdem, „Schröpfköpfe“ zu verteilen, d. h. er nahm alle Scheitelhaare in eine Faust und, sie fest anziehend, schlug er mit der anderen Hand auf die Faust los . . . Dieses grausame Foltern war sein liebster Zeitvertreib, und deshalb erlaubte er den Sträflingen nicht, sich das Haar zu schneiden. Als ich mich einst mit den Sträflingen umhertrieb, verletzte ich mich ein wenig, aber blutig, am Kopf. Ich benutzte diese Gelegenheit, und, als Wassilij Alexandrowitsch in unsere Zelle trat und sagte: „Gieb mal das Haar her, Mischka!“ flog ich wie ein Pfeil davon, kam zum Doktor und erzählte ihm, der Oberaufseher habe mir den Kopf mit einem Schlüssel verletzt . . . Der Doktor war so empört, daß er, nachdem er mir den Kopf verbunden, sofort den Chef holen ließ und in seiner Gegenwart ein Protokoll aufnahm. Man sagte sogar, der Oberaufseher würde vor Gericht gestellt; aber dies war nicht der Fall, weil er von Adel war, nur wurde er noch am selben Tag aus dem Dienst entlassen.

Also verstrich die Zeit meiner Besserung (richtiger wäre es zu sagen, des Lasters), und im April 88 verließ ich das Gefängnis. Meine Mutter holte mich ab und brachte einen neuen Anzug mit, weil ich in diesen zwei Jahren ziemlich gewachsen war und der alte für mich zu klein geworden war. Denselben Tag reisten wir nach Petersburg ab. Mein Vater lag noch im Bett; bei meinem Eintritt stand er auf und grüßte mich freundlich — diesmal war er von meiner

Unſchuld überzeugt. Er ſchlug mir ſofort vor, ſein Geſchäft wie früher zu führen, und ich ging freudig darauf ein. Ich muß geſtehen, daß ich, trotz meiner Ausſchweifung, während des Lebens im Gefängnis viel wegen meiner Vergangenheit und Zukunft überlegte und zur Ueberzeugung kam, daß das beſte in der Welt ehrliche Arbeit und mit ruhigem Gewiſſen verdientes Brot ſei. Und ich glaube, wenn die Menſchen ſcharfſinniger und gütiger wären, wenn ſie die Sache etwas anders auffaßten und diejenigen, welche einſt einen Fehler begangen haben, menſchlich behandeln würden, wäre mein Entſchluß, den guten Weg zu gehen, nicht ein bloßes Trugbild geweſen. Aber die Menſchen waren anders, und bei meinem erſten Verſuch, ihnen näher zu treten, bekam ich einen entſetzlichen moraliſchen Stoß, den ich nie erwartet hatte: niemand hat mir eine hilfreiche Hand angeboten und guten Rat gegeben, um mich von der Vergangenheit und deren niedrigem Treiben fernzuhalten; im Gegenteil ſchien jeder große Eile damit zu haben, mich in die Kluft des Verbrechens und des Laſters zu ſtoßen, ſodaß ich bereits nicht mehr innehalten und mich beſinnen konnte ... Verzeihen Sie mir dieſe Philoſophie, aber ich mußte damals zu viel darunter leiden, als daß ich jetzt alles ruhig erzählen könnte.

Sobald ich mich hinter den Ladentiſch geſtellt hatte, bemerkte ich, daß meine Verwandten und Bekannten ſich anders zu mir benahmen als zuvor. Jedes Wort, jedes Lächeln zeigte mir Verachtung, den Wunſch mich zu kränken, zu beleidigen, und ich ſah dieſen Wunſch auch da, wo er vielleicht gar nicht vor-

handen war. Wenn irgend ein Bekannter ins Geſchäft kam, wurde es mir bald heiß, bald kalt; ein Blick von dieſen Leuten genügte, um mich wütend zu machen, und ich war zu allem bereit . . . Dieſer Zuſtand wiederholte ſich ſo oft, daß ich, um einen tollen Ausbruch zu vermeiden, beſchloß, mit dem Vater zu ſprechen und in ihn zu bringen, er möge mich für eine kurze Zeit vom Geſchäfte ferne halten. Er war von meinem Entſchluß ſehr überraſcht; er ließ mich nicht zu Ende reden und ſagte, ich hätte viel früher, vor zwei Jahren, daran denken müſſen, und wenn ich mich nicht geſchämt hätte, ins Gefängnis zu kommen, dürfte ich mich jetzt auch nicht ſchämen, den Leuten ins Geſicht zu ſehen. Kurz, ich ſah, daß mein Vater meinen Seelenzuſtand vollſtändig mißverſtand; doch weigerte ich mich entſchieden, ins Geſchäft zu gehen. Der Vater wurde zornig und wollte mich ſchlagen, aber er ſah in meinen Augen etwas, das ihn zwang, davon abzulaſſen: vor ihm ſtand nicht mehr ein verſchüchterter Knabe, ſondern ein Jüngling, in welchem Gewiſſen und Selbſtbewußtſein erwacht ſind . . .

Er ließ mich in Ruhe und ſeit der Zeit blieb ich zu Hauſe, langweilte mich, ärgerte mich über alle und verzweifelte an allem. Ich verachtete alles Hergebrachte, hatte aber noch nichts Neues dafür. Und doch war ich jung, das Blut kochte in mir . . . Ich ſehnte mich nach Geſellſchaft, Thätigkeit, Freundſchaft, intimen Unterhaltungen . . . In dieſem Seelenzuſtand brauchte ich einen Menſchen mit feſten Grundſätzen, welcher mich aus der Verwirrung gebracht und auf den rechten Weg geführt hätte. Ein ſolcher Menſch

war nicht vorhanden. Und unwillkürlich mußte ich, ohne daß ich es ſelbſt merkte, mich mit meiner Vergangenheit ausſöhnen und meine ſchlechten Handlungen vor meinem Gewiſſen rechtfertigen. Mit der Vergangenheit mich ausſöhnen! mit dieſer ſchmachvollen Vergangenheit, welche mich ſo viel Thränen, Leiden, Verzweiflung gekoſtet hatte! Und jetzt, wo das Gewiſſen in mir erwacht iſt, muß ich wieder vergeblich leiden und weinen, vergeblich, weil das Schickſal meinen Untergang feſt und unabwendbar beſchloſſen . . .

Damals brauchte mein Vater eine bequemere Wohnung und nach vielem Suchen gelang es ihm, eine paſſende in der zweiten Kompagnie des Ismajlowskij Regiments zu finden. Im Sommer zogen wir dorthin, und ich war nicht wenig betroffen, als ich erfuhr, dieſes Haus gehöre dem General Krasinsky. Ich war noch nicht vor Staunen zu mir gekommen, als ich, in den Hof tretend und aus Neugier hinaufblickend, im Fenſter des dritten Stockes — Liſette Semenowa ſah, dieſelbe Frau, welche mich einſt ins Verderben geſtürzt hatte! Ich traute meinen Augen kaum, blieb beinahe eine Stunde, wie verſteinert, ſtehen, obwohl im Fenſter ſchon lange niemand mehr zu ſehen war. Ich zitterte am ganzen Leibe, und in dieſem Augenblick war ich zu jedem Verbrechen bereit! Ich rang nach Atem, ich glühte förmlich; ich ging, wie betrunken, auf die Straße und ſchritt ziellos einher. Meine Gedanken verwirrten ſich. Alles, was ich durch dieſe Frau erlitten hatte, meine nahe Vergangenheit, ſtand lebhaft

vor mir ... Ich wollte mich an ihr rächen, furchtbar rächen, und ich sann nach, auf welche Weise es am besten ginge. Es fiel mir sogar ein, in die Wohnung des Generals am hellen lichten Tage einzudringen und Lisette grausam zu zerstückeln. Aber ich verscheuchte diesen Gedanken: selbstverständlich that mir nicht etwa Lisette leid, vielmehr wollte ich mich nicht der Gefahr aussetzen. Dafür hätte ich, leider muß ich es gestehen, meinen Plan gern irgendwo in einem stillen und entlegenen Winkel ausgeführt, wo es niemand sehen konnte.

Bei der späten Rückkehr nach Hause war ich überzeugt, daß mich dort Unannehmlichkeiten erwarteten; Lisette hatte mich sicher erkannt, alles ihrem General erzählt, und der letztere hatte sofort meinem Vater die Wohnung gekündigt. Doch waren meine Befürchtungen unbegründet: an diesem, wie auch an folgenden Tagen war bei uns alles ruhig, und mein Vater ahnte nichts" ...

— — — — — — — — — — — — —

Hier bricht Schusters Manuskript leider ab. Das kam so:

Während der Unruhen der Lomowschen Periode, welche fast zwei Monate dauerten, kümmerte ich mich natürlich wenig um meine Schüler mit ihren Lebensbeschreibungen; sie konnten es nun selbst, und das Lernen und Schreiben hörte zeitweise auf. Als aber meine persönlichen Sorgen ein Ende genommen, und ich zum gewöhnlichen Lebenswandel und zu meinen Beschäftigungen wieder zurückkehrte, begann ich mich wieder für die Gesellschaft meiner unfreiwilligen Kol-

legen, für ihre Leiden und Freuden zu intereſſieren, und da ſah ich, zu meinem größten Erſtaunen, daß in dem Verhältnis der Sträflinge zu Schuſter wieder eine ſchroffe Veränderung eingetreten war. Von neuem mieden ihn alle, wollten nicht mit ihm aus einer Schüſſel eſſen, ſchimpften ihn „ſchmutziger Jud“ und zeigten ihm überhaupt die größte Verachtung. Miſchka Schuſter ſelbſt ſah wieder verſchüchtert und verwirrt aus; er lag ruhig auf der Pritſche in ſeiner Ecke, beim Schreiben oder irgend einer anderen Arbeit vertieft und bemerkte ſcheinbar nicht, wie die Zelle ſich gegen ihn benahm. Aber dieſe Gleichgültigkeit war natürlich erkünſtelt; wenn er an den Tiſch kam, um ſein Eſſen zu holen, ſenkte er jedesmal ſchuldbewußt den Kopf, und ſeine Augen irrten ſchüchtern umher. Es war klar, man hatte ihn auf etwas ertappt. Ich verſtand nichts davon. Aber einmal, in Schuſters Abweſenheit, rannte Sochaty in die Zelle herein, beſchämt und doch wütend.

„Nehmt dieſes verfluchte Luder von mir weg!“ ſchrie er, von der Pritſche die Matratze ſeines ehemaligen Freundes werfend.

„Was iſt denn los? Gefällt dir Katjenjka nicht mehr?“ fragte höhniſch jemand von der ‚Kobylka‘.

„Wer kann denn wiſſen, daß dieſes abſcheuliche Pack . . . ſo iſt? Warum habt ihr denn geſchwiegen, als ihr es gehört habt?“

„Laß doch! Du haſt es auch gewußt!“

Sochaty bekreuzte ſich mit beiden Händen.

„Ich ſchwör 's dir beim Kreuz und der Heiligen Jungfrau, das wußte ich nicht! Man kann ſich an

dem Aas anstecken: es heißt, daß er jeden Tag ins Krankenhaus geht und Arzenei gegen Syphilis nimmt."

„Da hast du's! Das ganze Gefängnis wußte es genau, nur Sochaty war bei uns ein unschuldiges Kind! Glaubt ihr das, Brüder?"

Sochaty wurde ausgelacht, und, ganz verwirrt, fing er an zu spucken, laut zu fluchen und die Matratze Schusters, welche auf der Erde lag, mit den Füßen zu bearbeiten.

Zur Abendrevision kam der brave Kapitän, der schon lange nicht im Gefängnis gewesen war. Wider alles Erwarten wandte sich Schuster an ihn mit einer Beschwerde.

„Herr Chef, man erlaubt mir nicht auf der Pritsche zu schlafen."

„Wer erlaubt es nicht?"

„Die Sträflinge."

„Warum?"

„Das kann ich nicht wissen, Herr Chef."

Luczesarow schwieg ein Weilchen und bewegte die Lippen.

„Ich habe von dir Schlechtes gehört", sagte er plötzlich mit erhobener Stimme, „ja, sehr Schlechtes, Brüderchen! Ich wollte diesen Erzählungen nicht glauben, doch muß ich es thun. Du sollst es wissen: ich erlaube nicht, daß in meinem Gefängnis solche Abscheulichkeiten passieren! Ich habe schon die nötigen Maßregeln gegen dich ergriffen."

Und nach dieser geheimnisvollen Drohung ging er fort. Wie eine lang zurückgehaltene Lawine machte

ſich der Unwillen der Zelle Luft: es erhob ſich ein fürchterlicher Lärm, alle fingen an zu ſprechen und fuhren auf Schuſter los. Spucke, Worte wie abſcheuliches Pack, Heide, Ausgeburt von Jud, Ungeziefer, flogen von allen Seiten auf ihn zu. Gehetzt und angeſpuckt, ſtand er in einer Ecke und ſchwieg, aber in ſeinen bleichen Geſichtszügen überraſchte mich eine auffallende Veränderung: es war keine Spur von der früheren Verwirrung und Schüchternheit; an Stelle deren war eine grenzenloſe Frechheit getreten: aus den großen, ſchwarzen, glänzenden Augen leuchtete grimmiger Haß und tötliche Verachtung ...

„Laßt ihn in Ruhe!“ beeilte ich mich der zornigen Kobylka zuzurufen. „Schuſter, legt euer Bett neben meins.“

Schweigend folgte er meiner Einladung; obwohl die Sträflinge auf ihn weiter losſchrien, achtete er nicht mehr darauf, wenigſtens ſtellte er ſich, als ob er ſchliefe.

Am nächſten Tag hatte ich Gelegenheit, über Schuſter mit dem Aelteſten Godunow zu ſprechen, welcher jetzt in meiner Zelle wohnte. Ich meinte, vielleicht wäre Schuſter nicht deſſen ſchuldig, weſſen man ihn anklagt. Der ſchlaue Kleinruſſe lachte nur darauf.

„Vielleicht haben Sie auch Sochaty geglaubt, daß er nichts davon weiß? Laſſen Sie das, Iwan Nikolajewitſch! Wir können ja diejenigen an den Fingern abzählen, welche dieſes abſcheuliche Pack benützen. Denken Sie nur: woher nimmt er guten Tabak, Thee, Zucker? Oder ſagen wir, vorige Woche hat

ihm der Schneider Tichtenko aus einer Sträflingsjacke einen kurzen Rock gemacht. Bei mir aber wollte er anderthalb Rubel bezahlt haben . . . Solch ein Geld muß man auch zu bekommen wissen."

„Aber warum laßt Ihr denn jene Kerle in Ruhe? Meiner Meinung nach sind sie sogar viel schuldiger . . ."

Godunow zuckte die Achseln.

„Unsere ‚Kobylka' hat in dieser Beziehung eigene Meinungen. Sie hat den Grundsatz: wenn 's geht, — nimm 's, wenn nicht — lauf davon. Wie kann man jemand verfolgen, wenn beinahe die Hälfte der Sträflinge desselben beschuldigt werden kann? Nun, und solches abscheuliche Pack, wie Katjka, — entweder mästen sie es, oder sie schlagen es ins Gesicht. Man muß auch gestehen, Iwan Nikolajewitsch: in einem anderen Gefängnis hätten wir solches Pack nicht einmal angesehen, nun und hier — ist es wieder anders, hier brauchen wir es nicht zu dulden."

„Warum denn gerade hier? Ist es nicht einerlei?"

„Ein großer Unterschied."

Aber Godunow erklärte diesen Unterschied doch nicht vollkommen deutlich für mich: anderes Gefängnis . . . andere Leute . . . alles ist zu beachten . . . mehr Schande . . . Es schien, als ob die Gegenwart solcher Menschen, wie meine Freunde und ich, großen Einfluß auf die Sträflinge ausübte. Leider war dieser Einfluß — eine Schande, wie Godunow sagte — einseitig: Schuster wurde verachtet, alle waren bereit ihn zu hetzen und zu schlagen, gleichzeitig aber,

im geheimen, ſchämte ſich die Hälfte der Sträflinge nicht, an ſeiner Schmach teilzunehmen.

Doch die Erzählung Schuſters, über der zuweilen ſo tiefe Trauer lag, ließ mich wieder zweifeln an dem, was von ihm erzählt wurde. Ich hoffte doch noch, bis ich es mit eigenen Augen geſehen hatte . . .

— — — — — — — — — — — — —

Was brachte dieſen Unglücklichen, dachte ich, zu ſolchen Abſcheulichkeiten? In einem anderen Gefängnis könnte er vielleicht zu ſeiner Rechtfertigung verderbliche Beiſpiele, ſyſtematiſches Hungern, die Möglichkeit, für das verdiente Geld flott zu leben, vorbringen, aber im Schelaiſchen Gefängnis . . .

Es wurde mir ſchwer ums Herz bei dieſer Entdeckung, und die ganze Sympathie für den unglücklichen Jüngling war dahin. Ich verlangte nicht, daß er ſeine Lebensbeſchreibung fortſetzte; ich fühlte ſogar unbeſiegbaren Ekel gegen die von ihm geſchriebenen Hefte. Es war mir widerlich, dieſe ſchmutzigen, verfetteten Papierbogen anzurühren, und ich hatte ſchon öfters Luſt, ſie zu verbrennen . . . Später aber vergaß ich ſie, und nur dieſem Umſtande verdanken ſie ihre Rettung. Einige Jahre darauf fand ich zufällig, alten Kram durchſtöbernd, dieſe mit Bleiſtift geſchriebenen und faſt verwiſchten Hefte; nachdem ich ſie wieder durchgeleſen hatte, bedauerte ich aufrichtig, daß ſie gerade an dem intereſſanteſten Punkte abbrechen. Wenn Schuſter mit derſelben Aufrichtigkeit weiter geſchrieben hätte, ſo könnte die Pſychologie dieſes bedauernswerten, unrettbar verlore-

nen Menschen, meine ich, ein bedeutendes Interesse erregen ...

Sein weiteres Schicksal ist mir unbekannt. Bald nach dem oben Berichteten wurde er nach einem anderen Bergwerk geschickt, wahrscheinlich auf Vorstellungen des Sechsäugigen. Die Sträflinge äußerten laut ihre Freude über diese Anordnung.

Der Ruf von Schelai. Die Begeisterung für schriftstellerische Arbeiten. Die Schwärmer unter den Sträflingen.

Der Name von Schelai war weit unter allen Gefängnissen Sibiriens verbreitet; für die Einen war es ein Schreckнis, für die Anderen, im Gegenteil, eine Art irdisches Eldorado, eine Art Gefängnisuniversität, wo diejenigen, die Lust hatten, nicht nur lesen und schreiben lernen konnten, sondern überhaupt gebildete Leute wurden. Alles gute, was im Schelaischen Gefängnis existierte, wurde vom Gerücht tausendfach übertrieben: man erzählte z. B., wir besäßen eine große Bibliothek, und im Gefängnis wäre mit Erlaubnis der Obrigkeit eine richtige und gut organisierte Schule eingerichtet, deren beste Schüler vor der Frist in die freie Kolonie entlassen würden; die lebhafte Phantasie der Erzähler (d. h. der von Schelai zur Ansiedlung fortgehenden Sträflinge) beschrieb in den rosigsten und schmeichelndsten Farben die geistigen

und moraliſchen Eigenſchaften der Lehrer; und was am erſtaunlichſten iſt, unter dieſen uneigennützigen Panegyrikern waren oft ſolche Individuen, welche während ihres Aufenthaltes im Gefängnis ſcheinbar am wenigſten mit uns in freundſchaftlichem Verkehr geſtanden hatten. Aber die Vergangenheit erſcheint immer in günſtigem Lichte, und es iſt ſelbſtverſtändlich, daß bei Leuten, die endlich das verfluchte Gefängnisleben verließen und ein freies Leben begannen, das Herz unwillkürlich weicher wurde, wenn auch nur auf kurze Zeit, und die Phantaſie einen luſtigen Tanz aufführte. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die Erzähler nicht vergaßen, die materielle Hilfe in übertriebener Weiſe zu rühmen, welche wir der ‚Kobylka' zukommen ließen.

Als Ergebnis von alledem fanden zuweilen unangenehme Zwiſchenfälle ſtatt. Während die Mehrzahl der ſchelaiſchen Einwohner Tag und Nacht mit ganzer Seele fort aus den dumpfen Mauern des Muſtergefängniſſes ſtrebte, baten einige Sträflinge, in Stretensk, wo ſie auf verſchiedene Minen verteilt wurden, die Obrigkeit, ſie nach Schelai zu ſchicken. Zuweilen erfüllte man dieſe Bitten, aber bittere Enttäuſchung erwartete die unglücklichen Schwärmer ſchon in den erſten Tagen ihrer Ankunft bei uns: alles gute, was unſerem Gefängnis zu ſeinem Ruf verholfen hatte, war in der Wirklichkeit winzig klein ... Das Beſtreben der ‚Kobylka' nach dem Licht des Wiſſens, welches zuweilen rührend war, verpflichtete freilich meine Freunde und mich zu Verſchiedenem, und wir thaten auch etwas in dieſer Richtung; aber es war,

ſchließlich, nicht mehr wie ein elender Tropfen im weiten Meere des Verlangten!

Doch kann man nicht ſagen, daß alle die nach dem Schelai Strebenden Sympathie erregten und höher als die Mehrheit der Sträflinge in geiſtiger und moraliſcher Beziehung ſtünden. Unter ihnen gab es die verſchiedenartigſten Charaktere. Einſt wurde in unſere Mine ein Brodiaga gebracht, einer von den im Lande umherſtreichenden Iwanen, die man in allen Gefängniſſen herumführt und den Aufſehern zeigt, wie auch den anderen Beamten in der Hoffnung, daß jemand in ihm einen entflohenen Sträfling erkennt. Die Aufſeher von Schelai erkannten ihn nicht, und bis zur Verſchickung in eine andere Mine wurde der eigentümliche Gaſt, wie gewöhnlich, im Karzer untergebracht. Die ‚Kobylka' fing ſelbſtverſtändlich mit ihm ſofort einen lebhaften Verkehr an, verſah ihn mit Tabak und bekam dafür allerlei intereſſante Neuigkeiten aus dem Gefängnisleben zu hören: einer iſt wieder aufgefangen, der andere — „verſchüttet", der dritte — erſchoſſen . . . Meine Freunde und ich intereſſierten uns natürlich wenig für dieſe Erzählungen, welche das ganze Gefängnis in eine unbeſchreibliche Erregung verſetzten. Doch auf einmal kam auf mich mit geheimnisvoller Miene der „Paraſchnik" Miloſſerdow zu und übergab mir einen Brief in einem fettigen grauen Umſchlag mit einem großen, plumpen Siegel verſehen.

„Was ſoll das heißen? Von wem kommt das?" fragte ich verwundert.

„Aus dem Alexandrowſchen Armenhaus, von

einem der Ihrigen", flüsterte Milosserdow, sich nach allen Seiten umsehend, „der im Karzer ist, hat's mir gegeben. Er sagt, Pronja habe es ihm beinahe bei der Untersuchung weggenommen, doch der alte Fuchs war schlauer — er hat es versteckt. Am meisten, sagt er, habe er gefürchtet, daß sich die Zeichen nicht verwischten."

„Was für Zeichen?"

„Wieso denn! Schauen Sie doch die vielen Ziffern auf dem Umschlage."

Wirklich, der Umschlag war mit allerlei unverständlichen Hieroglyphen und Ziffern: 80—40—70—100—400—71—12—00—44 u. s. w. bedeckt; dahinter stand: „sie enthalten die Zahl 666." Rings um das Siegel war auch mit lateinischen Buchstaben „Cum Deo" geschrieben, die Adresse aber lautete: „An die Gesellschaft der russischen Sociale."

„Was für ein Unsinn?" rief ich, die Achseln zuckend, und wollte schon den Brief zurückgeben, da er nicht an mich gerichtet war, der Briefträger aber fuchtelte mit den Händen in der Luft herum und schrie so überzeugt auf: „Für Sie ist der Brief, für Sie!" daß ich den Umschlag aufriß und folgendes las:

„Meine Herren, ich bitte unterthänigst, mir hilfreiche Hand zu reichen, wie einem armen Schaf Israels, das in den Grenzen des kaiserlichen Hauses und der Priester verirrt ist. Ich habe Maßregeln getroffen, daß man mich zu Ihnen nach Schelai bringt, aber ich kann mich nicht losreißen. Der Chef hat ein Gefängnis voll Spione und man hat ihn vor mir gewarnt. Er erlaubt sich, die Sträflinge hungern

zu laſſen, und manchmal kommt es vor, daß er kein Schmalz zum Abendbrot giebt, und er hat eine Bande Gefängnisabenteurer, welche kommandieren, und niemand wage ein Wort zu ſagen! Er giebt Schwachen körperliche Strafen: Valenty Stſchapp hatte Herz- und Lungenfehler, nach den Schlägen bekam er Apoplexie, weshalb er auch bald ſtarb. Den 14. Juli d. J. ſchrieb ich eine Bittſchrift an den Herrn Gouverneur des Sabaikalſchen Gouvernements über die Nihiliſten, weil ich für mein ganzes Leben Buße thun wollte; Spione aber überzeugten den Herrn Chef, daß ich ihm ſchaden kann, und er hielt mich beinahe einen Monat an Händen und Füßen gefeſſelt in der Höllenfinſternis, genannt Karzer. Und trotzdem ich außer der körperlichen Strafe mit Krankheit der Lungen und Herzensfehler belaſtet bin, wurde ich ins Kontor heimtückiſch gerufen, und man verurſachte mir grauſame Wunden, obgleich ich zwei ärztliche Zeugniſſe habe. Und ich habe keine Mittel zum Leben, und meine phyſiſchen Kräfte und geiſtigen Fähigkeiten reichen für den Kampf mit der Plage der Menſchheit nicht aus. Mittwoch und Freitag entriß man mir mit Hilfe von Iwanzew das Abendbrot; man kocht einmal am Tage elenden Brei.

Doch kann ich nicht für ewig die Wahrheit verſchweigen, ich habe die Kraft, auf Tod und Leben zu kämpfen. Wie viel Ruten ich bekommen habe, weiß ich nicht, weil ich nach dem dritten Mal Gefühl und Beſinnung verlor; und wenn ich zu mir kam, ſagte ich zum Chef: „Ich bin für Sie vollſtändig untauglich, und ich bitte Sie, meine Bittſchrift, wo

ſie hingehört, hinzuſchicken und mich nach Schelai zu bringen. Er that es nicht. Bitte um Ihre hilfreiche Hand, ſpenden Sie mir von Ihrem Ueberfluß, leben Sie wohl und ſeien Sie glücklich. Lawrenty Pomiakſchew. Bitte um Antwort. Man hat mir das Schreibzeug genommen."

Natürlich konnte ich dieſes ſonderbare Schreiben nicht beantworten; aber in meinem Gehirn entſtand unwillkürlich die Frage: wie wäre es, wenn eine ſolche Perſönlichkeit es erreicht hätte, daß ſie zu uns nach Schelai käme. Ob wir über ſolch einen Freund und Schwärmer froh wären? . . . Ich habe ſchon früher ſo manches über den Chef des Alexandrowſchen Gefängniſſes gehört, ſodaß die Anklagen Lawrentys Pomiakſchews teilweiſe vielleicht auf Wahrheit beruhten; aber man fühlte gleichzeitig, daß dieſe Anklagen nicht aus dem vollen Herzen eines ſich nach der Wahrheit ſehnenden Menſchen kamen, ſondern aus ungeheurer Prozeßſucht, aus Leidenſchaft zu Denunziationen und allerhand Intriguen, einer Leidenſchaft, die Leute dieſer Art der Obrigkeit, wie den Freunden gleich verhaßt macht. Zufällig geriet dieſer Menſch in Feindſchaft mit dem Chef und benahm ſich wie ein unſchuldiger Märtyrer; und ebenſo wahrſcheinlich konnte er unter anderen Umſtänden einer von den geheimen Agenten desſelben Chefs und einer der „Abenteurer" ſein, die er tadelte. Da entſtand ein anderer Plan in ſeinem ränkevollen Kopfe: er ſchreibt an den Gouverneur eine Bittſchrift „über die Nihiliſten", wo er den Wunſch ausdrückt, Buße für ſein ganzes Leben zu thun und bittet um Verſchickung

nach Schelai, dabei vielleicht verſprechend, ſeine vermeintlichen Freunde auszuſpionieren.

Indeſſen wirkte Schuſters Beiſpiel, der für mich ſeine Lebensbeſchreibung niederſchrieb, ſehr anfeuernd auf die Schelaiſchen Einwohner; bald waren nicht nur ich, ſondern auch Steinhart und Baſchurow mit allerlei Manuſkripten in Verſen und Proſa überhäuft. Verſe wurden am meiſten geſchrieben, und als Dichter traten dem Aeußern nach ſo proſaiſche Sträflinge auf, daß man ſich nur wundern konnte. Zum Glück oder Unglück ging der größte Teil dieſer Verſe verloren, und ich kann mich jetzt nur ſehr undeutlich erinnern, daß dieſe Verſe hauptſächlich einen ſatiriſch-beſchreibenden Charakter hatten; die Lyrik des Bährenohres war eine entſchiedene Ausnahme. Doch ſchrieb Bärenohr ſchon lange keine Verſe mehr und zeigte überhaupt zu meinem großen Erſtaunen jetzt keine Luſt, mit irgendwelcher Art ſchriftlicher Arbeit ſich zu beſchäftigen. Am meiſten bekam ich Verſe vom Petin-Sochaty, und man muß geſtehen — ſie hatten einen unbeſtreitbaren Vorzug: das Versmaß war immer richtig und die Reime waren ſtets ziemlich klangvoll; doch gab ich Sochaty öfters den aufrichtigen Rat, keine Verſe mehr zu machen. Petin fühlte ſich dadurch beleidigt.

„Warum denn? Klingen die Reime ſchlecht?“

„Nein, die Reime ſind ziemlich gut“, erklärte ich, „doch Sie haben kein Talent.“

„Wieſo denn? Geben Sie mir etwas Beliebiges auf, in Verſen zu beſchreiben — morgen wird's fertig ſein!“

„Das glaube ich gern. Das heißt, Sie haben Talent nicht zur Poesie, sondern zur Reimerei."

„Was soll das heißen — Reimerei? Ist das ein Schimpfwort?"

„Nein, kein Schimpfwort."

Und ich bemühte mich, Sochaty den Unterschied zwischen Poesie und Reimerei zu erklären; er hörte zerstreut zu und ging fort mit den Worten:

„Nun, jetzt werde ich Ihnen so etwas vorbringen, daß Sie nur so staunen werden! Da werden Sie sehen, was für ein Mensch Sochaty ist . . . Vielleicht noch besser als Ihr Puschkin oder Nekrassow!" Und einst reichte er mir auf einem Stück Papier folgende Verse:

Lied des Flüchtlings.

Weites Meer — heiliger Baikal,
Schönes Schiff — die Lachstonne!
Nun, Barguſin, bewege die Walze,
Der kühne Bursche hat nicht zu weit zu fahren.
Lange trug ich schwere Fesseln,
Lange wanderte ich in Akataischen Bergen, —
Der gute Freund hat mir zur Flucht geholfen,
Die Freiheit brachte mich wieder zum Leben.
Ich fürchte mich jetzt nicht vor Schilka und Nertschinsk,
Die Grenzwache fing mich nicht auf,
Im finstern Walde überfiel mich das wilde Tier,
Die Kugel des Schützen sauste an mir vorüber,
Ich ging Tag und Nacht hindurch,
In der Nähe der Städte vorsichtig spähend;
Die Bauernfrauen gaben mir Brot,
Burschen gaben mir Tabak.
Weites Meer — heiliger Baikal,
Das gute Segel — ein zerrissener Kaftan . . .
Nun, Barguſin, bewege die Walze,
Der Sturm naht.

Ich muß geſtehen, dieſe Verſe gefielen mir ſehr.

„Sie ſind ja wirklich ein Dichter, Petin"! rief ich erſtaunt, Sochaty anſehend, der neben mir ſtand und mit Neugierde den Ausdruck meines Geſichts während des Leſens beobachtete. Er wurde ganz rot, lachte verlegen und ging fort, brummend:

„Was denken Sie? Wartet — ich werde noch Beſſeres ſchreiben.

„Zeigen Sie mal, was hat er da zuſammen geſchrieben? Leſen Sie es mir vor, Iwan Nikolajewitſch", rief der Aelteſte Godunow mir zu, der mein Lob hörte. Er ſtritt ewig, wie auch Lunikow mit Sochaty: einer überführte immer den anderen irgendwelcher Streiche oder Fehler. Dieſer Godunow, von dem ich ſchon mehrere Male flüchtig geſprochen, bildete ſich ein, er wäre ein Menſch, der auch in beſter Geſellſchaft ſich im günſtigen Licht zeigen könnte; Sochaty aber ſah er immer von oben herab an, wie einen Jungen, der noch nichts geſehen hatte und nichts gründlich verſtand. In der That hatte Godunow eine gewiſſe Berechtigung, auf ſeine Bildung ſtolz zu ſein: er hatte irgendwo alle 29 Bände der ruſſiſchen Geſchichte von Solowjew und die allgemeine Geſchichte von Schloſſer geleſen; und wenn er auch vieles aus dem Geleſenen ſehr eigenartig auffaßte, ſo hatte er doch alle Hauptereigniſſe ſehr gut behalten, wovon ich oft Gelegenheit hatte mich zu überzeugen; ferner lernte Godunow bei mir zu einem mir unbekannten Zweck deutſche Grammatik; zur Erinnerung daran habe ich noch jetzt unter meinen Papieren von ihm geſchriebene deutſche Vokabeln und Deklinationen des

hinweisenden Fürworts: dieser, diese, dieses. Doch dabei schrieb er fehlerhaft russisch, weshalb ihn Sochaty oft auslachte; aber als Praktiker hielt Godunow die Kenntnis der Orthographie nicht für das Zeichen einer wahren Bildung; wenn sein Freund ihn beim fehlerhaften Schreiben ertappt hatte, fing er an mit seiner gewöhnlichen Großthuerei zu räsonnieren:

„Nun lassen wir, Brüderchen, den Buchstaben ‚jatj' für achtjährige Knaben, du bist schon achtundzwanzig Jahre alt, ich sogar fünfundvierzig. Nicht im Buchstaben ‚jatj' liegt die Klugheit des Menschen. Und daß du einen hohlen Kopf hast, bei mir aber etwas drin ist, und daß ich Welt und Leute gesehen, das Leben verstehe, — dies werden dir hoffentlich Leute bestätigen, die feiner und klüger als wir alle beide sind."

Dabei warf er mir einen vielsagenden und selbstbewußten Blick zu; dadurch versetzte er mich in eine recht unangenehme Lage und zwang mich, wenn nicht offen Godunows Partei zu ergreifen, so doch ein vielsagendes Schweigen dabei zu beobachten.

Als ich auf seine Bitte das „Lied des Flüchtlings" vorlas, schlug Godunow die Hände über dem Kopf zusammen.

„Und Sie haben geglaubt, diese Verse hätte Sochaty geschrieben? dieser einfältige Kopf?"

„Was denn, hast du es geschrieben?" brummte Sochaty, mit seinen Kalbsaugen funkelnd.

„Und du errötest nicht, du Klotz! Ah, du bist doch rot geworden. Dieses Lied, Iwan Nikolajewitsch, ist wenigstens dreißig Jahre alt. Ihr So-

chaty lief noch ohne Hosen, als ich zum erstenmal nach Sibirien kam, und bereits damals hörte ich dieses Lied. Es singt noch von den Zeiten, da Akataj noch berühmt war und Kara — ihren Ruf noch nicht hatte!"

Kurz und gut, Sochaty war des Plagiats überführt und schämte sich tüchtig; nachdem er eine Zeit lang über Godunow gebrummt hatte, beschloß er, wie ein echter Sophist, sich auf einen anderen Standpunkt zu stellen.

„Habe ich denn dem Iwan Nikolajewitsch gesagt, daß ich diese Verse selbst gemacht hätte? Ich sagte nur, ich hätte sie geschrieben."

Aber es half nichts mehr: Lunjkow, Tschirok und die ganze Zelle gaben laut ihre Freude über den glänzenden Reinfall Sochatys kund, Godunow aber ging stolz auf und ab, die Arme auf dem Rücken, und hörte nicht auf zu räsonnieren. Welches Gedicht mir Sochaty darauf auch brachte, ich fragte immer erst, ob er es auch wirklich selbst geschrieben habe. Unter den vielen Dichtern des Gefängnisses war auch ein Dekadent. Vielleicht war er ein Symbolist — ich kann diese schwierige Frage leider nicht beantworten, nur eins weiß ich bestimmt, daß die Verse dieses Dichters mich jedesmal in Erstaunen setzten, und ich blickte ihm forschend ins Auge; ich wollte gern wissen, ob es ihm Spaß oder Ernst damit war. Aber Kotikow (so lautete der Name des Schelaischen Peladans) nahm es ganz ernst und war von dem Wert seiner Schreiberei völlig überzeugt. Das war überhaupt ein sonderbarer Mensch: hochaufgeschossen, ma-

ger, knochig, gebückt, mit ängstlich umherirrenden Augen in dem fahlen, kranken Gesichte, fast bartlos, schweigsam und menschenscheu; seine Kollegen fürchteten sich vor ihm und hielten ihn für einen Verrückten. Kotikow kam gewöhnlich im Gefängnishofe auf mich zu, wenn niemand in der Nähe war, und sprach fast flüsternd, ängstlich nach allen Seiten hin spähend. Er klagte mir über seine Krankheit (Herzfehler) vor, daß die Gefängnismauern ihn auf Kopf und Brust drückten, die Gesellschaft der Sträflinge aber, welche keine geistigen Interessen hätten, ihn noch wahnsinnig mache (vor seiner Gefängniszeit war Kotikow augenscheinlich ein kleiner Beamter). In seinen Gesprächen konnte man nichts direkt wahnsinniges bemerken; über seine Gedichte machte er mir nur das Geständnis, daß die Reime ihm keine Ruhe ließen, — „die Verfluchten sausen mir immer um die Ohren herum", aber in Momenten des Dichtens scheint es ihm zuweilen, als ob das Herz entzwei spränge und er sofort . . . sterben müßte . . .

„Lesen Sie es, bitte, durch!" sagte Kotikow am Ende seines Geständnisses mit flehender Stimme, und, zuvor umher spähend, nahm er aus der Tasche ein Stückchen graues Papier, dicht mit Bleistift beschrieben, reichte es mir und verschwand. Bald darauf wurde er in die freie Kolonie entlassen, und es fehlte mir die Zeit, ihn über den Sinn seiner sonderbaren Verse zu befragen. Ein Blatt Papier hat sich zufällig erhalten, ich führe es hier buchstäblich an:

Dostojewsky hat uns beschrieben
„Das Totenhaus" in Prosa.

Ich habe es umgereimt
In poetischer Pose!
Ich stelle vor: „Das Totenhaus“
In bester Art.
Sinn und Reime, Glanz und Donner
In sinnlichem Kasus!
Ein phantastischer Held,
Der General der Kunst!
Aus dem „Totenhaus“ als zweites
Auferstand das Genie des Gefühls
Ueber einen Held ist Held eine Aß!
Trat den Tod der Verlegenheit nieder!...
Der Komponist: die Musen der Hymne!
Pianoforte, Musen! A. Kotikow.

Mit den Dichtern zugleich arbeiteten auch die Prosaiker. Unter ihnen war aber kein einziger Schriftsteller, alle beschäftigten sich ohne Ausnahme mit ihren eigenen Lebensbeschreibungen, wie Schuster. Derselbe Petin-Sochaty brachte mir acht Hefte, in denen er nur seine frühe Kindheit beschrieben hat. Alle diese Lebensbeschreibungen hatten eine gewisse Aehnlichkeit: die Sträflinge waren immer von ein und derselben Frage gequält — von den Ursachen, die sie auf den Weg des Verbrechens und Lasters gestoßen; alle grämten sich, daß es ihnen nicht gelungen oder unmöglich gewesen sei, ehrlich unter guten, unverdorbenen Leuten zu leben; und, was das Wichtigste ist — diese Erzählungen waren immer von wahrer, tiefer Innigkeit ... Was veranlaßte denn, frägt vielleicht der Leser, diese Leute, ihre Erlebnisse niederzuschreiben und mich damit zu überhäufen? Ich muß gestehen, diese Frage interessierte mich auch sehr. Ich dachte sogar zuerst, daß sie sich in meinen Augen

rechtfertigen und mir um jeden Preis beweisen wollten, daß sie unschuldig verurteilt seien und auch unschuldig in der Zwangsarbeit litten; aber schon die ersten Seiten dieser Selbstbiographien überzeugten mich von der Grundlosigkeit dieses Verdachtes. Keiner von ihnen machte auch nur den geringsten Versuch, seine Vergehen zu beschönigen, etwas aus ihrer dunklen Vergangenheit zu verhehlen, sondern sie brachten ihre Schandthaten mit schonungsloser, fast cynischer Aufrichtigkeit vor. Es ist klar, daß die Triebfeder eine ganz andere war, und sie war leicht zu finden, weil sie einem in die Augen fiel, und sogar die Sträflinge selbst wiesen darauf hin: diese Unglücklichen wollten nicht nur ihre Seele durch eine Beichte gegen einen Menschen erleichtern, der, wie sie hofften, alles verstehen werde, — nein, sie hofften auch, daß er der Welt von ihren Irrtümern, Fehlern, Versuchungen und Qualen erzählen werde!...

Schon mehrmals erwähnte ich in meinen Memoiren, daß die Sträflinge davon überzeugt waren: ich würde nach dem Gefängnis alles beschreiben, was ich in den Zwangsarbeiten erlebt habe, alles bis auf die geringste Kleinigkeit; dabei würde ich nicht nur die Obrigkeit, sondern auch die „Kobylka" beschreiben. Aus dieser Ueberzeugung entstanden auch Späße über Tschirok, dem man damit Angst einjagte, ich schriebe alle Verbrechen ein, die er in seiner Freiheit irgend einmal begangen. Ich habe bereits irgendwo erwähnt, daß einige hervorragende Sträflinge, die „die Memoiren aus dem Totenhaus" gelesen, sich sehr mißbilligend und feindselig gegen den

Schriftsteller verhielten; sie dachten, er hätte den Gefängnissen durch die Veröffentlichung ihrer vermeintlichen Geheimnisse sehr geschadet; doch dieselben Sträflinge billigten meinen Plan, etwas ähnliches zu schreiben, augenscheinlich davon überzeugt, daß ich dieses anders machen werde, d. h. ich würde nur die Verherrlichung der Leiden der „Kobylka" und die Ueberführung ihrer Bedrücker mir vornehmen; viele dieser Leute möchten gern auf den Seiten des künftigen Werkes erscheinen ... Arme Schwärmer! was hättet ihr gesagt, wenn ihr irgendwie und irgendwo erfahren hättet, daß ich in der That die mir auferlegte Mission vollbracht, aber nicht ganz nach eurem Wunsche: indem ich eure wirklich großen Leiden schilderte, mußte ich auch manche bittere Wahrheit hinschreiben... Einige von meinen Schülern und Freunden hatten den brennenden Wunsch, in meinem künftigen Werke aufzutreten! Ich sage es ohne Uebertreibung. Am häufigsten erinnere ich mich an einen dieser ruhmsüchtigen Schwärmer, namens Pjenkin, der in jeder Hinsicht den Eindruck eines hervorragenden und sehr sympathischen Menschen machte. Selbst sein Aeußeres hob ihn über die anderen Sträflinge hinaus. Ein langer, blonder Schnurrbart hing über die schönen Lippen, die den Ausdruck einer beständigen traurigen Ironie trugen; derselbe lag auch in seinen klugen blauen Augen. Das Kinn war schon mit kleinen Runzeln bedeckt, obwohl Pjenkin nicht mehr als 43 Jahre zählte. Vor vielen Jahren war er wahrscheinlich sehr heiter gewesen, auch jetzt liebte er es, zu scherzen, zu plaudern, eine lustige Anek-

bote zu erzählen; aber sein vorherrschender Charakterzug war jetzt nicht Heiterkeit, sondern stille Wehmut, grübelnder Ernst. Das war auch selbstverständlich. Bereits 23 Jahre war Pjenkin im Gefängnis, bloß einmal entfloh er auf kurze Zeit, um dann noch länger in den „festen Mauern" zu bleiben. Ich muß gestehen, ich schauderte, wenn ich dachte, daß dieser Mensch seit 1870 der Freiheit beraubt war, d. h. von einer Zeit an, wo ich noch kaum ein geistiges Leben, als neunjähriger Schulknabe, führte. Seit jener Zeit ist eine ganze Ewigkeit verflossen, nicht nur für einzelne Menschen, sondern auch für ganze Generationen und Völker! Und ein Mensch, der fühlt und denkt, — hat diese ganze Zeit in der dumpfen, von Verbrechen und Laster durchtränkten Luft der Gefängnisse verlebt... Aber auch die Zukunft Pjenkins war scheinbar hoffnungslos. Seine fünfundzwanzigjährige Frist der Zwangsarbeit wurde aus irgend einem Grunde von seiner zweiten Verurteilung ab nach der Flucht gerechnet, und in die freie Kolonie würde er, nach der Erklärung des braven Kapitäns, überhaupt nicht kommen.

Er wurde buchstäblich von dem ganzen Gefängnis verehrt, und das Wort Pjenkins hatte während der verschiedenen Sträflingsunruhen (an denen er nur ungern teilnahm) einen besonderen Wert; die Obrigkeit selbst wußte ihn zu schätzen, als einen ruhigen, gesetzten Sträfling, der dazu noch ein vortrefflicher Zimmermann war.

Leider gelang es mir kein einziges Mal, mit Pjenkin in einer Zelle zu wohnen. Noch lange vor

der Begeiſterung für das Schreiben ſagte er mir oft, als wir zuweilen im Berghäuschen beieinander blieben:

„Es wäre gut, wenn Sie, Mikolaitſch, meine Lebensbeſchreibung kennten! Ich meine, Sie würden es nicht bedauern, ſie kennen gelernt zu haben. Nicht jeder hat ſo viel erlebt. Und in der Freiheit, im Gefängnis, habe ich ſo manches durchgemacht... Ach, wenn ich es nur alles beſchreiben könnte! Schade, daß keiner da iſt, um es zu beſchreiben (Pjenkin ſelbſt konnte nur ſchlecht leſen und ſchreiben)... Sterbe ich — ſo bleibt nichts übrig, als wenn nichts da geweſen wäre . . ."

Dieſem Gedanken gab Pjenkin oft Ausdruck; ſelbſtverſtändlich hätte ich gerne ſeine Lebensgeſchichte mit angehört, da er nach den Aeußerungen der Sträflinge ein unübertrefflicher Erzähler war; aber lange Zeit bot ſich nicht die Gelegenheit dazu. Endlich war einmal in unſerer Zelle eine kleine Ausbeſſerung nötig, und alle Einwohner derſelben, ich nicht ausgenommen, wurden gerade in der Zelle untergebracht, wo Pjenkin wohnte. Ich ergriff die Gelegenheit und bat Pjenkin, ſeine Erzählung nicht weiter aufzuſchieben. Er ging darauf ein, ſetzte ſich nach der Abendreviſion neben mich und fing an, mit der ruhigen, innigen, melodiſchen Stimme eines Saratouiſchen Einwohners zu erzählen, als ob es nicht ſein eigenes Leben, ſondern eine irgendwo geleſene oder gehörte alte Sage wäre. Nach wenig Minuten war ich mit ganzer Seele bei der Erzählung und ganz in der Macht dieſes ſonderbaren Menſchen, welcher mit einer gemeſſen-ruhigen, nur etwas traurigen Stimme weiter

erzählte. Nicht nur ich allein war davon hingerissen — in der Zelle herrschte tiefe Stille — alle hörten Pjenkin mit gespannter Aufmerksamkeit zu, und als die Erzählung gegen zwei Uhr nachts zu Ende war, war ich erregt, erschüttert bis in die tiefste Seele und zitterte vor Aufregung... Es schien mir damals, kein Buch habe je auf mich einen so tiefen und lebhaften Eindruck gemacht; diese Erzählung war das Leben selbst, die schreckliche, gespenstervolle Wirklichkeit, einem finsteren Märchen ähnlich, in der Menschenseele, die es miterlebt, eingeprägt und jetzt aufs neue vor die erstaunten Zuhörer gebracht... Ich glaubte damals, wenn ich sofort die Erzählung wörtlich wiedergegeben hätte, sie wäre ein merkwürdiges Werk gewesen, welches auch auf den Leser denselben tiefen Eindruck gemacht hätte. Leider that ich es nicht... Zwei oder drei Wochen sind seit jener Nacht verflossen, ich wollte immer das Gehörte niederschreiben, — doch ich fand in mir nicht den Mut, es zu thun: alles, was unter meiner Feder zu Tage kam, war so farblos und so schlaff, daß ich mich nur darüber ärgerte... Aber Pjenkin fragte mich mehrere Male:

„Nun, Mikolaitsch, noch nichts aufgeschrieben?"

Und wenn ich anfing, ihm zu versichern, daß ich es bald thun werde, antwortete er mit traurigem Lächeln:

„Das ist ja unmöglich aufzuschreiben! Alles wird verloren gehen, als ob es nichts gewesen..."

Und er hatte recht in seinen traurigen Vermutungen. Jahre sind verflossen, und ich habe meinen

ſehnlichſten Wunſch nicht erfüllt. Und es wurde mit jedem Monate immer ſchwerer und ſchwerer, weil ich vieles nach und nach vergaß; dem Gedächtnis entfielen immer mehr wichtige Züge und Details, und jetzt, wo ich mich nur noch des farbloſen Grundriſſes der Erzählung erinnere, die mich einſt ſo hingeriſſen hat, wage ich es nicht mehr, in dieſen toten Körper Leben zu bringen, dieſer Leiche wieder Farbe einzuhauchen. Und wenn es Pjenkin nicht gelingt, einen anderen gebildeten, aber glücklicheren Menſchen als mich zu treffen, ſo wird ſeine Prophezeiung buchſtäblich in Erfüllung gehen, und ſein lehrreiches Leben verſchwindet ſpurlos.

Das Verderben dieſes Menſchen war vor allem eine Schwäche, die ſo viele edle und talentvolle Menſchen in Rußland zu Grunde richtet; von Jugend auf hatte er die Neigung zum Schnaps. Dazu kam noch eine ſtürmiſche Widerſpenſtigkeit des Temperaments, die unter dem Einfluß des Weines etwas Titaniſches an ſich hatte; etwas, was an die Sagenhelden erinnerte, — Widerſpenſtigkeit, die ſich um keinen Preis mit der Lüge und dem Uebel der alltäglichen Moral und Sitten ausſöhnen wollte; ſelbſtverſtändlich ertrug die kleinliche, gemeine Gegenwart ihrerſeits dieſe ſchneidende Wahrheitsliebe und das aufrühreriſche Benehmen dieſer unbändigen Natur nimmer. Auf Schritt und Tritt erwarb er ſich, ſelbſt unter den Verwandten, immer neue Feinde, und ſein tragiſches Ende war faſt ſo unausbleiblich, wie das Schickſal der Alten: in betrunkenem Zuſtand hat Pjenkin den Onkel und Vetter ermordet... Seine Er-

zählung über alle dieſe Ereigniſſe zeichnete ſich durch ſchonungsloſe Analyſe in Bezug auf ſich ſelbſt aus; ich glaube deshalb, daß man keinen Grund hat, an der Wahrheit ſeiner anderen Erzählung (bereits aus der Zwangsarbeitsperiode) zu zweifeln, welche ſehr bezeichnend für das ganze moraliſche Empfinden dieſes Mannes iſt. Nach ſeiner erſten Flucht aus dem Gefängnis war er einige Monate (ſelbſtverſtändlich mit einem falſchen Paß) bei einem Kaufmann in Tſchita in Dienſt. Dieſer Kaufmann gewann Pjenkin ſo lieb und vertraute ihm ſo, daß er oft mit ſeiner Hilfe große Summen Geld zählte. Der Kaufmann war ledig und einſam. Und unſerem Flüchtling kam der Gedanke, — den Kaufmann zu töten und zu berauben; er konnte von dem Gedanken nicht loskommen. Lange kämpfte er mit ſeinem Gewiſſen, und einigemal gelang es ihm, es zu überwinden. Das Beil in der Hand ſchlich er ſich Nachts zum Zimmer des Herrn, entſchloſſen, das Verbrechen zu begehen, — doch jedesmal kehrte er um, in kalten Schweiß gebadet und an allen Gliedern zitternd, und warf die todbringende Waffe weit von ſich. Und eines ſchönen Tages kam er auf ſeinen Herrn zu und bat dringend, ihn zu entlaſſen, weil er fürchtete, einmal der Verſuchung nicht widerſtehen zu können... Das wäre ein vortreffliches Thema für einen pſychologiſchen Schriftſteller!

Das weitere Schickſal Pjenkins war nicht minder traurig, als ſein ganzes Leben. Ganz unerwartet (alle nannten es ein Wunder) entließ ihn Luczeſarow in die freie Kolonie, und Pjenkin freute ſich unendlich.

Augenſcheinlich wollte er von ganzem Herzen ein neues Leben beginnen... Doch plötzlich verbreitete ſich das Gerücht, vielleicht war es auch falſch, man hätte ihn nur aus Verſehen in die freie Kolonie entlaſſen, und man werde ihn bald wieder ins Gefängnis bringen. Dann fanden an einem ſtürmiſchen Herbſtabend die zur Abendreviſion gekommenen Aufſeher Pjenkin nicht — er war verſchwunden. Ich war ſchon nicht mehr in Schelai, als ich erfuhr, daß man ihn in der Nähe von Werchneudinsk gefangen und wieder ins Gefängnis gebracht habe...

Einen nicht minder heißen Wunſch, die Welt über ſein bewegtes Leben zu orientieren, hatte auch Godunow. Mit größter Verachtung ſah er, wie ich mich für die Erzählungen ſolcher unbedeutenden Leute, wie z. B. Lunjkow, intereſſierte, und ſagte mit ſeiner gewöhnlichen Großthuerei:

„Wenn man auch hunderte, tauſende ſolcher Erzählungen, wie deine oder Sochatys, zuſammenſtellen würde, ſo ſind ſie alle nicht einmal eine Seite der Biographie meines Lebens wert! Ich kann es mit ruhigem Gewiſſen ſagen, ich habe ſchon Süßes und Bitteres verſucht, bin durch Feuer und Waſſer gegangen, und es wäre ſogar angebracht, über mich in Zeitungen zu ſchreiben. Nun, und was ſeid ihr mit Sochaty? Rabenfutter — weiter nichts!"

Beleidigt ſchloſſen Lunikow und Sochaty einen Verteidigungsbund und ſtritten heftig mit Godunow, aber, ein glänzender Redner von Natur, brauchte dieſer nicht Worte zu ſuchen, und in dieſem Streite wurden ſeine Gegner, wie die Sträflinge zu ſagen pflegen, „ins

kleinſte Fläſchchen" gedrückt... Als Godunow endlich auch anfing, ſeine Memoiren zu ſchreiben, war er augenſcheinlich ſehr erregt und ſchätzte ſeine Hefte ſehr hoch, wahrſcheinlich auch deshalb, weil das Schreiben ſelbſt ihm ziemlich viel Mühe bereitete, er fand oft nur ſchwer die Worte zum Ausdruck ſeiner Gedanken. Wenn aber die Arbeit zu Ende gebracht war, wurden die durchgeleſenen und begutachteten Hefte ins Zeughaus gebracht und dort in Erwartung beſſerer Zeiten unter meine Sachen gelegt. Godunow war außer ſich vor Freude, und oft hielt er ganze Reden vor der Zelle:

„Wartet nur, bis Iwan Nikolajewitſch meine Memoiren drucken läßt, dann werden wir ſehen, was daraus werden wird. Dann wird man verſtehen, was das Leben eines nach Sibirien Verbannten iſt. Jetzt weiß man davon nichts. Man glaubt, wir gehen leichten Herzens ins Verbrechen... Aber man ſoll es wiſſen, daß der Verbannte auch ein Menſch iſt, daß ihm manchmal das Herz blutet, wenn er die Hand nach fremdem Gute ausſtreckt! Man ſoll wiſſen, wer der wahre Urheber des Uebels iſt!"

Ob ſolche Gedanken und Reden wirklich Bezug auf den Inhalt von Godunows Memoiren hatten, wird der Leſer ſelbſt ſehen; doch iſt dies auch nicht ſehr wichtig; die Hauptſache iſt, daß Godunow träumte, der Welt die Geſchichte ſeiner Irrtümer und ſeines Unglücks mitzuteilen...

Ich hatte ſchon öfters Gelegenheit, dieſen Menſchen als einen Gefängnisdiplomaten, der immer wohl bedacht prahlte und ſelbſtzufrieden war, darzuſtellen.

Es ſcheint, als ob dieſe perſönliche Eigenſchaft den Memoiren ſchaden müßte und ihnen die Wahrhaftigkeit nehmen könnte. Aber was mich immer bei wenig gebildeten Leuten wunderte — wenn ſie nur die Feder zur Hand nehmen, werden ſie ſofort meiſtenteils ſehr wahrheitsgetreu und aufrichtig. Das kommt vielleicht daher, daß ſie keine Ahnung von der ſogenannten Schönheit der Form und der Sprache haben und deshalb weniger der Verſuchung ausgeſetzt ſind, die Wahrheit zu entſtellen, während gebildete Schriftſteller ſie oft zu Gunſten eines treffenden Ausdrucks, einer ſchönen Periode und anderer Hilfsmittel der Kunſt preisgeben... Der Charakter Godunows iſt doch aus ſeinem Werke zu ſehen, aber nicht nur in naiver, ſondern auch in komiſcher Form: ſeine Memoiren waren ſo von Achtung vor ſich ſelbſt durchdrungen (trotz ihres bußartigen Tones), daß es herauskam, als ob alle ihn, den Godunow, liebten und ehrten, alle, welche mit ihm im Leben zuſammentrafen, die Polizei und auch die nicht ausgenommen, welche ihn ſchlugen und ihm Ruten zu koſten gaben... Ueberhaupt liebt und bedauert er ſich ſehr, und beinahe auf jeder Seite beweint er ſein unglückliches Schickſal; dieſe einſeitige Sentimentalität iſt ſo groß, daß, wenn er einen Menſchen ermordet hat, er auch weint, allerdings nicht über ſein Opfer, ſondern wiederum über ſich ſelbſt... Und doch macht die thatſächliche Seite der Erzählung einen wahrheitsgemäßen Eindruck, weil unſer Held ſich im allgemeinen nicht beſchönigt, ſondern geißelt. Beiläufig erinnert dieſer geißelnde Ton ſtark an die Memoiren des unglück-

lichen Schuſter; einige Gedanken und auch ganze Ausdrücke ſind wie gegenſeitig entliehen, obwohl dieſe Menſchen in Wirklichkeit mit einander auch nie eine Silbe geſprochen haben. Dieſes ſcheint mir ſehr bezeichnend zu ſein.

Aber in anderer Beziehung erinnert mich das Leben Godunows an das von Pjenkin: beide wurden ins Elend der Gefängniſſe durch finſtere Mächte geſtürzt, welche in ihnen verborgen lagen; da ich ein anderes paſſendes Wort nicht finden kann, will ich dieſe Macht „innere Unruhe" nennen... Eine angeborene Raſtloſigkeit und Unzufriedenheit erlaubte weder dem einen noch dem anderen, mit der ruhigen und gemeſſenen Alltäglichkeit ſich auszuſöhnen, ſondern reizte ſie zum Kampfe mit ihr... Aber der Unterſchied zwiſchen den Charakteren lag in der Art zu kämpfen. Pjenkin war ein ſtarker Charakter, etwas herrſchſüchtig und gleichzeitig ſehr wahrheitsliebend. Zu anderen Zeiten und bei anderen ſozialen Verhältniſſen wäre dieſer Mann ein Fanatiker in ſozialen oder religiöſen Fragen geworden, aber unſere unanſehnliche Alltäglichkeit machte einfach einen Trunkenbold und ungeſtümen Menſchen und ſpäter einen unwillkürlichen Mörder aus ihm. Godunow, der einen oberflächlicheren und weniger wähleriſchen Charakter beſaß, ging den Weg einer müheloſen Bereicherung und wurde ein Gauner und endlich ein Mörder aus Habſucht. Doch durchzieht auch dieſes unehrliche Leben ein Motiv und eine Stimmung, die ich vorher „innere Unruhe" genannt habe. Wie es auch ſei, Godunows Leben ſcheint mir ſehr typiſch für unſere Kri-

minalverbrecher zu ſein, und diejenigen Leſer, welche in dieſem Werke nicht nur einen Zeitvertreib ſuchen, werden wahrſcheinlich nicht ohne Intereſſe das folgende „rohe Material“ leſen, das aus den thatſächlichen Memoiren eines zu Zwangsarbeit verurteilten Brodiaga entnommen iſt. Den anderen, die ſich vor Langeweile fürchten, rate ich, das folgende Kapitel zu überſchlagen.

„Biographie meines Lebens“, von Godunow.

Mein Vater war ein Kaufmann zweiter Gilde in K., einer Stadt im Poltawaſchen Gouvernement. Aus Moskau gebürtig, gehörte er zu den Altgläubigen; meine Mutter war eine Koſakentochter und ſtammte aus einer ſehr reichen Familie; ſie hatte meinem Vater zu einer guten Geſchäftslaufbahn verholfen. In meiner frühen Kindheit ging es mir ſehr gut. Ich war der Liebling der Familie und beſonders meines Vaters, der aus mir einen vollſtändig gebildeten Menſchen machen wollte und mich als achtjährigen Knaben zuerſt in die Parochialſchule, ſpäter in die Bezirksſchule ſchickte. Es iſt wahr, daß der Unterricht mir ein Greuel war, und nach der Sitte jener Zeit (Ende der fünfziger Jahre) bedienten ſich die Lehrer der Prügelſtrafe. Das half: obwohl mit bitteren Thränen, fing ich doch an, beſſer zu lernen. Doch die Träume meines Vaters, mich geachtet und geſchätzt zu ſehen, wurden in einer Stunde zerſtört: Feuer brach aus und vernichtete unſer ganzes

Vermögen... Meine Eltern mußten mich zu einem Kaufmann aus der Stadt Alexandria in die Lehre geben. Von Jugend auf hatte ich also schon viel Trauriges zu erleben... Als ich zu meinem Vater ging, um Abschied zu nehmen, konnte ich kaum sein Gesicht sehen — weil ich Thränen in den Augen hatte und vor Aufregung kaum atmen konnte... Ich weinte nicht, weil ich die Heimat verlassen sollte, sondern weil ich zu Hause solch einen Kummer, solch eine Veränderung in unseren Verhältnissen sah.

Mein neuer Herr kam mir sehr freundlich entgegen, weil er mit meinem Vater sehr befreundet war. Ich gewöhnte mich bald an das fremde Haus, und die Beschäftigung war mir schon lange bekannt. Alle hatten mich gern, weil ich flink und begabt war. Ich weiß nicht, wie es kam, daß ich herunterkam: ich sammelte und versteckte in verschiedenen Ecken des Ladens das Geld meines Herrn. Als es unter den Waren gefunden wurde, nahm ich die Schuld auf mich, damit die anderen Commis darunter nicht zu leiden hatten; ich mußte oft auf Knieen liegen, wurde an den Ohren und Haaren gerissen, aber ich hörte damit nicht auf, und meine sonderbare Leidenschaft wurde immer größer, obwohl ich noch nicht wußte, wozu das Geld gebraucht werden konnte. So verflossen drei Jahre, als plötzlich die Nachricht vom Tode meines Vaters kam. Das erschütterte mich aufs tiefste und, ohne zu zögern, begab ich mich nach Hause. In meiner Heimat angekommen, ging ich vorerst an das Grab meines Vaters und weinte dort so viel und so lange, daß ich endlich vor Müdig-

keit einſchlief und mich erkältete. Als das Fieber nachließ, und ich zu mir kam, erzählte mir meine Mutter, daß der Vater vor ſeinem Tode geſagt habe, ich würde in meinem Leben unglücklich. Ich weiß nicht, was ihm ſolch einen Gedanken eingeflößt hatte, doch bewahrheitete es ſich mit merkwürdiger Genauigkeit. Mein Aufenthalt in der Heimat brachte mir Kummer und Beſorgnis. Ich fühlte, es gab keinen Menſchen mehr in der Welt, der meine Schritte lenken könnte; ich hatte viele Verwandte, aber alle ſchienen mir Leute von anderen Anſchauungen zu ſein. Stunden verfloſſen wie Jahre, und ich hielt mich für einen alten Mann. Ich erinnerte mich meiner glücklichen Kindheit, dachte an die Gegenwart und Zukunft — und mein Herz erfüllte ſich mit Gram und unheilvollen Ahnungen, daß ich mit dem Leben wie ein Seemann mit den Wellen werde kämpfen müſſen. Von meiner Krankheit wieder hergeſtellt, reiſte ich nach Cherſon; als der Weg auf den Berg hinaufſtieg, von dem die ganze Stadt zu ſehen war, ſchaute ich auf ſie herab, ſeufzte ſchwer und Thränen floſſen mir aus den Augen!

In Cherſon trat ich in ein Geſchäft ein, wo noch fünfzehn Commis außer mir waren; mich behandelte der Chef aber höflicher als alle anderen, ſodaß es mir zuwider war, weil ich mich unwillkürlich und unnützer Weiſe daran erinnerte, was ich ſein könnte (ein ſelbſtändiger Menſch) und was ich jetzt bin (ein Sklave). Ein Jahr war noch nicht verfloſſen, und die Stelle ekelte mich an; ich bat den Kaufmann um Entlaſſung. Den Grund konnte er nicht aus mir herausbekommen. Zwei

Monate lang blieb ich ohne Anſtellung, und am Ende hatte ich kein Geld mehr; doch wollte ich nicht mehr ins Geſchäft eintreten. Ich kam auf ein Segelſchiff, das nach der Stadt Kertſch Holz brachte. Obgleich mich der Seedienſt auch ſehr intereſſierte, ſo hat ſich doch hier an mir das alte Sprichwort bewährt: „Wer auf der See nicht geweſen, der kennt den Kummer nicht“: die ganze Reiſe war ich ſeekrank, und als ich nach Kertſch gekommen war, trat ich in ein reiches Geſchäft ein. Beinahe ein Jahr lebte ich dort ausgezeichnet, weil meine Herren mich ſehr gern hatten. Aber ich war nunmehr 19 Jahre alt und fing an, von Frauenſchönheit zu träumen und zu ſchwärmen; die Nächte brachte ich bei Proſtituierten zu. Mein Herr verſuchte, mir darüber eine Strafpredigt zu halten, aber das kränkte meine Eigenliebe ſo, daß ich bald eine andere Anſtellung bei einer Kaufmannswitwe mir verſchaffte. Hier vertraute man mir ſo, daß alles in meinen Händen lag. Doch in jener Zeit war ich leichtſinnig; wenn ich z. B. jetzt zu ſolch einem Verdienſt gekommen wäre, ſo würde ich mich damit zufrieden geben; damals aber ſtrebte ich nicht nach Arbeit und Reichtum, ſondern nach ganz was anderem — und hauptſächlich nach Freiheit. Wenn ich vorher die Häuſer der Luſt und Liebe nur beſuchte, ſo war ich jetzt, kann man ſagen, bis über die Ohren hineingeraten, blieb dort Tag und Nacht zum Schaden meiner Geſundheit, meines Schlafes und meiner Kräfte. Und doch kann man nicht ſagen, daß mir die Ausſchweifung an und für ſich gefallen hätte — damals z. B. trank ich noch keinen Branntwein,

— aber ich war in einem ſonderbaren geiſtigen Zuſtande: nichts intereſſierte mich, überall quälte mich entſetzliche Langeweile. Es ſchien mir, als ob ich niemals ein ſolcher Menſch geworden wäre, wenn mein Vater noch leben würde, und der Gedanke, daß ich mein ganzes Leben lang der Sklave anderer ſein werde, war mir entſetzlich. Ich fing an, meine Pflichten zu vernachläſſigen, und meine Herrin gab mir zu verſtehen, ich ſollte mich nach einer anderen Anſtellung umſehen. Vier Monate lang lebte ich auf meine eigenen Koſten mit einer Griechin, die mich ganz bezaubert hatte. Aber die Griechin verlangte Geld, und eines ſchönen Tages hatte ich nichts mehr. Es ſchien mir unmöglich, zum regelmäßigen arbeitsvollen Leben zurückzukehren oder eine Anſtellung zu ſuchen, und, ohne lange zu zaudern, entſchloß ich mich zu einem Streich, den ich mir zu jener Zeit eher drollig als ſchlecht vorſtellte; an ein Verbrechen dachte ich gar nicht. Ich ſchrieb im Auftrage meiner früheren Herrin einen Zettel, mit dem ich mich in ein reiches Geſchäft begab und Waren für 400 Rubel verlangte. Man wußte im Geſchäfte noch nicht, daß ich nicht mehr bei der Kaufmannswitwe angeſtellt war, und man gab mir ſofort das Verlangte. Das gefiel mir, und ein paar Wochen ſpäter kam ich mit einem neuen Zettel, wo ſchon eine größere Summe ſtand. Der Commis ſprach ſcheinbar ſorglos mit mir; ich wartete, ohne etwas zu erraten, auf die beſtellten Waren, und plötzlich ſah ich die Polizei kommen . . . Mein erſter Streich war bald entdeckt worden, und man hatte mir eine Falle geſtellt . . . Wie

vom Blitz getroffen wurde ich stumm, taub und blind! . . .

Ich mußte den Weg zum Polizeiamt durch die Stadt machen, wo ich vielen Bekannten begegnete, und ich glühte vor Scham, nichts sehend und nichts hörend; damals verstand ich zum erstenmal, daß die Prophezeiung meines Vaters anfing, sich zu erfüllen... Als ich in das Gefängnisthor hineingestoßen wurde, dachte ich bereits in die Hölle gekommen zu sein; ich konnte die Gesichter der mich umringenden Sträflinge nicht ansehen — so erschreckten sie mich. Doch ermunterte mich das Zusammentreffen mit einem alten Bekannten, einem ziemlich angesehenen Kaufmann, der auch wegen eines Betrugs, aber eines größeren als meiner, ins Gefängnis gekommen war. „Verzweifle nicht, mein Freund", tröstete er mich, „im Gefängnis sind auch nur Menschen; und es ist noch die Frage, ob diejenigen, welche in der Freiheit leben, ehrlicher sind." Diese Rede gefiel mir sehr. Nach der Abendrevision fingen die Sträflinge an, Karten zu spielen, wobei sie sich in zwei Lager teilten; einer von den Spielenden schrie auf: „He, Maidanstschik, gieb mal ein Gläschen her!" Ich machte große Augen, was das für ein Gläschen sein sollte. Der Maidanstschik hob eine Diele in der Zelle in die Höhe, brachte eine Flasche mit einer hellen Flüssigkeit zum Vorschein und goß daraus in einen Becher aus Blech...

Nach dem Urteile des Gerichtes mußte ich sechs Monate sitzen und dann per Etappe nach der Heimat geschickt werden. Das letztere war für mich ein harter

Schlag. Die Vorstellung, daß ich in meinem Wohnorte erscheinen, wie ich meinen Bekannten, Verwandten und meiner Mutter begegnen würde, erschütterte mich so sehr, daß ich unterwegs am Typhus erkrankte und kaum lebendig nach der Stadt kam. Vor Scham wollte ich meinem Leben ein Ende machen... In K. war die Polizei selbst erstaunt, daß der Sohn eines solchen Vaters so weit gekommen sei; bei jeder Begegnung mit Bekannten sprangen meine Augen fast aus den Höhlen. Es ist überflüssig, zu erzählen, wie meine Mutter sich gekränkt und beleidigt fühlte, und wie ich umsonst bemüht war, sie zu überzeugen, es sei ein Mißverständnis, schlimme Leute hätten meine Unerfahrenheit und meinen Leichtsinn benutzt. Bei der ersten besten Gelegenheit nahm ich meinen Paß und reiste nach Cherson zurück. Dort wußte man noch nichts von meinem Abenteuer, und ich fand ohne große Mühe eine Anstellung als Commis bei einem Kaufmann. Doch auch hier verließ mich mein Gram nicht. Es ging mir wie ein scharfes Messer durchs Herz, wenn ich menschlichen Befehlen und Launen des Herrn Folge leisten sollte. Es war kein halbes Jahr verflossen, als ich die Stellung wieder verließ und ohne jede Beschäftigung lebte, ohne an die Zukunft zu denken, ungefähr wie die Vögel leben. Mein Geld war natürlich sehr bald zu Ende. Einst kam ich ins Hotel „Berlin" und traf dort einen alten Bekannten. Er erzählte mir, daß er als Hausdiener angestellt sei, aber er verreise bald, und seine Stelle würde frei. Ich begab mich sofort zum Wirt. Weil er meinen Vater früher gekannt

hatte, nahm er mich gern, obwohl mein Paß nicht in Ordnung war. Aber dieſe Stellung brachte mich ins Verderben. Einſt ſah ich in einem Zimmer auf dem Tiſche bei einem reichen angereiſten Juden eine Menge Geld, das er zu Häufchen legte. Dieſer Jude ſagte mir, er gehe geſchäftshalber fort und komme erſt ſpät am Abend zurück. Ich ging an die Arbeit, aber alles fiel mir aus den Händen. Ich hatte nur einen Gedanken: das Geld zu nehmen und fortzufahren, um mein Liebchen, die ſchöne Griechin, die in meinem Herzen fortlebte, aufzuſuchen... Ich öffnete das Zimmer, nahm den Reiſekoffer, wo ſich 4040 Rubel befanden, und machte mich aus dem Staube! Mit Pferden kam ich während der Nacht bis nach Nikolajew; von da fuhr ich mit einem Dampfer. Als ich mich am fünften Tage Kertſch näherte, wollte mein Herz entzweiſpringen in Erwartung des bevorſtehenden Glückes. Den nächſten Tag lief ich in der ganzen Stadt umher und erfuhr, daß meine Griechin ſchon lange einen anderen hatte. Ohne Ausgaben zu ſcheuen, ließ ich ſie meine Ankunft wiſſen und verabredete mich mit ihr im Stadtgarten. Hier koſtete es mich große Mühe, ſie in der Gegenwart des Publikums nicht zu umarmen. Es war leicht, ihr den neuen Geliebten auszureden und ſie zu veranlaſſen, zu mir zurückzukehren: als ich ihr von meinem Vermögen erzählte, blitzten ihre Augen wie zwei Diamanten ... In zwei Tagen war alles fertig. Ich mietete eine Wohnung, und mein Glück hatte keine Grenzen.

Doch das Geld floß ſchnell aus meiner Taſche,

und eines schönen Tages machte ich die unangenehme Entdeckung, daß wie das Geld so auch der Paß bald ihr Ende erreicht hatten. Mir per Post einen neuen Paß schicken zu lassen, wagte ich nicht, und so beschloß ich, persönlich nach Hause zu fahren und zu sehen, ob man dort etwas über mein Chersonsches Abenteuer erfahren habe. Zu meinem Unglück erkrankte ich unterwegs und kam zuerst ins städtische Krankenhaus in Cherson und nachher ins Gefängnis. Das Bezirksgericht verurteilte mich zu einem Jahre Gefängnis. Doch war ich im Gefängnis nur drei Monate, weil ich am Baue des Centralgefängnisses arbeitete. Darauf gab man mir einen Durchgangspaß für die Reise nach Hause! Aber wie konnte ich dorthin fahren, ohne wenigstens 50 Rubel in der Tasche zu haben? Wo sollte ich sie herbekommen? In Nikolajew traf ich alte Gefängnisbekannte, welche mir vorschlugen, an ihren Anschlägen gegen fremdes Eigentum teilzunehmen. Bis jetzt beschäftigte ich mich noch nie mit solchen Anschlägen, darum war es mir sehr unheimlich, und ich überlegte lange. Aber ich brauchte notwendig Geld, und ich entschloß mich. Und was geschah? Meine neuen Freunde erklärten mir, daß ich eine große Kühnheit besitze, mir den Weg zu fremden Säcken und Kisten zu bahnen, und ich muß gestehen, dieses Lob berührte mich sehr angenehm... Mein Anteil betrug 85 Rubel, und ich hatte noch einige Rubel in der Tasche, als ich zu Hause ankam. Doch ging ich nicht direkt zu meiner Mutter, sondern begab mich nach dem Rathause, um mir den Paß zu holen. Aber dies war nicht so leicht: ich sollte bald

zum Militär kommen, und man gab mir nur ungern einen roten Paß auf drei Monate. Mit diesem fuhr ich nach Krementschug, und von dem Tage an konnte ich den Gedanken nicht los werden — vom Militär mich auf irgend welche Weise zu befreien, da es mir schlimmer als Gefängnis und Zwangsarbeit erschien.

In Kertsch bemühte ich mich, die Leute nicht zu treffen, die mich früher als ehrlich kannten. Meine Geliebte war nicht mehr dort — sie heiratete einen Kaufmann und fuhr nach Sewastopol. Teilweise war ich damit zufrieden, weil ich jetzt unbemittelt war und so wie so vor ihr nicht erscheinen konnte. Nachdem ich eine Zeit hin und hergeschlendert hatte, beschloß ich, ans Schwarze Meer zu gehen, wo sich in den Fischereien, wie es hieß, viel Proletarier jeder Art aufhielten, und wo man am allerwenigsten nach den Pässen fragte...

— — — — — — — — — — — — —

Nachdem ich zur Zeit der Schiffahrt 200 Rubel zusammengespart hatte, entschloß ich mich, das Schwarze Meer zu verlassen. Es schien mir schrecklich, es bei einem so langweiligen Leben nicht etwa zwanzig Jahre, nein, auch nur zwei auszuhalten, ohne ringsum etwas anderes als Wasser und Himmel zu sehen. Nach der Auszahlung des Lohnes kam ein Soldat aus dem Kaukasus auf mich zu (der seinen Abschied genommen hatte) und schlug mir vor, den Rückweg gemeinsam anzutreten. Ich ließ mich hauptsächlich durch die Zusage eines Passes verleiten; und er selbst schien mir viel klüger und ernster als die anderen zu sein. Unterwegs wurden wir miteinander

befreundet. Dann änderte er gleich den Ton und sagte: „Weißt du, was ich in Aussicht habe? Wir nehmen in Jerik einen Zweimaster, klein, mit Segeln und Rudern, laden fremde Waren darauf — und dann los ins Meer!“ So wurde ich wieder Seemann; unser Plan gelang vortrefflich. In der Stadt Temrjuk verkauften wir unser Boot für 450 Rubel und fuhren nach Kertsch. Ich brannte vor Ungeduld, einen Paß zu bekommen. In zwei Tagen kam ein älterer Herr mit einer Glatze und in ziemlich nachlässigem Anzug zu uns. Doch begegnete ihm mein Freund sehr zuvorkommend und flüsterte mir zu, daß es der Mensch sei, den ich brauchte. Daher betrug ich mich auch sehr ehrerbietig gegen ihn... Der Herr mit der Glatze aß und trank (daß er gern trank, bewies schon sein Gesicht), mitten im Gespräch holte er einen Bleistift und ein Stückchen Papier hervor, sah mich ein paarmal an, schrieb etwas hin, trank noch einen Schluck und ging fort. Vorläufig verstand ich von alledem nichts. Aber gegen Abend kam der Herr wieder, holte aus der Tasche ungefähr zehn Dokumente hervor, und reichte sie mir mit den Worten: „Wählen Sie, nach Belieben.“ Ich wählte einen halbjährigen Paß, fragte nach dem Preis, bezahlte, ohne zu handeln, 15 Rubel und fühlte, daß mir eine Last von den Schultern genommen war, als ob ich zum zweitenmal in die Welt gekommen wäre. Von dem Tage an legte ich schon keinen Wert mehr auf eine solche Kleinigkeit wie einen Paß.

Unterdessen waren meine Mittel wieder erschöpft, und ich mußte wieder etwas unternehmen. Ich ging

auf ein ausländisches Schiff, das nach Taganrog ging, obwohl ich das Wasser nicht leiden konnte. Wir kamen glücklich in Taganrog an und blieben 150 Klafter vom Ufer vor Anker. Während der Fahrt war ich mehrmals in der Kajüte des Kapitäns gewesen und hatte dort viel altertümliche Sachen aus Gold und Silber gesehen, die mit dem Gelde aufbewahrt wurden; der Wurm der Gier nach fremdem Eigentum fing wieder an, mich zu quälen. Das Militär, das meiner in der Heimat harrte, erschreckte mich am meisten in der Welt; ich beschloß, lieber das Schlimmste zu erleben, als Soldat zu werden; und außerdem, um ehrlich zu sein, hatte mich dieses neue Leben bereits mit fortgerissen, dieses Leben, reich an allerlei Abenteuern, wo ich aus fremden Taschen leben konnte, ohne jemandem verpflichtet zu sein. Nachts, wo alles auf unserem Schiff nach der Tagesarbeit und -Hitze fest schlief, konnte ich nicht einschlafen; etwas beunruhigte mich, ich kämpfte lange, ich weiß nicht, ob mit Parasiten oder mit Gedanken. Plötzlich hörte ich Musik, welche im Park spielte. Diese Melodie ließ mich in einem Augenblick vieles fühlen und denken. Sie erinnerte mich lebhaft an die goldene Kindheit, die ferne Heimat, die Mutter ... Es wurde mir schwer ums Herz, und ich schluchzte wie ein Kind. „Was wird aus mir werden, o mein Gott?" fragte ich mich selbst, und doch wußte ich bereits selbst, daß ich einen Weg gegangen, der zum friedlichen Leben in der Heimat nicht führen konnte.

Ich vernahm, daß zu dieser Zeit in Rostow am Don allerlei Volk zusammenkam, und daß dort ein

Paß mehr als irgendwo anders Nebensache ist. Und ich beschloß, mich auch dorthin zu begeben. Ich ging vorsichtig, um zu sehen, wo der Kapitän schlief. Er schlief wegen der Hitze unter dem Sonnenzelt. Geräuschlos öffnete ich die Thür seiner Kajüte, ging hinein, nahm das Geld und die Sachen, trat wieder aufs Verdeck, sah mich um, stieg in ein Boot, kettete es los, und mit einigen Ruderschlägen war ich am Ufer. Die Nacht verbrachte ich im Gesträuch des städtischen Gartens; mit dem Anbruch des Tages ging ich auf den Bahnhof. Aber unterwegs trat ich in ein Wirtshaus und... trank zum erstenmal im Leben ein Gläschen Rum. Ich hatte noch nicht angefangen, Thee zu trinken, als ich sah, wie mein Kapitän mit einem Schutzmann in der Richtung des Bahnhofs vorbei fuhren. So entging ich einer großen Gefahr. In einer halben Stunde fuhr der Kapitän zurück, und ich ging auf den Bahnhof, da ich wußte, daß der Zug bald abfuhr. Doch noch im Wagen mußte ich große Angst ausstehen: plötzlich erschien ein Gendarm. Er ging langsam durch den Wagen, die Gesichter der Passagiere aufmerksam betrachtend, und ging, ohne meine Aufregung bemerkt zu haben, wieder hinaus... Ich war gerettet.

Als ich den nächsten Tag nach Rostow kam und den Menschenstrudel sah, verstand ich gleich, daß es auch mir leicht gelingen würde, mich darin zu verlieren. Es ist schwer, in die Gesellschaft ehrlicher Leute zu kommen, aber wenn man sich ins Verderben stürzen will, so hat man immer die Gelegenheit dazu: es werden sich bald gute Freunde finden, die eine un-

eigennützig hülfreiche Hand ausstrecken. Man hat sie auch mir gereicht ... Einige Mal wurde ich auch ins Polizeiamt gerufen, aber wegen Mangel an Beweisen wurde ich sofort wieder frei gelassen und setzte meine frühere Thätigkeit fort. Endlich verwickelte ich mich in eine solche Geschichte, daß mir Sibirien drohte ... Ich nannte meinen wirklichen Namen nicht und wurde wegen Raubes zu Ehrenverlust und zur Verschickung ins entlegene Ostsibirien verurteilt (im Jahre 1873). Ich kann bis heute nicht vergessen, was ich bei der Abfahrt aus Moskau alles fühlte, als den Sträflingen von vielen Verwandten Geleit gegeben wurde; ihre Thränen beim Abschied haben mich so gerührt, daß ich selbst weinte, wodurch ich mir den Spott der Hartherzigeren zuzog. Und als wir von Tomsk an zu Fuß gehen mußten, an beiden Seiten des Weges nur Wald und Berge zu sehen waren, verzweifelte ich noch mehr. Indessen sagten die alten Brodiagen, das sei nur der Anfang, das Schlimmste werde noch kommen; selbst die Einwohner Sibiriens schienen mir herzlos zu sein, und ihre Sitten und Gebräuche waren mir zuwider. Doch es war zu spät, um darüber nachzudenken: was ich gesucht habe — das habe ich auch gefunden!

Ich wurde in die Stadt Kirensk auf dem Jakutskschen Weg verschickt. Bemerkenswert war der Tag, als der Convoi uns dem Dorfschulzen übergab, auf daß wir weiter in der Begleitung der Dorfpolizei gehen sollten; aber in Wirklichkeit existiert diese Begleitung gar nicht: alle gehen frei; wer will — geht in den für ihn bestimmten Ort, wer will — der

kehrt nach Rußland zurück, unſere Abteilung war an dem Tage wie verrückt: alle liefen ſofort in die Schenke — die Geld hatten, und auch die, welche keins hatten. Die Letzteren verkauften die Sachen, die ſie von der Regierung erhalten hatten. In der Nacht kamen einige Schlägereien mit Bauern vor. Am nächſten Tag waren ſchon keine Reviſionen; man ſammelte uns nicht mehr an einem Orte für den weiteren Weg. Unſere Geſellſchaft, aus vier Menſchen beſtehend, nahm die Säcke auf die Schultern und machte ſich zuerſt auf den Weg. In den Dörfern wurden bei unſrer Ankunft die Wirtshäuſer geſchloſſen, obwohl vergeblich, weil der Ruſſe den Wein auch aus der Erde bekommen kann; und gegen Abend ſammelte ſich die Abteilung nur mit Mühe und Not auf der Station. Als die Wagen mit dem Gepäck kamen, und die Sträflinge anfingen, die Sachen auszupacken, ſo ſehe ich noch ganz deutlich, wie in einem Wagen unter Pelzen und Säcken drei Menſchen im bloßen Hemde ſtanden ... Da ſie glücklicher Weiſe in den nächſten Amtsbezirk verſchickt werden mußten, ſo wurden ſie auf dieſe Weiſe jeden Tag von einer Station zur anderen gebracht ... Bald erzählte man uns, daß wir von jetzt ab einen „hungrigen" Weg zu machen hatten, wo Brot 10 Kopeken das Pfund koſtet, doch bekommen wir die 10 Kopeken Tafelgeld täglich. Noch mehr Leute gingen nach Rußland zurück; es gingen auch drei meiner Freunde, doch fürchtete ich mich, ihnen zu folgen und begab mich allein weiter. Damals lernte ich zum erſtenmal Not kennen, und ich muß geſtehen, daß ich nie ſoviel Kummer ausge-

ſtanden habe. Ich verſtehe nicht, wie ich das alles ertragen konnte, ich erinnere mich daran nur wie im Traum. Damals dachte ich, dieſer Kummer würde mir eine gute Lehre für die Zukunft ſein, aber es war nicht der Fall; es iſt bekannt, daß man einen ſteilen Berg bald wieder vergißt . . ."

Doch in dieſem Verbannungsort lächelte Godunow das Glück. Es gelang ihm, auf ein Schiff zu kommen.

„Der Kapitän war ein einfacher und guter Menſch, er hatte mich ſehr gern und vertraute mir ſehr viel an. Im Herbſt kamen auf dieſes Schiff die Goldgrubenarbeiter aus der Taïga (aus den dichten Wäldern Sibiriens). Der Kapitän ſchlug mir vor, ſechs Eimer Spiritus in Jakutsk zu kaufen; er erklärte mir, es ſei ſehr vorteilhaft: man kaufe für 18 Rubel und verkaufe für 90. Als ich antwortete, ich hätte kein Geld, gab er mir welches. In der Taïga verkaufte ich wirklich meine Ware ſehr ſchnell und vorteilhaft; es gefiel mir ſehr, ſolche große Summen in die Taſche zu ſtecken. Kurzum: in fünf Jahren hatte ich ſiebentauſend Rubel zuſammengeſpart, kaufte ein Haus, richtete eine Wirtſchaft ein und heiratete endlich eine junge Sibirierin. Kaum war ein halbes Jahr meines Glückes verfloſſen, da erzählten mir die Leute, daß meine Frau, das Luder, aus dem Hauſe alles Beſſere ihren Verwandten giebt. Als ich deſſen ſicher war, wurde es mir ſo ſchwer ums Herz, wie es mir ſchon lange nicht geweſen war. Alles wurde mir zuwider, auch das Leben ſelbſt. Einſt rief ich meine Frau und befahl ihr, in die Mitte des Zimmers

alle Sachen zu legen, die ſie als Mitgift mitgebracht hatte. Sie fragte, was das heißen ſollte. Da antwortete ich hart, ohne ſie anzuſehen: „Das wirſt du ſpäter erfahren, jetzt ſollſt du thun, was ich dir befehle.“ Als ſie alle ihre Sachen nur ungern in einen Haufen zuſammengelegt hatte, ſagte ich ihr: „Du kannſt dich mit deinen ſieben Sachen nach Hauſe packen. Ich brauche dich nicht mehr.“ Nachdem ich meine Frau weggeſchickt hatte, verbrachte ich die ganze Nacht ohne Schlaf: ich ging im Zimmer auf und ab, trank jedesmal ein halbes Gläschen, ſang, lachte und weinte! . . . Meine eigene Lage hat mir wirklich leid gethan! Darauf verkaufte ich die ganze Wirtſchaft und begab mich auf den Weg: ich wollte noch einmal meine Mutter und die Heimat ſehen. Ich hatte beinahe 2000 Rubel, die Kleider waren anſtändig und mein Paß (ein Atteſt eines Popenſohnes) war zuverläſſig. Den Bekannten erklärte ich, ich gehe wieder in Dienſt auf die Olekma.

— — — — — — — — — — — — —

Als meine Mutter mich ſah, war ſie im erſten Augenblick mehr erſchrocken, als erfreut: ſie glaubte, ich ſei vom Jenſeits zurückgekehrt, ſie hielt mich ſchon lange für tot. Ich wollte ſie nicht betrügen und erzählte ihr alles; ſie war ganz verzweifelt, als ſie von Sibirien hörte. Dieſes Wort machte größeren Eindruck auf ſie, als wenn ich geſtorben wäre . . . Sie ſagte mir darauf, am nächſten Tage müßte ich unbedingt zum Bürgermeiſter gehen. Ich machte ihr Hoffnung, daß ich es thun würde, in Wirklichkeit gedachte ich aber, anders zu handeln. Ich war ſchon

nicht mehr der sentimentale Jüngling, wie früher; die Heimat, deren Name allein mich früher so tief rührte, erschien mir jetzt fremd und langweilig, und die Strafpredigten brachten mich außer mir . . . Ich wollte in voller Freiheit leben, nur meinem eigenen Willen folgend. Es gab keine Hindernisse mehr für mich: einen Paß zu bekommen, war für mich eine Kleinigkeit; Diebstahl, Betrug, Schwindel, Sibirien — alles war mir schon bekannt. Ich dachte schon nicht mehr an eine Anstellung, an Arbeit. Ich schwärmte jetzt nur für Eines: viel Geld zu besitzen . . . Aber niemand wird das Geld umsonst in die Tasche bekommen.

Ich versicherte meiner Mutter unter allerlei Vorwänden, daß ich für kurze Zeit nach Odessa fahren müßte und verabschiedete mich von ihr, um nie mehr in die Heimat zu kommen.

Ich fuhr aus einer Stadt Südrußlands in die andere, mein letztes Geld vergeudend und die Menschen erforschend. Es fanden sich auch bald vorteilhafte Geschäfte . . . Es war auch kein Mangel an Freunden.

In einem Jahr wurde ich wieder mit Ehrenverlust nach Ost-Sibirien verurteilt, und wieder unter fremdem Namen. Ich muß sagen, daß dieses Urteil mich bereits nicht mehr so erschreckte, wie das erste — den Weg kannte ich. Diesmal kam ich in den Komjanskschen Amtsbezirk des Balaganschen Stadtbezirks."

Hier diente Godunow bei einem Dorfkaufmann als Tagelöhner, erwarb sich sein Vertrauen als ein nüchterner und des Lesens und Schreibens kundiger

Menſch, fuhr auch mit ihm in Geſchäften nach Irkutsk. Während des Winters gewann ihn das ganze Dorf lieb, den Kindern las er Märchen vor, den alten Frauen — Lebensbeſchreibungen der Heiligen. Doch kam der Lenz, und das Herz unſeres Brodiaga fing wieder an ſich zu ſehnen, aber wonach?

„Ich fragte mich ſelbſt: iſt es mir denn wirklich beſchieden, mein Leben in dieſer verfluchten Gegend zu beſchließen, unter den mir fremden Leuten, in voller Blüte meiner Kräfte und Jahre? Das ganze Leben für andere arbeiten, und ſelbſt einſam leben und ſterben, ohne ſein eigenes Heim zu haben? Nun, wenn die Sache ſo ſteht, will ich nur einen Tag oder eine Stunde ein freier Menſch ſein. Doch wollte ich nicht mit leeren Händen weggehen. Und ich wartete, bis das Kirchenfeſt in dem benachbarten Dorfe kam, wo in unſerem Dorfe nur alte Leute und Kinder blieben; meine Herren ließen mich allein zurück, um das Haus zu hüten; ich brach die Schatulle, wo das Geld lag, auf, nahm 700 Rubel und begab mich auf den Weg. Wenn ich Bauern begegnete, ſagte ich ihnen alles verkehrt: ſagte ich ihnen, ich gehe links, ſo ging ich rechts! Als ich bis zu den brüderlichen Nomadenlagern gekommen war, mietete ich ein paar Pferde und fuhr ſchnell nach dem Jadinskſchen Amtsbezirk, der 170 Werſt vom Orte des Verbrechens lag. Die Tſcheldonen von Komjansk verfolgten mich bis zum Irkutsk, aber ſie waren auf falſcher Fährte, ich zögerte nicht, mietete Pferde und fuhr immer weiter. Doch dieſe zweite Flucht war ganz anders als die erſte; damals fuhr ich wie ein Herr bis nach Rußß-

land, einen Paß in der Taſche und gut gekleidet. Als ich zu der Angara kam, wo nur Brodiagen hauſen, mußte ich auch das Aeußere eines Brodiagas annehmen und zu Fuß gehen; mein Geld mußte ich gut verſtecken. Hier mußte man ſehr vorſichtig ſein, ſich vor Bauern und Brodiagen in Acht nehmen. Ich beſchloß allein zu gehen, weil ich öfters hörte, daß es unter den Brodiagen Leute giebt, die wegen eines Kleides dem Freunde das Leben rauben. Was die Bauern betrifft, ſo mußte ich in den Dörfern betteln; es war gefährlich etwas zu kaufen. Unterwegs entdeckte ich ein Handwerk, womit ich ſpäter manchmal gutes Geld verdiente. In einem Dorfe erfuhr ich, daß der Pope einen Maler ſuchte, der die neugebaute Kirche anſtreichen ſollte. Ich erinnerte mich, daß ich einſt mit einem Freunde, der Maler war, zuſammen wohnte und bei ſeiner Arbeit zugeſehen hatte, ſie ſchien mir damals nicht ſo beſonders ſchwierig zu ſein. Ich gab den Bauern zu verſtehen, ich ſei ein Maler, und ſie brachten mich ſofort zu dem Popen, der mich ſehr freundlich empfing. Es zeigte ſich, daß die Arbeit vortrefflich von ſtatten ging, und alle waren von ihr entzückt.

Darauf fuhr ich einige Zeit mit dem Floß (bis zum Dorf Bugutſchani); dann machte ich drei gefährliche Märſche durch die Taïga, einen von 60, den anderen von 150 und den dritten von 120 Werſt, mit einem buriatiſchen Meſſer und einem Revolver mit 40 Patronen bewaffnet. Aber was für einen Wert hat ein Revolver in der Taïga? Gar keinen und obwohl man es weiß, geht man doch munterer,

als ob man auf etwas hoffe. Ich fürchtete mich dieſe Tage nicht ſo ſehr vor vierfüßigen, als vor zweifüßigen Tieren. Unterwegs ſah ich viel Wild; in einer Entfernung von 50 Saſchen ſah ich einen Hirſch. Viel hatte ich von Mücken und allerhand Stechfliegen zu leiden. In der Nacht mußte ich auf allen Seiten Feuer anmachen, um mich vor Mücken und Tieren zu ſchützen, weil ſie das Feuer fürchten. Doch der Schlaf war ſo wie ſo ſchlecht: kaum ſchlafe ich ein — plötzlich höre ich in der Nähe ein Kniſtern ... Erſchreckt fahre ich auf — niemand iſt da. Solch beunruhigendes Kniſtern hört man in der Taïga die ganze Nacht hindurch: bald ſetzt ſich ein Vogel auf einen trockenen Aſt, der zuſammenbricht; bald erzeugt eine andere natürliche Urſache einen Ton. Am ſchrecklichſten iſt aber während der Nacht der Schrei des Uhu; das Haar ſträubt ſich einem auf dem Kopfe, und das Blut gerinnt in den Adern ... Es gab auch am Tage ſchreckliche Augenblicke: man geht, ohne an etwas zu denken, und plötzlich ſieht man eine verweſte Leiche eines ebenſolchen Wanderers, wie man ſelbſt iſt ... Dann läuft man ſo ſchnell wie nur möglich fort! Man läuft ohne auszuruhen Tag und Nacht!“

Den übrigen Teil des Weges legte unſer Wanderer, von Zeit zu Zeit „Einkäufe“ machend, zurück. Ueberall in den Städten trafen ſich anſtändige Kerle, mit denen man nur ein paar Fläſchchen Schnaps zu trinken brauchte, um ſofort guten Rat zu erhalten, wo, wie und was zu bekommen ſei. Einſt aber hätte Godunow beinahe ſein Leben laſſen müſſen, da er

nicht wußte, daß im Hofe Hunde seien; doch wurde er mit jedem neuen „Einkaufe“ immer kühner. Im allgemeinen ging auch diese Reise glücklich von statten, und er überschritt die europäische Grenze.

„Auf der zweiten Station hinter Schadrin brachte ich die Nacht bei einem Bauern, einem gewesenen Zwangsarbeiter, zu. Wir tranken und wurden vertraulich gegeneinander. Der Bauer machte mich auf ein Haus aufmerksam (in einem Dorfe vier Werst von der Station), wo er mit eigenen Augen viel Geld gesehen hatte: in einer Kammer, in einem grünen Koffer, wären mehr als zehntausend Rubel versteckt. Der Bauer erzählte auch, daß die Einwohner des Hauses täglich ins Feld arbeiten gingen und im Hause nur eine Frau bliebe. Ich merkte mir alles, und am nächsten Morgen begab ich mich in das bezeichnete Dorf. Fast alle Bauern waren schon im Felde. Ich sah selbst, wie der Wagen aus dem Hofe des mir empfohlenen Hauses herausfuhr. Nachdem ich eine Zeit lang gezögert hatte, ging ich auf die Pforte zu und wollte in den Hof hinein; die Pforte aber war zu. Auf mein Klopfen kam eine ältliche Frau und fragte: „Was suchst du hier?“ Ich machte ein schmeichelndes Gesicht und sagte: „Ach, wenn Sie so gut wären und einem armen Reisenden eine Theemaschine aufstellten!“ — „Wer seid Ihr und woher?“ — „Ich fahre aus Kurgan nach Kamischlow, meine Beschäftigung ist Kirchenmalerei.“ Die Frau sagte, sie habe keine Zeit, aber als ich ihr versprach, sie für ihre Mühe zu bezahlen, lud sie mich ein, ins Zimmer zu kommen. Zu meinem Glück war im Hause kein

Waſſer vorhanden, und ſie mußte zum Fluſſe, der 150 Saſchen vom Hofe entfernt war, gehen um Waſſer zu holen. Kaum war ſie fort, ſprang ich, ohne zu zögern, in den Flur hinaus; im Schlüſſelloch der Kammer ſtak der Schlüſſel. In einem Augenblick machte ich die Thüre auf und ſchaute hinein: auf den Wänden hingen viel Kleiderſtücke, auf dem Boden ſtanden einige Koffer, und unter den letzteren war auch der beſagte grüne, etwas kleiner. Alles ſtimmte mit der Beſchreibung. Die Kammer wieder zuzumachen und ins Zimmer zurückzukehren, war für mich die Sache eines Augenblickes. Ich ſetzte mich ans Fenſter und überlegte, was zu thun war. Man muß wirklich ſagen, daß für ſchlechte Handlungen der Plan bald reift. Als ich aus der Kammer durch die Küche lief, bemerkte ich dort einen hohlen Raum unter den Dielen, und hier fiel es mir ein, daß man die Frau ermorden und dort hineinſtecken könnte. Jetzt blieb ich bei dieſem Gedanken, weil es nicht anders zu machen war. Als die Frau vom Fluſſe zurückkam und den Samowar zubereitete, wurde ich plötzlich wie vom Fieber geſchüttelt: noch nie im Leben hatte ich menſchliches Blut vergoſſen . . . Lange ging ich im Zimmer auf und ab, am ganzen Leibe zitternd. Ich dachte auch daran, ob ich mit meinem Opfer fertig werde, weil die Frau geſund und kräftig war? Ich fürchtete ſelbſt, auf dieſer Miſſethat ertappt zu werden. Endlich ging ich in die Küche und begann mit der Frau von dieſem und jenem zu ſprechen. Sie ahnte nichts, bereitete alles zum Theetrinken vor und nahm jedesmal eine für mich bequeme Lage an; und in

einem ſolchen Augenblick riß ich geſchickt und lautlos ein Handtuch von der Wand, warf es um ihren Hals, ſtürzte ſie zur Erde, trat mit dem Knie auf die Bruſt und fing an, darauf zu drücken. Vor Schreck und Ueberraſchung ſtieß ſie keinen Laut aus und leiſtete im erſten Augenblick keinen Widerſtand, aber nachher fing ſie an, mit mir zu kämpfen und ſogar mit ſolcher Kraft, daß ich, ich muß geſtehen, Angſt bekam, ich gab mir die möglichſte Mühe und zog noch feſter das Handtuch um den Hals. Bald war das Verbrechen zu Ende. Ich machte den Raum unter den Dielen auf, ließ die Leiche dorthin hinab, und ſprang ſelbſt durchs Fenſter hinaus, machte die Pforte und die Hausthüre von außen zu, kletterte wieder durchs Fenſter und begann die Unterſuchung. Im grünen Koffer waren aber keine zehntauſend, ſondern nur 1640 Rubel und im ganzen Hauſe gab es keinen Groſchen mehr. Ich kletterte über den Zaun und lief zum Wald. Nachdem ich bereits fünf Werſt zurückgelegt hatte, überzeugte ich mich, daß es ein Winterquartier war; ich kam zum Fluß. Lange ſuchte ich vergebens eine Furt; endlich begegnete ich einem jungen Burſchen mit einem Zaum in der Hand, der mir die Furt zeigte. Zwei Stunden ſpäter war ich ſchon in Dalmatow. Nachdem ich noch eine Strecke zu Fuß gegangen war, mietete ich einen Bauern, der für fünf Rubel bereit war, mich trotz der Arbeitszeit bis nach Kamiſchlow zu bringen. Unterwegs hätte mich beinahe mein Schickſal ereilt. Als ich an eine Schenke heranfuhr, traf ich dort einen Gendarmen und zwei Bürgersleute aus Kamiſchlow, die mich fragten,

wer ich sei und woher ich komme. Ich sah mich gezwungen, sehr vorsichtig zu lügen, doch verzweifelte ich nicht, gab mich als Maler von Heiligenbildern aus und lud die gefährlichen Genossen zum Schnaps ein; das gelang mir auch. Von Kamischlow fuhr ich sofort mit freien Pferden nach Ekaterinburg. Als ich bereits in der Nähe dieser Stadt war, hörte ich plötzlich in der Dämmerung Glockenläuten. Mich ergriff irgend etwas längst Vergessenes, Angenehmes, und ich konnte meine Thränen nicht zurückhalten ... Es ist wahr, wegen meiner Sicherheit war ich nunmehr beruhigt, doch wurde es mir plötzlich so schwer ums Herz, mein unglückliches Schicksal fiel mir auf die Seele.

In Ekaterinburg hatte ich solches Glück, daß, wenn ein anderer mir eine solche Geschichte erzählen würde, so würde ich sie ein Märchen nennen. Einige Male am Tage ging ich in eine Schenke und unterhielt mich mit der jungen und ziemlich schönen Wirtin. Sie erkannte sofort einen Fremden in mir und war sehr freundlich. „Warum sind Sie so traurig und nachdenklich?" fragte sie mich teilnehmend: „vielleicht gehen Ihre Geschäfte nicht gut?" Ich antwortete ihr, daß im Gegenteil meine Geschäfte jetzt glänzend gingen und ich nicht mit leeren Taschen nach Hause fahren würde. Dann spielte sie lächelnd darauf an, vielleicht sei ich in Herzensangelegenheiten nicht glücklich. Ich antwortete aufrichtig, daß ich wirklich in meinem Leben sehr viel Kummer durch Frauen gehabt hätte; statt Liebe hätte ich immer nur Hartherzigkeit, Eigennutz und Verrat kennen gelernt und

zuletzt ſei ich in der Welt einſam geblieben; ich wüßte nicht einmal, wohin ich mein Haupt niederlegen könne. Ich gab ihr auch zu verſtehen, daß ich überhaupt ſehr viel Feindſeligkeit von Leuten habe erdulden müſſen, ſehr viel gewandert ſei und manches Unglück erlitten hätte . . . Die gute Frau weinte bei meiner Erzählung, und dadurch geriet ich in große Rührung. Es war ſchon ſpät, zur Zeit wo die Schenke geſchloſſen wurde, und meine neue Freundin lud mich ein, bei ihr zu übernachten: ſie war Witwe und hatte zwei Mädchen als Bediente. Beim Abendbrot wurden wir noch vertraulicher zu einander. Als ſie mich über den Paß fragte und erfuhr, es ſei meine ſchwache Seite, ſtand ſie vom Tiſche auf, öffnete einen Koffer und reichte mir ein Papier: es war ein halbjähriger Bürgerpaß. Alle Kennzeichen paßten merkwürdig auf mich, mit Ausnahme der Augen; aber ich bog das Papier an der Stelle zuſammen und rieb dort ein kleines Loch, ſodaß es ſchwer zu leſen war, was für Augen angegeben waren. Darauf befragte mich die Witwe über mein Vermögen — und es ſtellte ſich heraus, daß es faſt ſo groß wie ihres war. Kurz und gut, in derſelben Nacht wurde ich ihr Gemahl und Beſitzer der Bierſtube . . .

Ein ganzes Jahr verblieb ich in meinem neuen Stande, und, wie es oft in Gedichten heißt, kein Wölkchen trübte unſer Glück. Doch das war nur Schein, in Wirklichkeit fühlte ich kein wahres Glück. Etwas quälte mich in einem fort — es war teils Unruhe und Angſt vor der Zukunft, teils Unzufriedenheit mit der Gegenwart. Einſt ging ich Sonntags

mit meiner Frau in die Kirche und begegnete auf der Straße einem Menschen, welchen ich früher auf der Oleka kennen gelernt hatte. Ich wollte an ihm unerkannt vorübergehen, aber es gelang mir nicht: er lief auf mich zu, als ob ich sein bester Freund wäre; und ich muß sagen, es wäre nicht schön von mir gewesen, nachdem ich so viele Jahre in Not war, einem Freunde den Rücken zuzukehren, der augenblicklich in Not ist. Obwohl ich es nicht gern that, mußte ich ihn in mein Haus einführen. Da lud er mich in ein Wirtshaus ein und bewirtete mich. Und hier bemerkte ich, daß man uns beobachtete. Der Freund erzählte mir selbst, daß er gestern einen sehr vorteilhaften „Einkauf" gemacht hätte ... Kaum verabschiedete ich mich von ihm, als man mich am nächsten Tage ins Polizeiamt rief — wie es sich herausstellte, war er bereits verhaftet. Ich erklärte natürlich, daß ich mit diesem Menschen zufällig in meiner Bierstube bekannt geworden wäre; meines Passes war ich ganz sicher; doch sah man deutlich, daß der Aufseher noch etwas vor hatte: er drehte immer meinen Paß in den Händen und stellte mir Fragen ... Ich verstand plötzlich: ohne Zweifel, mein Freund hatte mich verraten! Der Polizeimeister, der nachher kam, sagte es mir übrigens selbst: „Wir hätten Sie keinen Augenblick mehr festgehalten, wenn nicht die Anzeige Ihres Bekannten erfolgt wäre. Nach seinen Worten haben Sie einen falschen Paß und sind ein Flüchtling aus Sibirien." Ich lachte: „Ist es möglich, sich auf die Anzeige eines Brodiagen zu stützen und freie Leute zu beleidigen? Daß ich gestern

mit ihm im Wirtshause war — ist am allerwenigsten ein Fakt (ein Fakt nach dem Dialekt der Sträflinge bezeichnet einen Schuldbeweis) und ich leugne es nicht. Unser Geschäft ist derart, daß wir niemand zurückweisen dürfen; es steht nicht auf seiner Stirn geschrieben, wer er ist, und ich konnte nicht auf seine Einladung, ins Wirtshaus zu gehen, mit einem groben ‚Nein' antworten." Kurzum, wenn man die Haut vor Wolfszähnen zu schützen hat, dann findet die Zunge überzeugende Worte; und der Polizeimeister ging bereits allem Anscheine nach darauf ein, als ihm plötzlich etwas einfiel: er begann die Liste der in den letzten Jahren gesuchten Leute durchzusehen; es schien ihm mit einem Male, als ob ich der Person ähnlich sei, die des Dalmatowschen Verbrechens verdächtig sei. Und die Kennzeichen dieser Person wurden von dem selben jungen Burschen mitgeteilt, dem ich damals am Ufer des Flusses mit dem Zaum in den Händen begegnete und der mir die Furt zeigte. Die Sibirier sind so ein merkwürdiges Volk, daß es genügt, einen Menschen einmal im Leben auf einen Augenblick gesehen zu haben — und zehn Jahre später können sie ihn ganz ausführlich beschreiben, vom Kopf bis zu Fuß . . . Nachdem der Polizeimeister noch einmal die Kennzeichen gelesen und mich angesehen hatte, änderte er den Ton und befahl, mich nach Dolmatow zur Ueberführung zu bringen. Mein junger Bursche erkannte mich auf den ersten Blick. Ich selbst wurde damals plötzlich so unbegreiflich gleichgültig gegen mein weiteres Schicksal, daß ich beinahe sofort alles gestanden hätte. Aber ich nannte dabei auch mei-

nen wirklichen Namen, da ich es für ganz richtig hielt; der letztere war bis jetzt fast ganz rein geblieben und konnte mir nur zur Milderung der Strafe dienen. Dank dem aufrichtigen Geständnis wurde ich nur zu zehn Jahren Zwangsarbeit verurteilt. Meine Frau wollte mir folgen, aber ich verbot es ihr entschieden: ich hatte nie die Gewohnheit, Leute mit mir ins Unglück zu ziehen, die noch glücklich sein können . . .

— — — — — — — — — — — — —

Ich wurde nach Gornij Zerentuj verschickt; damals gab es dort noch nicht das jetzige steinerne Gefängnis. Alles war damals anders, und viel besser. Im Felde, am Rande der Bergkuppen, standen einfache hölzerne Baracken, die nicht einmal eingezäunt waren. Statt dessen zog sich in Entfernung von zwei Werst eine Kette Soldaten um uns herum. Die uns entgegenkommenden Sträflinge waren zur Hälfte betrunken und meistens in freier Kleidung. Ich fragte mich verwundert: was ist denn das für eine Zwangsarbeit? Wo steckt hier das Schreckliche? In den Zellen wohnten hundert und mehr Menschen, der Lärm war betäubend, vor lauter Musik hörte man nicht die eigene Stimme: der eine spielte Geige, der andere Mundharmonika, der dritte schlug die Schellentrommel. Ich fand gleich Bekannte und auch Landsleute, und mußte schon am ersten Tage ziemlich viel trinken . . ."

Was Zwangsarbeit ist, bekam Godunow nicht zu fühlen, weil er fast am selben Tag für den Kirchenchor bestimmt wurde, und in drei Wochen entließ man ihn in die freie Kolonie. Bald darauf war seine

Frist zu Ende (wie ich öfters erklärte, nimmt sie für die Sträflinge zweiten und dritten Ranges immer schnell ein Ende); unser Held kam nach Werchneudinsk als Sträflingskoloniſt. Von dem Tag an begann für ihn eine ungleich schwerere Strafperiode.

„In der Stadt erlaubte mir die Polizei nur drei Tage zu bleiben, bis ich eine Anstellung gefunden hätte. Aber die sibirischen Kaufleute und Beamten nehmen statt der Sträflingskoloniſten lieber Burjaten; diese Leute begnügen sich mit Knochen, die vom Mittag übrig sind; mit Hilfe des Messers verstehen sie alles Eßbare so abzuschälen, daß kein Hund es besser könnte. Deshalb fand ich selbstverständlich keine Anstellung und mußte mich nach einer 70 Werst entfernten Glasfabrik begeben; dort gab es auch eine Dampfmühle. Doch auch da fand ich keine freie Anstellung, außer bei der sogenannten verrückten Röhre, wo niemand es länger als zwei Tage aushalten konnte. Ich beschloß dorthin zu gehen, und, als ich zum erstenmal meine 12 Stunden hinunter hatte, kam ich vollständig entkräftigt in die Arbeiterkaserne, überzeugt, daß ich bei der nächsten Ablösung unfähig sein werde. Aber nachdem ich mich gehörig ausgeruht, rappelte ich mich auf und arbeitete dort noch fünfzehn Tage; da verletzte ich mich an der Hand und die Fabrikdirektion schlug mir die Stelle eines Materialienverwalters bei 30 Rubel monatlichen Gehalts vor. Etwas Besseres konnte ich mir nicht wünschen, aber das Schicksal war mir nicht lange günstig. Einst kam der Verwalter nach der Fabrik, hatte etwas auszusetzen und stieß mich mit der Faust vor die Brust. Ich vertrug das

nicht und ſagte: „Vorſicht!“ — am ſelben Tage war ich entlaſſen. Ich begab mich nach Udinsk auf den Jahrmarkt. Mein Geld war zu Ende, ich hatte nichts in Ausſicht und dazu ſchmerzte mich die Hand. Ich mußte zu meinem alten Handwerk zurückkehren und wieder mit meinesgleichen zuſammenkommen ...“

Nun begann wieder ein liederliches Leben. Nachdem er glücklich einen „Einkauf“ gemacht hatte, verbrauchte Godunow das Geld mit ſeinen Freunden und ging nach Tſchita oder nach einen anderen Ort, wo er noch nicht Menſchen und Hunden ſo bekannt war. Mit dem abgelaufenen Paß fiel er oft in die Hände der Polizei und bekam von ihr, wie er ſich ſelbſt poetiſch ausdrückte, „vierzig und ſechzig auf den Buckel, um ſich der ſonnabendlichen Tage zu erinnern“; darauf wurde er per Etappe in den Amtsbezirk verſchickt, doch verſchwand er bald wieder mit oder ohne Paß. Endlich wurde er in Werchneudinsk mit der geſtohlenen Uhr in der Taſche verhaftet. Die Beſchreibung dieſer Verhaftung erinnert an die Jagd nach einem wilden Tiere, das die tollkühnſten Fluchtverſuche macht, das nach allen Seiten ſtürzt und überall aufgeſtellte Fallen bemerkt.

„Als ich ſah, daß ich in eine Falle geraten war, daß die mir auflauernde Polizei mich bereits bemerkt hatte, ſchlug ich eine andere Richtung ein. Ich lief an den Läden vorbei, drehte mich um und gewahrte meine Verfolger hinter mir; faſt der ganze Markt ſchrie laut: „Halt! Halt!“ Ich lief noch ſchneller, doch hörte ich, daß Kutſcher mit Pferden mir nachjagten. Ich ſprang flink in den Hof des Kranken-

hauſes hinein, rannte hindurch, ſprang über den Zaun in den anderen Hof und lief in eine andere Straße... Aber nicht genug! Auch in dieſer Straße war alles ſchon unruhig, überall rannten Leute. Doch verfolgte ich mein Ziel weiter: ich lief bis ans Ende der Stadt, wo ein Wald ſteht. Ich hätte ihn erreicht, aber meine Kräfte ſchwanden bei dem Waten durch den tiefen Sand und ich ſah mich bereits von allen Seiten umringt. Vielleicht hätte ich auch dennoch mich retten können, wenn ich einen Revolver oder nur ein Meſſer, womit ich die zudringlichen Verfolger hätte abhalten können, gehabt hätte, aber ich war unbewaffnet, und es blieb mir nichts anderes übrig als mich zu ergeben. Ich wurde in eine Droſchke geſetzt und auf das Polizeiamt gebracht."

Nach 7 Monaten wurde Godunow von neuem zu vier Jahren Zwangsarbeit verurteilt und zu uns nach Schelai gebracht.

Godunow iſt ein Mann, man kann ſagen, in der Blüte ſeiner Jahre. Er iſt ziemlich hübſch, hat ſchwarzes Haar und ſchwarzen Vollbart, eine kluge, breite Stirn, iſt geſetzt in ſeinen Manieren, Worten und Handlungen, ein großer Redner und Räſonneur. Wie der Leſer ſieht, analyſiert er ſelbſt ſeine Vergangenheit ganz richtig und weiß es, daß er einen ſchlechten Weg gegangen iſt. Aber kann er überhaupt einen anderen Weg finden — den Weg der ehrlichen Arbeit und des friedlichen Lebens, nach der Beendigung der neuen Zwangsarbeitsfriſt und nach der Entlaſſung in die Kolonie? Ich muß geſtehen, ich glaube nicht daran, lieber Leſer ... Der finſtere

Weg dieſes traurigen, wirklich geſpenſtiſchen Lebens war wie von einem böſen Schickſal ſchon von früher Kindheit an vorgezeichnet, und ſein verhängnisvolles Ende iſt ihm ſicher nahe!

Gott gebe, daß ich mich geirrt hätte.

Alpdrücken.

Den letzten Winter bohrte ich im oberſten Teil des Schachts. Während meines mehr als dreijährigen Aufenthaltes in Schelai vertiefte man denſelben nicht mehr als drei Klafter, weil mit dem Bohren oft ausgeſetzt werden mußte aus Mangel an Gefangenen, und als die Arbeitskräfte vorhanden waren, war der Schacht ſchon ſo weit ins Waſſer geſunken, daß man ihn zwei Wochen lang auspumpen mußte. Da ging die alte Geſchichte von neuem an. Zur Zeit des Pjetuſchkow gingen die Arbeiten unvergleichlich ſchneller als bei ſeinen Vorgängern. Dieſer Mann verſtand die Kobylka nicht nur mit ſeiner freieren Geſinnung zu feſſeln, ſondern auch feſtzuhalten und konnte von den Gefangenen alles verlangen, was Vorſchrift war, obwohl es zu meiner Zeit nicht vorkam, daß er jemand „mit einem Zettel“ zu dem Sechsäugigen ſchickte; dennoch fürchtete man ihn.

„Lieber hätte mich der verfluchte Hund ins Karzer ſperren ſollen, anſtatt mit ſeiner weichen Zunge mir die Sehnen aus meinem Innern herauszuziehen!“ ſprachen über Pjetuſchkow die, auf welche er zuweilen

mit ſeinen freundlichen Worten, einem Gewitter gleich, herabſtürzte: — ‚mögen ihn die Hunde freſſen . . . Und wir werden bei ihm in Mißkredit kommen‘, wendete Monachow ein, ‚wenn der Sechsäugige ſelbſt es durch die Kobylka erfahren wird; dann wird man ihn fortjagen, und uns wird es noch ſchlimmer gehen. Es wird einem ſo ſchwer und traurig zu Mute! Ja, es iſt viel leichter, alle zehn Schichten in dem feſten Geſtein abzuſchlagen, als ſeine Klagen mit anzuhören.‘

Das könnte man aber nicht ſagen, daß Pjetſchukow manchmal auch keine direktere Drohung angewendet hätte. Ich ſah es ſelbſt, wie ſeine Augen in böſem Feuer funkelten, wenn er mit erkünſtelter Weichheit und Gutmütigkeit in der Stimme den, nach ſeiner Meinung, heruntergekommenen Gefangenen erklärte, daß es ſich nicht mehr lohnt, ſie in die Grube mitzunehmen. Dieſes war für die meiſten der Kobylka die wirkungsvollſte Drohung, weil das Bergwerk in der That gegen andere Arbeiten ſehr viel Vorzüge hat. Vor allen Dingen konnte man hier, wenn auch nur auf kurze Zeit, die Herz und Geiſt beengende Ordnung des Sechsäugigen vergeſſen, die man jeden Augenblick bei allen häuslichen Arbeiten, die in der Nähe der Gefängnismauern vor ſich gingen, ſah. In jeder Hinſicht atmete man da im Schoß der Natur freier, und wenn auch die Arbeit zu einer beſtimmten Zeit fertig ſein mußte, ſo war ſie doch leichter. Ein bedeutungsvoller Vorzug der Grube war für die Gefangenen die Geldprämie, die Monachow allerdings nur ſelten und ſpärlich gab: mehr bekamen die Schmiede, Tiſchler, Zimmerleute; auch für die ein-

fachſten Arbeiter, wie die Bohrer, fiel etwas ab. Sogar ich ſelbſt, der letzte von allen Arbeitern, bekam 6 Rubel, während einiger Jahre, die ich in der Grube zu Schelai arbeitete . . . Auf ſolche Weiſe verdientes Geld übergab die Verwaltung der Bergwerke dem Gefängniskontor, und bei der nächſten Abendreviſion las der Sechsäugige laut vor, wieviel für jeden eingeſchrieben war. Ich erinnere mich ganz deutlich, welches Vergnügen ich empfand, zum erſtenmal in meinem Leben einige Rubel durch rein phyſiſche Kraft verdient zu haben . . .

In den meiſten Schelaiſchen Schächten war der Boden ungemein weich. Jedoch gab es Wochen und ſogar ganze Monate, wo es nach dem Ausdruck der Gefangenen zum „Dummwerden" war: der Stein war ſo hart, daß die ſchärfſten Bohrer in einer Minute abbrachen; die Bohrer hatten kaum Zeit, ſie in die Schmiede hinzuſchaffen; Palczikow fand keine Worte in ſeiner energiſchen Sprache, um ſeine Unzufriedenheit mit ‚Geſetz, Glauben und Leben' auszudrücken. Es gab ſo ungünſtige Tage, daß auch die ſtärkſten Männer, wie Bykow und Sochaty, nicht mehr als ſechs Werſchok ausbohren konnten, ohne von der angebohrten Stelle ſich zu entfernen; weniger kräftige und geſchickte Bohrer konnten nicht einmal vier Werſchok bewältigen. Meine Perſon war gar nicht der Rede wert: ich kann mich an Fälle erinnern, wo ich in zwei bis drei Tagen unmenſchlich-fleißiger Arbeit kaum $1^1/_2$—2 Werſchok ausklopfen konnte! . . . Die Hände verſagten dabei den Dienſt und zitterten, wie bei einem Gewohnheitstrinker, und der rechte Arm ſchmerzte

mich so heftig, wie bei einer schlimmen Schulterverrenkung. In solchem festen Gestein half auch das bekannte Mittel der Gefangenen nicht — das Bohren mit Hilfe von ‚warmem Wasser'. Dieses Mittel verschlimmerte nur die Sache, wie es schien. Einst zählte ich die Hammerschläge Bykows, der mit aller Kraft ununterbrochen 800 Mal in das ausgebohrte Gestein schlug, und als er darauf das Bohrloch reinigte, erklärte er mit einem Fluch, daß fast kein Tropfen Mehl herauskam. Ueberhaupt bekam das Bergwerk an solchen Tagen abscheulich starke Ausdrücke und ‚Gute Wünsche' mehr als nötig war zu hören ... Die Gefangenen waren finster, böse und so unheimlich schweigsam, daß ich Angst hatte, mich an sie zu wenden: die Stimmung war bei allen eine schwere, gedrückte, gerade als ob ein Toter sich im Hause befände. In solcher Zeit dachte man nicht ans Liedersingen und nur die Hämmer setzten eigensinnig und unverdrossen ihr Klopfen fort. In den kräftigen Fäusten der gelernten Bohrer hörte man ohne Aufhören endloses und widerwilliges: ‚Bach! Bach!' — Aus diesen eintönigen Lauten entstand ein trauriges Lied:

„Da, wo in Kälte versunkene
Berge ragen, da bohren sie,
namenlos, geschoren, gefesselt
unter Bajonetten
in der Dunkelheit der dumpfen
Grube, die Kräfte ihrer Hände
nicht schonend, den leblosen Granit
mit eintönigem: bach! bach!
Wo ist der Freiheitsdrang —
Wo unserer Träume Gerechtigkeit
und Liebe?

Ein zeitiges Grab fanden sie
im dunklen Gefängnisverließ.
Das Glück ist versunken —
ein verhängnisvoller Kreis
schlingt sich darum ...
Mit brennendem Herzen klopfen
wir nur eins: bach! bach!"

Einmal geriet ich auf so festen Grund, daß ich, nachdem ich zwei Tage gebohrt hatte, und nicht mehr als $1^1/_2$ Werschok weiterkam, ganz und gar verzweifelte. Im Eifer der Arbeit vergaß ich, während des Bohrens meinen Pelz, wie es alle Gefangenen aus Vorsicht thaten, auszubreiten und arbeitete knieend auf dem bloßen eiskalten Granit. Obwohl es schon März war, herrschte doch noch starke Kälte. Am folgenden Tage frühmorgens fühlte ich Kopfschmerzen und mich am ganzen Körper zerschlagen, sodaß ich kaum den Schluß der Arbeit abwarten konnte; am Abend bekam ich Fieber, und Steinhart ließ mich schleunigst in das Krankenhaus bringen.

Und da liege ich — ich kann mich nicht erinnern zum wievielten Male — einsam in dem mir wohlbekannten kleinen Zimmer, von allen Seiten von freundlicher Ruhe umgeben, und träume. Der Krankenwärter wendete sich schon einigemal an mich mit der Frage, ob ich vielleicht heißen Thee wünsche; ich antwortete nur: ‚ach, lassen Sie mich ein wenig ruhen ... Dann werde ich es Ihnen sagen' ... Nach und nach kam eine süße Ermüdung über mich, ich hätte so, ohne mich zu bewegen, Stunden, Tage und Jahre liegen können. Ja, strichen nicht schon in Wirklichkeit ganze Jahre über mich dahin? Bin ich noch

derſelbe Menſch, der ich einſt war? Wie iſt mir denn? Ich war doch frei, ſchon lange frei ... ja es iſt doch wieder das Gefängnis, die Zwangsarbeit ...

Da ſind ſie, die unheimlichen, bekannten Zellen, die unheimlich bekannten Korridore ... Nur die Menſchen ſind ganz andere, und die düſteren feindlichen Geſichter, wie unfreundlich kommen ſie mir entgegen, mit welchem Mißtrauen, mit welcher Verachtung! Nun, was iſt da weiter dabei? Dafür brennt in meiner eigenen Seele ein ſo göttliches Feuer, herrlich-ſchöne Gedanken erwärmen und erheben meine Seele! Dieſe Gedanken ſind Wünſche, das Gemüt der Erbitterten, Unglücklichen durch Beiſpiel und Worte der Liebe und Brüderſchaft zu erheben. Um dieſer großen Idee willen kehrte ich in die verfluchten Wände zurück, wo ich einſt ſo viel litt, und zog willig die gebrandmarkte Jacke des Sträflings an, um hier Ruhe und Glückſeligkeit zu finden. Und ich träume, daß ich nicht allein mit ſolch einer Aufgabe hierher kam, daß ich noch Freunde habe, die eben ſolche aufopfernde begeiſterte Schwärmer ſind; wenn wir uns begegneten, ſahen wir uns verſtohlen und ſchüchtern nacheinander um und flüſterten einander zu: „Vorſichtiger! Niemand darf hier wiſſen, daß wir nicht wirkliche Sträflinge ſind ... Davon weiß man nur dort.“

Und wir werden nicht müde, mit den ſogenannten Kameraden alle Arbeit, Entbehrung und Leiden zu teilen, zu teilen ohne Murren, ohne den Wunſch, eine leichtere Laſt auf uns zu nehmen, uns irgend welchem gemeinſamen Unglück zu entziehen. Jede freie Minute

widmen wir der Predigt. O, wie feurig, mit welch prophetiſcher Kraft und Eindringlichkeit können wir reden, wie dringen unſere Worte in die Tiefe der dunklen verrohten Herzen hinein, und wie erweichen ſich dieſe Herzen nach und nach, wie erhellen ſich dieſe ſchlechten, dunklen Augen, und öffnen ſich die zornig zuſammengeballten Fäuſte und ſtrecken ſich unſeren Händen zu brüderlichem Druck entgegen! Doch welch' ſonderbare Form in unſeren Reden — es ſind ja Gedichte, richtig klangvolle metriſche und rhythmiſche Gedichte: ich bewundere ſelbſt meine poetiſche Ausdrucksweiſe. — Wahrſcheinlich pflegte man hier ſo zu reden, und die Gedichte floſſen von ſelbſt weiter aus meinem Mund, die feurigen, überzeugenden Strophen; und ein tiefes Glücksgefühl erfüllte meine Seele . . .

„Iwan Nikolajewitſch, beruhigen Sie ſich", ſpricht leiſe ſich zu mir niederbeugend einer unſerer Sträflinge, ein hochgewachſener, brünetter Mann mit ſchönen Augen und blaſſem Geſicht. Wie es ſcheint, ängſtigte er ſich, daß meine Worte von den Aufſichtsbeamten gehört werden, was für mich ſchlechte Folgen haben könnte. Ich glaube ſelbſt, daß es mir ſchlecht gehen wird, weil die Obrigkeit mich für einen wirklichen Sträfling hält; aber was kümmern mich Drohungen und Gefahren, wenn der Gegenſtand meiner Rede etwas Herrliches iſt, das mein eigenes Herz zittern und die Augen der Zuhörer glänzen macht!

„Aber haben Sie mir Sorge gemacht, Iwan Nikolajewitſch! Ich dachte ſchon ernſtlich daran, daß Sie entſchloſſen wären, ſich zu Ihren Vätern zu be-

geben. Gott sei Dank, daß es nicht der Fall war. Jetzt lasse ich Sie nicht mehr aus meinen Händen", sagte Steinhart, sich freundlich zu mir herunterneigend, als ich endlich nach vier Tagen zur Besinnung gekommen war. Ich konnte nur lächeln als Antwort und, indem ich schwach dem Kameraden die Hand drückte, schlief ich fest ein. Ja, ich war gerettet, und neuer Schlaf stärkte meine Kräfte.

„Was für ein Unsinn war das", sprach Steinhart vorwurfsvoll zu mir, „auf bloßem Steine zu knieen! Und noch dazu im März! Da hast du ihn bekommen, den Gelenkrheumatismus ... Jetzt wirst du lange mit der Sache zu thun haben."

Während der Genesung quälte mich übrigens nicht so sehr das Bewußtsein einer für das ganze Leben erworbenen unangenehmen Krankheit, als der Wunsch, der sich mir immer wieder aufdrängte, mich daran zu erinnern: „war es ein schöner Traum, war es eine Entdeckung von grenzenloser Wichtigkeit für mich und vielleicht für die ganze Menschheit?" ... Es schien mir, daß ich ein unschätzbares Gut verloren habe, wenn ich das vergessen würde: und ich wäre stolz und glücklich, wenn ich das besäße, wogegen ich jetzt bemitleidenswert schwach und mir selbst verächtlich bin ... Und lange konnte ich mich nicht meines sonderbaren Traumes erinnern.

Wahrscheinlich erleben wenige von den Genesenden den angenehmen Zustand der seelischen Ruhe, wenn das Leben und die Menschen und alles in der Welt so hell scheint, wenn man so viel Güte und Liebe im eigenen Herzen fühlt, daß man mit

ihr alles Böſe und alle irdiſche Dunkelheit zu beſiegen hofft . . . Eben jetzt durchlebte ich ſo einen Zuſtand. Sogar den Aufſehern, die zu mir während der Reviſion hereinkamen, begegnete ich mit großmütigem Lächeln, das ſie freundlich erwiderten.

Wie genau beſinne ich mich noch auf den erſten Sträfling, den ich nach meiner Geneſung ſah, es war ein Pole, Pendral, deſſen rundes, ſchlaues, einſchmeichelndes Geſicht früher ſehr wenig Sympathie bei mir erweckt hatte, aber jetzt, als ſich eines Morgens dieſes Geſicht durch meine Thüre ſteckte und mit ſchmeichelnder Stimme fragte: „Was wünſcht der Herr zum Mittagsbrot?“ hätte ich ihn ſchier umarmen, ſchier küſſen mögen! Dieſe ſchlaue, fette Fratze! Man kann ſich denken, mit welchen Gefühlen ich meine wirklichen Freunde, wie zum Beiſpiel Kusma Tſchirok, empfing.

„Nun, wie geht es, Mikolaitſch?“ Damit kam er freundlich ſchmunzelnd zu mir herein. „Gott ſei Dank, daß du dich erholſt! Die Kobylka bedauerte dich ſehr, als Mitry Petrowitſch ſagte, daß du ſehr ſchwach ſeiſt, und was mich anbetrifft, — du kannſt es glauben, ich hätte beinahe geheult.“

Bis in die Tiefe meines Herzens rührte mich ſolch ein Benehmen der Sträflinge, und es ſchien mir in dieſen Augenblicken, als ob mir jenes Helle und Herrliche, was ich in meiner Erinnerung ſo lange vergebens ſuchte, ins Gedächtnis zurück käme. Ich glaubte, wenn ich mich erholen und in die Grube zurückkehren würde, werde ich ein anderer Menſch ſein, — ich werde mich ganz dem Gefühl der Liebe

zu dieſen dreimal unglücklichen Menſchen hingeben, welche mir das Schickſal zu Kameraden gab. Auf die eine Seite meines Bettes ſich hinſetzend, erzählte unterdeſſen Tſchirok die Gefängnisneuigkeiten: der Sochaty prügelte ſich mit dem Miloſerdow, der Ogurzow ſei geſtern ins Karzer geſperrt worden, und der Aufſeher Semeinaja Golowa habe ſich geſtern verheiratet... Dann kam er zu ſeiner ſchwachen Seite: im November würde ſeine Strafe ablaufen, aber die Kobylka mache ihm Angſt, daß der Sechsäugige ihn auf keinen Fall weglaſſen werde, weil die Strafe wegen ſeiner Flucht verlängert ſei.

„Du wirſt bis in alle Ewigkeit ſitzen..."

„Und was ſagten dieſe niederträchtigen Kerle noch: ‚Im November wird man dich in Werchneudinsk auf ewig iſoliert einſchließen!'... Aber mit welchem Recht? Habe ich etwa Vater oder Mutter getötet?"

„Sie haben Recht, Tſchirok: wie ſollten ſie auch..."

„Dazu ſagen ſie, dieſe niederträchtigen Kerle, der Teufel hole ſie, ſie hätten dies von dir gehört?!"

Sofort beeilte ich mich, Tſchirok zu verſichern, daß niemals jemand Aehnliches von mir gehört haben könnte.

„Nun, und ich ſagte auch: Nikolajewitſch iſt mein Freund, er wird doch ſo etwas nicht reden!... Und woher ſoll eine Verlängerung kommen, da ich nicht vor Gericht geſtanden habe, und niemand mir von einer Verlängerung etwas geſagt hat."

„Man hat sie nicht angekündigt, sagen Sie?“

„Ich will einen heiligen Eid schwören, — man hat mir nichts gesagt! Man gab mir fünfzig Hiebe — das will ich nicht leugnen. Dann sperrte man mich wieder ins Gefängnis hinein — das ist alles. Auch meine Flucht wurde mir nicht als Flucht angerechnet, sondern nur als Abwesenheit.“

Schließlich ging Tschirok getröstet und zufrieden von mir weg... bis die Kobylka, die sich so gern über ihn lustig machte, ihm von neuem Angst einjagte. Wenn die Bergarbeiter aus der Grube zurückkehrten, kamen nach dem Mittagstisch Baschurow und Steinhart zu mir.

„Meine Herren“, wendete ich mich einst an sie, „erklären Sie mir gefälligst... Da habe ich mich an einige Gedichte erinnert, die mir wahrscheinlich während der Krankheit keine Ruhe ließen...“

„Sie haben in der That in Ihren Phantasien Gedichte deklamiert“, bemerkte Steinhart.

„Es waren klangvolle Gedichte und ihrem Inhalt nach sehr gut, aber Sie können mich totschlagen, wenn ich weiß, von wem sie sind. Und sie kamen mir so bekannt vor — doch ist es mir nicht möglich, mich ihrer zu erinnern.“

„Vielleicht haben Sie dies ganz unbewußt geschaffen? Lesen Sie einmal vor, wir werden zuhören.“

Und ich las:

„Es möge Gott die russische Brust
kräftiger und freier aufatmen
lassen, da wird Rußland

zeigen, daß es auch
Zukunft uud Helden hat.
Es giebt keine Mitte —
alles dunkel — wohin
du ſchauſt. —
Das Laſter hat aber es
nicht ins Herz . . ,"

„Weiter beſinne ich mich auf nichts, aber woher mögen denn dieſe Verſe ſein? Raten Sie mir."

„Was mich anbetrifft, ſo habe ich keine Meinung", ſagte Steinhart, „in Poeſie bin ich überhaupt ein Ignorant. Daher können Sie, wenn Sie Luſt haben, dieſe Verſe für die Ihrigen erklären, ſie ſind wirklich nicht ſchlecht."

„Nehmen Sie ſich in acht, man wird Sie der verbotenen Nachahmung beſchuldigen. Es ſind doch die Gedichte von Nekraſſow, haben Sie das etwa vergeſſen?"

„Wieſo denn? Woher?"

„Aus dem Gedicht ‚Unglückliche' ... Es iſt ein Fragment aus den Reden des ‚Maulwurfes', dem Helden des Gedichtes, dem es gelang, das beſſere Gefühl ſeiner Sträflingsgefährten wieder ins Leben zu rufen, indem er in ihnen beſſere menſchliche Gefühle erweckte. Einſt liebte ich dieſes Fragment ſehr, obwohl ich jetzt einſehe, daß es mehr Phantaſie als Leben und Wahrheit enthält. Nun, beſinnen Sie ſich jetzt?"

Ja, es iſt mir wirklich eingefallen, daß dieſe Verſe aus dem berühmten Gedicht waren, und daß das nämliche Sujet aus dieſem Werke mich während meiner Fieberträume beſchäftigte. Plötzlich durchlebte

ich den ganzen Traum, in seinen kleinsten Details... Einst, zur Zeit meiner schwärmerischen Jugend, war Nekrassow mein Lieblingsdichter, und ich konnte alle seine Gedichte auswendig, und nun im Traume kamen die längst vergessenen Gedichte mir wieder ins Gedächtnis; indem ich mich mit dem ‚Maulwurf' identifizierte, übernahm ich seine Rolle und las den Zellengenossen seine begeisterten Tiraden vor vom Vaterland, vom großen Arbeiterkaiser, von so edlen Menschen, daß einst das blinde Volk sich für sie begeistern werde und ihnen, frei aufatmend, mit gutem Gewissen ein prächtiges Denkmal errichten werde.

Es läutete zur Kontrolle, und meine Kameraden gingen in das Gefängnis, mich allein lassend. Unablässig stand vor mir die Gestalt des Helden von Nekrassow, den ich so eigentümlich und so klar in meinem krankhaften Traum sah.

Und ich dachte: ist denn diese krankhafte Phantasie — ein leerer und wahnsinniger Traum? Sind denn in Wirklichkeit solche edle, solche uneigennützige und aufopfernde Missionare unmöglich? Es gab doch, und es giebt, wie ich denke, noch heroische Prediger, die der Religion leben, die nach China, Indien, Abessinien gehen und ihre ganze Seele, ihr ganzes Leben den verschiedenen Wilden Asiens und Afrikas widmen... Wozu denn die Wilden fremder Länder, die in ihrer Wildheit glücklich sind, aufklären, wenn im eigenen Volke, inmitten aller Geschenke der Kultur und Civilisation, Tausende und Abertausende von Mitbürgern als Wilde leben, die wie die Wildesten unter den Wilden keine Ahnung von Gut und Böse

haben, die verroht, geistig tiefstehend und vor allem unglücklich, unsäglich unglücklich sind, und die ihre Verkommenheit eben dieser moralischen und geistigen Wildheit verdanken! Tausende von Menschen, für die nur der Weg von einem Gefängnis zum anderen offen ist, und die sehr oft dem Henker zum Opfer fallen! Man wird es kaum glauben — Hunderttausende, und das ist keine Uebertreibung, kein Märchen!... Ich las einmal in einem Bericht des Bezirksvorstehers, daß jährlich mehr als eine Million Menschen beiderlei Geschlechtes in jedem Alter in Rußland durch die Gefängnisschule gehen, und daß der Unterhalt dieser kolossalen Schule dem Staate jährlich ca. 15 Millionen Rubel kostet, d. h. ebenso viel, wie das Aufklärungsministerium auf den Unterhalt aller Universitäten, Gymnasien, Realschulen, Industrieschulen, Hoch- und Mittelschulen verwendet...

Was soll man thun? Wie wird man frei von dem Grauen, von dem Druck, der wie eine drohende Wolke über die Zukunft unseres Vaterlandes gebreitet liegt? Bis jetzt giebt das Leben auf diese Fragen noch keine Antwort, es will sogar ihre Wichtigkeit nicht anerkennen. Anstatt der guten liebevollen Missionare kennt das Gefängnis nur die harte kalte Vormundschaft des geistlichen Formalismus und allerlei Repressalien. Ist es nicht sonderbar, nicht unsinnig? Wenn es die aufgeklärtesten Köpfe heutzutage als ein unbedingtes Erfordernis ansehen, daß die Pädagogen und Lehrer der Lehranstalten humane und gebildete Menschen sein müssen, so scheint es mir, daß die Gefängnisaufseher

und Beamten doppelt human ſein müſſen. In der That ſollten nicht zurückgeſtellte Soldaten und verrohte Offiziere dieſe verantwortungsreiche Stellung bekleiden, wie es jetzt gewöhnlich geſchieht; nicht die Autorität der Fauſt, der Ketten und des Prügels dürfte den unglücklichen Bewohnern des Gefängniſſes und der Zwangsarbeit vor Augen geſtellt werden... Iſt es denn wirklich nicht genug, daß die ſteinernen Wände des Gefängniſſes ſie bedrohen, genügen nicht die Flinten und Bajonette der ſie bewachenden Soldaten? Sollte denn im Innern des Gefängniſſes nie eine andere höhere Gewalt und Macht, die Gerechtigkeit, herrſchen? O gewiß! die Wahrheit iſt doch allmächtig, und wenn der unglückliche Verſtoßene ſehen würde, daß man nicht mit Peitſche und Prügel zu ihm hereinkommt, nur mit Worten der Liebe und des Vertrauens, dann — glaube ich — könnte man im dunkelſten Abgrund der verdorbenſten Seele noch ſo viel Licht finden, daß es viele von denen, die jetzt die Sträflinge „aufklären" und „verbeſſern", blenden könnte! Daran glaube ich feſt... Sie ſelbſt, die Unglückſeligen in der Zwangsarbeit, die in Finſternis, Schmutz und Blut verſunken ſind — ſie kennen den geſunden fruchtbaren Kern ſelber nicht, der in ihrem Herzen verborgen ruht!

In meinem Gehirn hämmerte es, mein Herz ſtach, und ich fühlte mich wieder ſo kraftlos, daß ich hätte weinen können. Ja! alle dieſe Träume ſind naiv, gewiß, kindiſch und haltlos! ... Zehntauſende von Menſchen, junge, ſtarke und begabte Leute, werden wie früher nutzlos fürs Vaterland zu Grunde

gehen. Alles wird im alten Geleise bleiben, — Jahr aus, Jahr ein, von Tag zu Tag — und kluge gelehrte Leute werden unaufhörlich sich die Köpfe zerbrechen über die Vervollkommnung der Art der Bestrafung, über die Verhinderung der Fluchtversuche, über etwaige Verbesserung der Einzelhaft. Diese Menschenseelen werden sich, wie früher, in höllische Finsternis hineinstürzen, und ihre schwachen Kräfte hingeben, die ihnen den gewünschten Ausgang zum Licht bringen sollten. Also hat Walerian Baschurow recht: Nekrassow „phantasierte", als er sein Gedicht schrieb; unsere „Unglücklichen" werden niemals sein Lied singen:

„Ja! der Allmächtige sieht es, mit blutigem
Schweiß verwischten wir unsere
Schuld, und nicht vergebens sangen
wir bei der Arbeit das Lied:
Es giebt Arbeit für die Schaufeln,
nicht vergebens brachte man uns her,
nicht vergebens füllte man mit
Gold unsere Mutter Erde.
Arbeite, so lange dir die Hände
dienen, verzage nicht, sei nicht
lässig, noch feige. —
Danken werden es uns unsere
Enkel, daß Rußland bereichert wird.
Wir mögen hungern und
dürsten, in der Kälte
frieren. — Zu Nutz wird
jeder Stein, den wir ausbohren."

„Wissen Sie denn, Iwan Nikolajewitsch, was es neues giebt?" fragte mich der Starost Godunow, in meine Zelle hineinschauend. „Es heißt, Juchorew sei erschlagen."

„Wie, erſchlagen? Von wem, warum?“

„Er war doch geflohen, haben Sie nicht davon gehört?“

„Nein. Erzählen Sie, bitte. In welches Bergwerk war er verſetzt?“

„Nach Alginsk. Dort hat man ihn faſt am ſelben Tage ins freie Kommando entlaſſen, weil er, wie es ſich herausſtellte, willkürlich vom Sechsäugigen in das Gefängnis eingeſperrt worden war, ohne irgend welchen Befehl der Verwaltung. Doch Juchorew überlegte, daß es beſſer ſei, zu fliehen. Er bewerkſtelligte ſeine Flucht ſo geſchickt, daß man weit und breit darüber geredet hat. Bei irgend jemandem ſtahl er ein Troika flinker Pferde und einen Schlitten, ſetzte ſich mit einem Mädel und Kameraden hinein, und in einer ſchönen Nacht waren ſie auf und davon. Von Juchorew erzählt man ſich verſchiedenes: daß er ein niederträchtiger Kerl erſten Ranges war, iſt freilich wahr, aber er war doch ein heller Kopf! Wenn z. B. ſo ein Sochaty auf ſolche Art ausgeriſſen wäre, ſo hätte ich geſagt, daß er dumm iſt und in zwei Tagen wieder eingefangen wird. Was aber Juchorew anbetrifft, ſo zuckte ich nur mit den Achſeln, als ich es hörte, und ſagte nichts... Thatſächlich: es war, als ob ihn die Erde verſchlungen hätte. Die Koſaken hätten ihn im Leben nicht erwiſcht, dafür bürge ich mit meinem Kopf...“

„Wer ſchlug ihn denn tot?“

„Die ‚Tunguſen‘ haben ihn irgendwo erſchoſſen...“

Dieſe Nachricht hat mich tief erſchüttert... Kaum

konnte ich es glauben, daß Juchorew endlich einen Feind getroffen hatte, der ihm überlegen war, und daß dieser Gefängnisheld nicht mehr mit seinem festen Schritt umherging, nicht mehr mit seinen Adleraugen um sich blickte, sondern irgendwo als kalte starre Leiche im Schnee lag ... Godunow lächelte, als ich meine Gedanken laut äußerte:

„Ha—ha—ha! Dieses kleine Bleiding macht bei seinem Flug keinen Unterschied. Noch anderen Helden als Juchorew hat es zum ewigen Schlaf verholfen!"...

Mich ergriff ein tiefer Schmerz, und die ganze nächste Nacht ängstigte mich ein schwerer Traum: Juchorew erschien mir in verschiedenster Gestalt, bald sich drohend auf mich stürzend, bald mich zärtlich und rührend anflehend, doch mitzukommen, um irgend jemand zu retten... Und am anderen Morgen, als ich gerade erwachte, zeigte sich der Kopf des Krankenpflegers in der Thüre, der mir noch eine traurige Nachricht brachte:

„Iwan Nikolajewitsch, den Soloto und Koljarow hat man eingefangen!"

Ich sprang auf.

„Ist es möglich?!"

Das waren zwei Gefangene, die im letzten Sommer aus dem freien Kommando zu Schelai geflohen waren, wohin sie eben aus dem Gefängnis gekommen waren. Sonderbare Leute waren es, Busenfreunde, aber nicht im geringsten einander ähnlich. Koljarow repräsentierte den Typus des abenteuerlichen Spitzbuben, der einst von der Gemeinde wegen

Verdachtes eines Pferdediebstahles ausgewiesen und von da wegen neuer Spitzbübereien in die Zwangsarbeit gekommen war.

Mit seinem langen, rötlichen, schaufelartigen Bart, seinen grauen, klugen Augen und der darübergezogenen Mütze, die er während des Schlafes nicht absetzte, lief er immer in der Zelle von einer Ecke in die andere, von einer Gruppe zu der anderen, den Reden der Gefangenen zuhörend und still in den Bart lächelnd; man sah dabei, daß ihn von diesen Unterhaltungen nichts ernstlich interessierte, daß seine kurzen Bemerkungen und sein Lachen einen zerstreuten oberflächlichen Eindruck machten und sein Verstand mit eigenen wichtigen Gedanken beschäftigt war. Wenn der Aufseher seine Zelle öffnete, schlich Koljarow in den Hof hinaus und ging dort stundenlang mit gesenktem Kopf an den Gefängnismauern entlang, in seine niemand bekannten Gedanken versunken. Aus dem Fenster der Küche ergötzten sich oft die Sträflinge an der lebendigen Karikatur des Schattens von Koljarow, der sich auf den weißen Gefängnismauern bewegte. Anfangs wuchs und wuchs der Schatten; der lange Bart breitete sich drohend schaufelartig aus, die Gestalt stolperte rasch, mit den Händen fuchtelnd und auf ein Knie sich beugend, vorbei, als wenn sie auf einen unsichtbaren Feind losgehen wollte, um ihn mit einem geschickten Schlag niederzuwerfen ... Und plötzlich begann der Schatten, sich zurückzuziehen, als wenn es ihm mißlungen wäre: der Bart wurde schmäler, die stolpernden Schritte wurden immer kleiner und lächerlicher — und die Ge-

stalt verschwand endlich ganz und gar, um in einigen Minuten ihre drohende Attacke zu wiederholen und das laute Lachen der Zuschauer wieder hervorzurufen... Worüber dachte Koljarow in den Stunden seiner einsamen Spaziergänge nach? Niemand wußte es, sein einziger Gefährte war nur manchmal der Kleinrusse Soloto. Er war offenbar der schweigsamste und harmloseste Mensch im ganzen Gefängnis. Ich persönlich habe nicht eine einzige längere Rede aus seinem Munde vernommen, obwohl wir lange Jahre zusammen lebten: auf alle Anspielungen und Fragen wußte Soloto nur bedeutsam mit den Achseln zu zucken und gutmütig zu lächeln; sein Lächeln war wirklich angenehm, bescheiden, anziehend... Auch wenn er mit Koljarow spazieren ging, war er gewöhnlich schweigsam, und es war schwer verständlich, was ihn eigentlich zu diesem Manne hinzog und was sie miteinander verband. Koljarow war ein Mann in den besten Jahren, energisch und kraftvoll. In der Arbeit war er, daß mußte man ihm lassen, ein anerkannter Bummler, aber er konnte die schwierigste Arbeit leisten, wenn er nur wollte. Soloto war ganz anders, er war im Gegenteil ein Mann von vorgerücktem Alter, mit grauen Haaren an den Schläfen und spärlich gewachsenem dunklen Bart. Das Gesicht war mager und verlebt, er selbst war kränklich und schwächlich. Während der ganzen Zeit in Schelai war er Kloakenreiniger.

Eben diese merkwürdigen Freunde flohen aus dem freien Kommando, kurz nachdem sie dort hin-

gekommen waren. Keiner wunderte ſich über die Flucht des Koljarow, — im Gegenteil — alle hätten ſich gewundert, wenn er nicht geflohen wäre; es war jedem klar, daß die Flucht ſtets ſein innigſter Wunſch geweſen war.

„Aber wozu iſt der alte Kerl, der Soloto, auch mit weggelaufen?“

Dies begriff die Kobylka nicht.

„Iſt er denn ein Menſch, der ſo etwas fertig bringt? Er fällt doch beinahe um, lieber hätte er nach der Verſorgungsanſtalt hingehen ſollen — und der Kerl unterſteht ſich, mit Koljarow zu fliehen. Für Koljarow war die Flucht eine Kleinigkeit! Er brauchte nur den Bart abzunehmen — kein Menſch konnte ihn wiedererkennen!“ ſprach die Kobylka.

Unterdeſſen waren beide Flüchtlinge wie verſchwunden, und alle dachten bereits, daß ſie längſt glücklich nach Rußland hinübergekommen wären, als man plötzlich hörte, daß man ſie nach dem Gefängnis zurück brachte. Als ich auf den Korridor des Krankenhauſes heraustrat und aus dem Fenſter ſah, erblickte ich eine Schar Gefangener, die mit Neugier einen Menſchen neben dem Gefängnisthor umkreiſte. Der Mann lachte, wobei ſein Bart ſich nach vorn bewegte, verbeugte ſich drollig und ſchlug ſich lebhaft mit den Händen in die Seite. Es ſchien Koljarow zu ſein, obwohl man ihn ſchwer erkennen konnte: anſtatt ſeines prächtigen langen Bartes hatte er ein ſpärliches kurzes Bärtchen. Aber wo iſt denn Soloto? Da ging das Thor wieder auf: Der Rieſe Ogurzow trug in ſeinen Armen eine kleine Laſt und

ging damit ins Lazarett. „Ist er etwa verletzt?“ dachte ich mit Schrecken. Aber Soloto war nicht verletzt — er war nur krank. Man trug sein schmächtiges Figürchen mit dem abgequälten dunkelgebräunten Gesicht und dem grauen Bärtchen in eine Zelle.

„Hast wohl genug! Wirst schon nicht wieder davon laufen!“ murmelte grob der verfettete Ogurzow im Vorübergehen — und ich sah mit Ekel seinen dicken Ochsenhals, die glänzendweiße Haut des breiten runden Gesichts und die eisernen Muskeln seiner Hand, die aus den hochgeschürzten Aermeln des Hemdes hervorsahen.

Die Flüchtlinge waren, wie es sich herausstellte, schon vor zwei Monaten erwischt und anfangs nach „Gornii Serentui“ gebracht worden, aber der Sechsäugige davon erfuhr und verlangte er, daß man sie nach Schelai brächte, und sein Wunsch wurde erfüllt. Unterwegs erkältete sich Soloto und kam halbtot an. Auf den ersten Blick konnte man sehen, daß der Aermste nicht mehr lange zu leben hatte. Doch siechte er so ruhig und demütig, wie er lebte, dahin, und wenn nicht der schreckliche Husten von Zeit zu Zeit aus seiner schwachen Brust hervorgedrungen wäre, so hätte man völlig vergessen können, daß dieser eigentümliche und schweigsame Mann noch existierte. Tagelang lag er mit starrem Blick auf seinem Lager und dachte anscheinend an seine ferne Heimat, wo er vielleicht Frau, Kinder und auch „Ochsen und Kühe“ hatte? Vielleicht auch an etwas anderes?... Träumte er vielleicht von dem Rauschen der heimatlichen Pappeln, von dem süßen Dufte

der Kirschbäume und des Steppengrases? Vielleicht zog ihn seine eigensinnige Seele nach der fernen Heimat hin, als er sich die Flucht aus dem Gefängnis in den Kopf setzte? Wen konnte der ruhige und gutmütige Mann in seinem Leben beleidigt haben, der, wie es schien, keine Fliege töten konnte? Weswegen war er ins Gefängnis gekommen?

Uebrigens ging das niemand etwas an. Einmal, als es mir vorkam, als ob Soloto sich besser fühlte, als gewöhnlich (er hustete nicht und hörte, auf seinem Lager sitzend, der Unterhaltung der Gefangenen zu), näherte ich mich ihm vorsichtig und versuchte ihn anzureden.

„Nun, geht es Ihnen besser, Soloto? Draußen ist es Frühling, die Sonne scheint so warm..."

Der Alte fuhr auf, schlug seine tief eingefallenen, trüben, grauen Augen zu mir auf und lächelte freundlich.

„Hat man Sie denn weit von hier eingefangen, Soloto?"

Ich weiß nicht, ob er mir auf meine Frage etwas antworten konnte (wie mir schien, war er im Begriff, zu antworten), aber in diesem Augenblick kam einer von den schwatzhaften Gefängnis-Raisonneuren hinzu, und dieser antwortete an Stelle des Alten:

„Man kann weit oder auch nicht weit ausreißen, seinem eigenen Schicksal kann man nicht entfliehen!"

Der Soloto lächelte nochmals leise, es schien, als ob er damit einverstanden sei, und plötzlich fing er an, schrecklich loszuhusten ... Die furchtbare Krank-

ruhig, wie er gelebt hatte; weder die Gefangenen, noch die Aufseher waren in seinen letzten Minuten bei ihm. Die Kranken wachten frühmorgens auf und fanden auf seinem Lager eine kalte, unbewegliche Leiche. Auf dem abgezehrten Gesicht, mit den fest geschlossenen eingefallenen Augenlidern und dem spärlichen grauen Bärtchen, war ein demütiges glückseliges Lächeln geblieben... Der schwere, böse Traum ging zu Ende! — Freiheit, — Freiheit!...

Der Traum in Wirklichkeit. Die Flucht.

Der Sommer kam wieder in voller Schönheit. Ich konnte nicht voraus sehen, daß es mein letzter Sommer im Gefängnis war, — und meine Seele war wie immer von Sehnsucht und Bitterkeit erfüllt. Dieser Sommer war für mich um so schwerer, als die „Märzkrankheit" mir beständige Schmerzen in Händen und Beinen zurückgelassen hatte, und der Arzt, der das Schelaische Bergwerk im Frühling besuchte, befreite mich auf unbestimmte Zeit von jeglicher Arbeit. Man nannte meinen Namen beim Abendappell nicht mehr, und ich saß in dieser Zeit, ohne auszugehen, zwischen den Gefängnismauern und langweilte mich sehr. Der Lieblingsort, wo ich jetzt stundenlang saß, dem Zwitschern der Vögel, die zu ihren Nestern flogen, und den entfernten Stimmen der Gefangenen zuhörend, war eines von den drei Wächterhäuschen, die im Hofe standen. Es war der

einzige Ort in dem Gefängnis, wo man sich, wenn auch nur auf eine Minute, vor menschlichen Augen verbergen konnte. Diese Wächterhäuschen waren so entstanden: Da im Anfang der Existenz des Gefängnisses zu Schelai der brave Kapitän besonders Fluchtversuche befürchtete, so verlangte er, daß die Wachtposten der Kosaken nicht nur vor dem Gefängnis, sondern, wie es sonst in Gefängnissen der Fall war, auch im Hofe ständen. Zu diesem Zweck waren an verschiedenen Stellen unseres Hofes vier Wächterhäuschen errichtet. Tag und Nacht gingen die Kosaken mit Flinten einher. Infolgedessen waren die Spaziergänge der Gefangenen im Hofe beschränkt. Von Zeit zu Zeit hörte man drohende Ausrufe: „Wohin gehst du? Aus dem Wege.“ Daß die inneren Wachtposten abgeschafft wurden, war nicht aus Menschenliebe geschehen, sondern es war rein physisch unmöglich, daß die hundert Kosaken alle nötigen Funktionen verrichten konnten. Die armen Söhne des Mars kamen bald von Kräften; wenn sie auf der Wache standen, fielen sie vor Müdigkeit fast um. Der Kosakenoffizier mußte sich bemühen, die Zahl der Wachtposten zu verkleinern. Das Resultat seiner Bemühung war eben die Aufhebung der inneren Posten. Zur Freude der Gefangenen und der Kosaken befahl man den letzteren, den Hof des Gefängnisses zu verlassen, und seit diesem Tage wurde der Hof für unsere Spaziergänge frei. Die Kosaken nahmen auch eines von ihren Wächterhäuschen mit. Die Gefangenen vermuteten, daß die letzten drei demselben Schicksal an-

heim fallen würden; doch wurden dieſe aus irgend einem Grunde „eine Zeit“ lang an der alten Stelle gelaſſen.

Unterdeſſen verſtrich die Zeit, und die Obrigkeit vergaß wahrſcheinlich die Exiſtenz dieſer Häuschen, und ſie blieben für immer im Beſitz der Kobylka: eins ſtand neben der Küche, das andere in der Ecke hinter dem Krankenhaus, das dritte fern vom Geräuſch und Lärm — vor den Fenſtern einer der mittelſten Zellen. Eben dieſes letzte Wächterhäuschen war nach meinem Geſchmack und eignete ſich vorzüglich zum Träumen; unter ſeinem Dach ſchrieb ich nicht ſelten meine Gefängniseindrücke in mein Tagebuch. Einmal vertiefte ich mich ſo in meine Beſchäftigung, daß ich den durchdringenden Pfiff des wachthabenden Offiziers, der den Gefangenen die Ankunft der Obrigkeit ankündigte, nicht hörte. Ich fuhr auf und kam erſt dann zum Bewußtſein, als ich zwei Schritte von meiner Zufluchtsſtelle eine bekannte befehlende Stimme hörte. Es war der Sechsäugige, der um das Gefängnis herumging und mit den Aufſehern ſprach. Ich hatte kaum Zeit, Papier und Blei in die Taſche zu ſtecken, als ſich unſere Blicke begegneten... Der brave Kapitän antwortete nur mit einem bedeutſamen Verziehen des Geſichtes auf meine Verbeugung und ging weiter.

Zu Beginn des Frühlings ergriff die Obrigkeit wie immer verſchiedene Vorſichtsmaßregeln. Einmal entſchloß ſich ſogar der brave Kapitän (der, wie man ſagte, in kurzem eine Beförderung erwartete und daher beſonders Fluchtverſuche befürchtete) ſeine ge-

wöhnlichen Maßregeln aufzugeben und auf den Verstand seiner Unterthanen zu wirken. Mit einem Papier in den Händen erschien er zur Revision und wendete sich an uns mit folgender Rede:

„Ich weiß, daß die meisten von euch die schlechte Gewohnheit haben, zu Beginn der warmen Zeit die Möglichkeit der Flucht aus dem Gefängnis zu erwägen. Es ist eure Sache ebenso gut wie meine — die Fluchtversuche zu verhindern. Ihr könnt sicher sein, ich werde keinen Fluchtversuch dulden! Mir thun nur die Leichtsinnigen leid, die sich von unsinniger Schwärmerei hinreißen lassen und den bösen Verführern folgen... Ich möchte euch bitten, dabei ein wenig nachzudenken... Um das Resultat aller Fluchtversuche zu erfahren, habe ich alle Verordnungen der Verweser des Bezirks zu Nertschinsk gelesen... (Luczesarow gab irgend einen großen Zeitraum, ich glaube fast das ganze gegenwärtige Jahrhundert an). Ich sah nach, wie viel Fluchtversuche aus den Gefängnissen in dieser Zeit gemacht worden waren. Und was denkt ihr? Ich war über das Ergebnis erstaunt. Wie man sehen konnte, entflohen in dieser langen Zeit nur 79 Mann, und von diesen sind nur drei — gebt acht — nur drei — spurlos verschwunden. Alle übrigen wurden schon im Augenblick ihrer Flucht oder kurz darauf erwischt und in das Gefängnis zurückgebracht!... Wie die Zahlen beweisen, ist es nicht so leicht, zu entfliehen!... Ueberlegt es euch wohl, ehe ihr eine derartige Dummheit begeht."

Wie es scheint, glaubte er mit seiner Rede einen

kolossalen Effekt zu erzielen, doch erreichte er dies nicht. Die Statistik des braven Kapitäns schien mir vom ersten Augenblick an zweifellos Phantasie zu sein; was die Gefangenen betrifft, so lachten sie ihn aus, als sie in ihre Zellen zurückkamen. Man zählte in einem Augenblicke ungefähr zwanzig Fluchtversuche her, die im letzten Jahre passiert waren, und von denen beinahe die Hälfte gelungen war. Phantasierte diesmal die Kobylka, wie immer zu Optimismus geneigt, oder machte der Kapitän nur als warnendes Beispiel diese interessante Rechnung, indem er für 179 die Ziffer 79 und anstatt 33 einfach 3 setzte?... Ich habe kein Recht, dies mit Entschiedenheit zu behaupten: es ist auch möglich, daß Luczesarow recht hat (wenn nicht vollständig, so doch ungefähr), aber in diesem Falle mußte er ausführlicher bei diesen belehrenden Zahlen verweilen, um die Gefangenen mit schriftlichen Beweisen von der Wahrheit zu überzeugen, indem er alle Flüchtlinge mit Namen aufzählte. Nur mit einer so offenbaren Wahrheit konnte man auf die Sträflinge irgend einen Eindruck machen. Und jetzt erreichte Luczesarow genau das Gegenteil. Die Leichtsinnigen kritisierten seine Rede ironisch, lachten über sie und legten sich schlafen, noch mehr als zuvor davon überzeugt, daß für einen Sträfling eine gelungene Flucht immer und überall möglich ist.

Seinerseits glaubte der Sechsäugige wenig, wie es schien, an die Macht seiner Beredsamkeit: den letzten Sommer besuchte er mehr als sonst das Gefängnis und prüfte mit den Aufsehern die Fenstergitter. Das letztere that er offenbar nur, um sich

ſelbſt zu beruhigen, denn alle wußten genau, daß, wenn es ſich jemand in den Kopf ſetzte zu fliehen, er doch irgend einen anderen Weg ausfindig machen konnte, als die Fenſtergitter. Jedenfalls hielten die Aufſeher, mit denen ich mich über dieſes Thema unterhielt, nicht nur die Flucht aus den Zellen, ſondern aus dem Hofe des Gefängniſſes für unmöglich, und einer von ihnen ſagte:

„Bedenken Sie doch! Es wäre wirklich ein kühner Gedanke, daß jemand aus unſerem Gefängnis fliehen könnte ... Das iſt unmöglich!“

Auch wenn die Gefangenen ſelbſt manchmal laut von der Flucht ſchwärmten, ſo hielten ſie es für unmöglich, durch die Gefängniswände oder durch unterirdiſche Gänge zu entfliehen. Daß das letztere in der That unausführbar war, verdankte man der ſtrengen Ordnung in Schelai und der kleinen Anzahl von Gefangenen; was aber die Wände anbetrifft, ſo war die Flucht durch ſie nur am Tage möglich, alſo — unter den Augen der Wächter. Daher war es unvergleichlich leichter, während der Arbeit unter den Augen derſelben Wächter irgendwo zum nahen Walde hin zu entfliehen, und ohne ſolch ſchwieriges Hindernis, wie die hohen ſteinernen Wände es darſtellten. Thatſächlich richteten ſich die Fluchtgedanken hauptſächlich auf das Bergwerk. Ich wollte niemals ausreißen, doch konnte ich mich nicht der allen Gefangenen eigentümlichen Neigung erwehren, von der Flucht zu ſchwärmen. Am bequemſten dazu ſchien mir das Wächterhäuschen, an dem ſtets nur ein Wächter ſtand; die anderen Wächter ſaßen während der

ganzen Zeit drin oder ſchliefen draußen, wobei ſie ſich nur ſelten und nachläſſig umſahen. Ich glaubte, daß wenn ich mit den Kameraden vorher ein beſtimmtes Zeichen verabredete, es nicht ſchwierig ſei, den Wächter zu umgehen und vor ſeinen Augen, durch das Wächterhäuschen gedeckt, ins Gebirge zu entfliehen, oder ſich im Walde zu verbergen. Die auf ſolche Weiſe frühmorgens bewerkſtelligte Flucht wird nicht eher, als um drei Uhr nachmittags bemerkt, wo die Gefangenen gewöhnlich ins Gefängnis zurückkehren, — und was für eine Strecke könnte man doch in dieſen 7—8 Stunden zurücklegen. Aber wie ging es denn weiter? Weiter ging ich nicht mit meinen Phantaſiegebilden, weil ich im Ernſt nicht die Abſicht hatte zu entfliehen, und für meine Phantaſie hatte nur der erſte mehr romantiſche Teil der Flucht Intereſſe. Außerdem konnte ich mir die Flucht nicht weiter ausmalen, weil die Gegend, die Leute und die Lebensbedingungen des Sabaikaliſchen Kreiſes mir abſolut unbekannt waren. Ich wußte noch aus den Erzählungen derſelben Gefangenen, daß die Flucht durch Sabaikalje unvergleichlich ſchwieriger iſt, als durch andere Gegenden Sibiriens, weil es mit Koſaken bevölkert iſt, deren Söhne und Brüder im Gefängnis und beim Konvoi dienen, die für jede Flucht verantwortlich ſind, die während ihres Wachtdienſtes ausgeführt wird. Daher iſt ihnen jeder Unbekannte, der vorübergeht, verdächtig und ein ſchon bekannter Flüchtling durfte gar keine Schonung erwarten.

Daß die anderen Gefangenen ſich ernſtlich mit Fluchtgedanken trugen, war für niemand im Gefängnis,

und selbst außerhalb desselben, ein Geheimnis; Petin Sochaty hatte die Obrigkeit stets auf dem Zuge. Weitverbreiteter Ruhm umstrahlte seine Vergangenheit, gegenwärtig allerdings war sein Stern verblichen. Aber nicht nur die Gefangenen, sondern auch die Aufseher verhielten sich skeptisch gegen den Gedanken, daß er jemals aus dem Gefängnis zu Schelai entfliehen könnte. Die Flucht aus demselben schien ihnen ein Traum, dennoch überwachte man ihn zur Sicherheit mehr als die anderen. Indes ein Sommer nach dem anderen ging vorüber und Sochaty saß und saß und sank in der Meinung der Kobylka immer mehr. Im letzten Sommer ging das Gerücht, daß Sochaty etwas beabsichtigte: er ging mürrisch und ärgerlich umher, ohne etwas zu lernen und schien sehr nervös zu sein; aber eine ernstliche Flucht vorzubereiten war er noch weit entfernt. Dazu hatte er sich noch gerade in diesem Sommer mit allen einflußreichen Gefangenen entzweit und stand so ganz allein ... Der einzige Mensch im Gefängnis, mit dem er jetzt befreundet war, war ein junger unbedeutender Mann, namens Kantaurow, den man einfach Malaika nannte. Dünn und schlank wie eine Mücke, ohne Schnurrbart, glich Kantaurow einem Knaben, und seine eigentümliche Freundschaft mit Sochaty rief allgemeines Staunen und zuweilen bissige Bemerkungen hervor:

„Der Teufel hat sich mit dem Kinde verbunden!" urteilte die Kobylka über sie, und wenn auch die Bezeichnung: „Teufel" nicht auf Sochaty paßte, so erzählte man doch von seinem jungen Freund, daß

dieſer im Schlafe ſchrie: Ma—Ma! und ſo mit den Lippen ſchnalzte, als ob er an einem Saugbeutel ſöge.

„Nach Hauſe willſt du, Malaika?“

„Nach Hauſe, oh, nach Hauſe, wie gern!“ antwortete Malaika mit breitem Lächeln und geſchloſſenen Augen, ſogar ſeine langen Ohren wackelten vor Vergnügen.

Ein ſonderbarer Umſtand hatte den Jüngling in die Zwangsarbeit gebracht. Seine Brüder waren berufsmäßige Theediebe. Kantaurow ging mit ihnen plündern, ohne zu wiſſen, wohin ſie gingen und warum ſie es thaten, indem er nur dem rein kindlichen Gefühl, das ihn trieb, mit den Brüdern zu gehen, folgte. Binnen kurzem wurden die Plünderer gefaßt. Obwohl es ſich bei der erſten Unterſuchung herausſtellte, daß die Beteiligung des jüngſten Bruders am Verbrechen nur eine Folge ſeines kindlichen Unverſtands geweſen war, ſo wurde er doch mit verhaftet und in das Gefängnis geſperrt. Als Malaika noch nicht zwei Wochen eingeſperrt war, bekam er Heimweh. Die Gefangenen, die es bemerkten, machten ſich deshalb über ihn luſtig:

„Malaika, willſt du denn nicht ausreißen? Biſt wohl zu ängſtlich?“

In Malaika erwachte das Selbſtgefühl.

„Wenn ich nur wollte — ich könnte ſchon!“

„So wolle doch, du dummer Kerl!“

Und Malaika überraſchte die Inſaſſen des Gefängniſſes. Einſt, als die Aufſeher das Thor offen gelaſſen hatten, damit die Gefangenen ein Faß mit Waſſer hereinfahren konnten, ſtürzte Malaika aus

dem Gefängnis heraus, warf den Aufseher um — und bevor der Wächter zu sich kam und auf ihn schoß, war er schon im nächsten Busch verschwunden.

„Das ist ein famoser Kerl, unser Malaika!“ sprach die überraschte und entzückte Schpanka. Dem Burschen selber aber kam sein kühner Streich teuer zu stehen. Als er einen Monat später endlich erwischt wurde, konnte das Untersuchungsgericht ihn bereits nicht mehr als unschuldiges Kind ansehen; in den Augen des Gerichtes stand er jetzt als geschickter und tollkühner Verbrecher da. Und bevor unser leichtsinniger Held zu sich kam, war er schon in Schelai. Augenscheinlich war jetzt der Aermste vernünftiger geworden, und keine Spötterei der Kobylka wirkte mehr auf ihn.

„Nein, ich bin dumm gewesen“, sprach er offenherzig: „nun bin ich ins Gefängnis gekommen. Nach vier Monaten hätte ich nach Hause gehen dürfen! — Nein, das war nicht nach meinem Geschmack ... Jetzt sogar in der Zwangsarbeit! Bin ich denn nicht ein dummer Kerl! Jetzt wird Malaika vernünftig sein und ruhig seine Zeit absitzen. Dann kommt die Entlassung — und der Chef läßt mich fort!“

„Ein dummer Kerl bist du, wirklich dumm“, lachten ihn die Gefangenen aus, — „wo ist denn dein Haus? Im Kasanschen Gouvernement? Du wirst nach dem Gefängnis in Sabaikalje angesiedelt werden und wirst die Heimat nicht wieder zu sehen bekommen! Jetzt kannst du dich auf ewig von deiner Heimat verabschieden!“

Malaika legte solchen Reden kein besonderes Gewicht bei, doch wurde er unruhig.

„Dummer Kerl, du wirst doch nicht aus der Ansiedlung weglaufen, es ist doch besser aus dem Gefängnis?“ spottete die Kobylka weiter.

„Aus der Ansiedlung werde ich nach Hause gehen“, sagte freudig Malaika und lief, in seiner unverständlichen Sprache etwas murmelnd, eilig fort.

In der letzten Zeit gab es besonders viel Tataren, Sarten und Kirgisen im Gefängnis, und unter dieser Masse zeichnete sich, durch seine äußere und innere Originalität, besonders der Tatar Ibragim-Nurredin-Saraphetdinow aus dem Orenburger Gouvernement aus, der durch öftere Fluchtversuche bekannt war. Seinen merkwürdigen Namen konnten weder die Gefangenen, noch die Aufseher aussprechen, und daher war er unter dem kurzen Namen Sadyka bekannt. Hoch gewachsen, wohl gestaltet, mit durchdringenden, schielenden Augen in dem schönen energischen Gesicht machte Sadyka den Eindruck eines kühnen und grausamen Menschen. Ich sah ihn niemals ruhig sitzen oder liegen: alles lebte, brauste und bewegte sich in diesem Mann: eben fand man ihn in einer Zelle, einige Minuten später konnte man ihn im entgegengesetzten Winkel des Hofes treffen. Und dabei war er immer einsam und düster.

Eigentümlich waren seine Spaziergänge im Hofe, er ging nicht langsamen oder schnellen Schrittes, wie die übrigen Gefangenen, sondern lief im Trab, seinen mächtigen Körper vorwärts beugend und schreckte die Vorübergehenden mit seinen schielenden-feurigen Au-

gen, die alles und alle befremdet ansahen; gleich einem guten Pferde, nach dem Ausdruck der Sträflinge, lief er manchmal eine ganze Stunde herum.

Von den Kosakenwächtern und Gefängnisbeamten wurde dieser Mann besonders beachtet. Verdächtig waren auch Sokolzew, Czatschin, Karassew und alle die, welche schon einmal einen Fluchtversuch unternommen hatten.

Doch ging der Sommer glücklich vorbei, und die Aufseher atmeten wieder frei auf: im August würde bestimmt keiner entfliehen. Dazu trat plötzlich Kälte ein. An einem der letzten Tage des August, abends, wurden ich und Baschurow unerwartet ins Kontor gerufen. Als der Sechsäugige uns erblickte, strahlte er:

„Nun, ich gratuliere Ihnen, meine Herren", sagte er, indem er sich feierlich von seinem Platz erhob; und diese sonderbare Vorrede versetzte mein Herz in freudige und krankhafte Erregung. „Ich gratuliere Ihnen: — Sie sind frei ... Eben erhielt ich per Post diese Nachricht. Hier lesen Sie selbst: Walerian Baschurow wird nach dem Manifest sofort als Ansiedler versetzt ... Was aber Sie anbetrifft", wandte sich Luczesarow lächelnd zu mir, „so konnten Sie nicht als Ansiedler versetzt werden, aber Sie kommen jetzt in das freie Kommando."

Und Luczesarow sah mich mit feierlichem Blick an, als ob er einen freudigen Ausdruck in meinem Gesicht erspähen wollte. Wie es schien, war er nicht wenig erstaunt, als ich kalt fragte:

„Ich werde entlassen? Wann denn?"

„Ach, Sie werden es gleich erfahren", antwortete

der Kapitän ein wenig ärgerlich: „man hält es für unbequem, Sie hier in diesem Gefängnis in das freie Kommando zu lassen ... Es gab, Sie wissen, verschiedene Gründe ... Also Sie werden in das Bergwerk zu Kadainsk versetzt."

„Werden wir bald hingeschickt?" fragte Baschurow ...

„Das hängt davon ab, wann der Convoi hier sein wird. Jedenfalls sind Sie von Morgen an von den Bergarbeiten befreit."

Nachdem wir dem braven Kapitän unsere Verbeugung gemacht, gingen wir in das Gefängnis zurück. Die Nachricht von unserer Freilassung verbreitete sich wie ein Lauffeuer, und die Gefangenen kamen mit freudigen Mienen auf uns zu und gratulierten uns.

Vor der Ankunft des Convoi aus Stretensk mußten wir noch einen ganzen Monat im Schelaischen Gefängnis bleiben, und in diesem letzten Monat ereignete sich so viel, wie sonst in zwei oder drei Jahren.

In dem Verhalten der Kobylka fühlten wir eine besondere Weichheit, ja fast Zärtlichkeit gegen uns; auf den Gesichtern der grausamsten und schweigsamsten Subjekte sah man jetzt ein freundliches Lächeln, wenn sie uns begegneten, ihre Schritte verlangsamten sich, sie wollten ihren Gefühlen Ausdruck geben ... „Die Schüler" bedauerten herzlich unsere Abreise, da jetzt für das ganze Gefängnis nur ein Lehrer übrig blieb; Lunjkow überhäufte mich jedesmal, wenn er mich traf, mit einer Menge Fragen, um in den letzten Tagen meiner Anwesenheit noch möglichst viel zu lernen.

Nun erwartete man in Kurzem die Ankunft des

Gouverneurs, und im Gefängnis lief und bewegte man sich fieberhaft umher, fegte, reinigte und ordnete alles. Es war an einem der letzten Augustabende. Nach der Revision kam es zwischen Lunjkow und Sochaty wie gewöhnlich zu einem Zusammenstoß. Der erstere schwatzte unaufhörlich und meinte, wenn er früher hätte schreiben und lesen können, so wäre er keinesfalls in die Zwangsarbeit geraten, wie „manche andere". Sochaty sprach nichts, doch in seinem Winkel hörte er den prahlenden Reden seines Gegners mit höhnischem Nicken zu. Dieses regte endlich den Lunjkow auf, und er wendete sich an Sochaty:

„Was nickst du dort, ewiger Gefängnisbewohner?"

„Was? Bin ich denn der ewige Gefängnisbewohner ..." Sochaty erhob sich von seinem Lager.

„Natürlich bist du es! Du denkst nur daran, ob du nicht gar zwei oder drei Leben lang im Gefängnis bleiben könntest!"

„Esel! Wenn ich nur wollte — morgen könnte ich das Gefängnis verlassen!"

„Ja, da können wir lange warten! ... Dein Name, Sochaty, hatte einmal Klang, jetzt ist nichts mehr mit dir los. Siehst du, du bist ein ewiger Gefängnisbewohner!"

„Sag das noch einmal, du Lump, was du gesagt hast!"

„Jawohl: ewiger Ge—fängnisbewohner, Knochenlecker!"

Der Sochaty sah ihn schweigend mit vernichtendem Blick an und wendete sich höflich an mich:

„Und Sie, Iwan Nikolajewitſch, ſind derſelben Meinung wie Ihr Lieblingsſchüler?“

Als er von mir eine ausweichende Antwort bekam, lachte er giftig, blieb ſchweigſam, ging in ſeine Ecke und legte ſich ſchlafen. Der Sieger Lunjkow hielt noch lange Reden, aber Sochaty achtete nicht mehr auf ſeine Worte. Alle Gefangenen hatten während des Streites geſchwiegen, und nur Godunow hatte zweimal bedenklich aufgelacht: er ſtand auf der Seite Lunjkows. Bald gingen alle ſchlafen, auch ich ſchlief bald ein.

Am Morgen, als es noch ganz dunkel war, machte der Aufſeher unſere Zellen auf und jagte alle Gefangenen in den Korridor zur Reviſion.

Ich war zu ſchläfrig und zu faul und blieb mit geſchloſſenen Augen liegen, nur im Schlaf hörte ich die lebhaften Ausrufe der Kobylka, die ſich einander eine Neuigkeit mitteilte: In der Nacht iſt tiefer Schnee gefallen . . . Niemand könnte ſich erinnern, daß am erſten September ſchon Schnee gefallen wäre, und alle wollten prophezeien, ob das Gutes oder Schlimmes bedeute.

Während dieſer Unterhaltung ſchlief ich feſt ein.

Plötzlich weckte mich ein unbeſtimmtes Geräuſch und Geſchrei auf . . . Jemand faßte mich an und rief mich. Ich erhob meinen Kopf — es war ſchon ganz hell geworden — vor mir ſtanden Baſchurow und Steinhart.

„Haben Sie es ſchon gehört?“

„Vom Schnee? Ich hörte es . . .“

„Wie vom Schnee! Nein, man ſchießt, es handelt ſich um eine Flucht!“

„Um eine Flucht?“ . . .

„In den Hof! alle in den Hof!“ ſchrie jemand mit furchtbarer Stimme im Korridor.

Wie es ſchien, war die Kobylka ſchon lange dort, da die Zellen leer waren. Ich zog mich ſchnell an und ging mit den Kameraden hinaus.

„Wer iſt geflohen?“ fragten wir die aufgeregten Gefangenen, denen wir im Hofe begegneten.

Aber keiner wußte etwas.

„Czatſchin!“ ſagte jemand, er wußte es aber auch nicht genau.

„Zum Teufel aber, wann iſt es denn geſchehen, und wie?“

„Nun, hätteſt du ihn doch ſelbſt gefragt! Schade, daß er dich nicht zu Rate gezogen hat!“

„Man kann annehmen, daß er in dieſem Augenblick geflohen iſt, weil ich ihn während der Reviſion ſah.“

„Es iſt noch keine Viertelſtunde her, da hörten wir“, ſagten die Gefangenen, „einen Schuß. Gleich nach der Reviſion hörte man hinter dem Krankenhaus einen Schuß, wahrſcheinlich ſind ſie über die Mauern geflohen!“

„Da haben Sie es . . .“

Nebenan rief man wieder den Namen Czatſchin.

„Hier! Wozu braucht Ihr mich, Ihr Dummköpfe?“

„Ach, hol ihn der Teufel, er iſt doch hier! Wer hat geſagt, daß Czatſchin geflohen iſt?“

„Vielleicht ist überhaupt keiner entflohen, Ihr redet bloß davon", hörte man eine skeptische Stimme.

Unterdessen liefen die Aufseher wie wahnsinnig umher und zählten die Gefangenen, die in Reihen standen. Aber sie kamen zu keinem Ergebnis; es waren, wie es oft passierte, mehr Gefangene, als es sein sollten. Da öffnete sich rasch das Thor, und herein stürzte mit krebsrotem Gesicht Luczesarow, der in der Eile eine verschossene alte Jacke angezogen hatte, in der er nicht gerade heldenhaft und vornehm wie sonst aussah. Der verlegene Diensthabende vergaß sogar die Kommandos: „Still gestanden! Mützen ab!" und die Kobylka stand mit Mützen, überrascht und erstaunt dreinschauend. Aber in diesem Moment kümmerte sich der Kapitän nicht um seine äußere Schönheit; ohne auf die Ordnungswidrigkeit zu achten, lief er schnellen Schrittes auf die Reihen der Gefangenen zu:

„Nun, was giebts?" schrie er den Diensthabenden an: „wer ist es? wie kam's?"

„Es ist noch nichts bekannt, Herr Direktor!" meldete einer von den Aufsehern, indem er die Hand an die Mütze legte.

„Dummes Zeug!" unterbrach ihn der Kapitän und fing selbst an, die Reihen zu zählen.

„Es fehlen zwei", rief er dann laut, einen vernichtenden Blick auf die Aufseher werfend und darauf schrie er den Gefangenen zu: „in die Zellen! Marsch! Augenblicklich!"

Alle liefen ohne Ordnung in ihre Zellen. Ich bemerkte sofort die Abwesenheit von Sochaty.

„Und wo ist denn Petin, meine Herren?"

„Thatſächlich, Kinder, wo iſt denn Sochaty?“

Die Gefangenen ſahen ſich um: „iſt er etwa ſelbſt? . . .“

„Ach, wo denken Sie hin?“ ſagte verächtlich Lunjkow. „Ich ſah ihn eben. Er iſt keiner von denen, die fliehen!“

„Wo ſahſt du ihn denn und wann?“

„Bei der Morgenreviſion ſtand er neben mir, auch eben noch ſchien es mir als ob . . .“

„Frühmorgens, kann ſein, aber jetzt war er nicht da — das iſt nicht wahr, er war nicht da“, erwiderte Godunow nachdenklich.

„Er war nicht da?!“

„Ruhe! . . .“

Die Thüre ging auf und herein kam, noch immer erregt, Luczeſarow, begleitet von den blaſſen beſtürzten Aufſehern.

„Eins, zwei, drei . . . Es iſt ſo, da fehlt auch einer — alſo ſchon der dritte!“ kreiſchte er faſt auf.

Die Aufſeher ſchwiegen beſtürzt.

„Wer fehlt denn bei euch, ſagt! Du, Aelteſter, ſprich!“

Wir hatten einen Zellenälteſten, auch einen Gefängnisälteſten, aber einer wie der andere war in großer Verlegenheit.

„Petin fehlt, Herr Direktor“, ſtotterte endlich Pronja.

„Der Petin iſt nicht da? Aha! Gewiß, das konnte man ſich denken.“

Und der Sechsäugige eilte wieder hinaus. Pronja ſchlug ſich, als der letzte aus der Zelle heraus war, auf das Bein und ſagte ganz laut:

„Wie ein Traum! Sehen Sie! . . .“

„Wer hätte das von Sochaty vermutet?“ bemerkte Tſchirok, als wir wieder eingeſchloſſen waren.

„Was für eine Meinung haſt du von Sochaty gehabt?“

„Es war ein gefährlicher Mann!“ begann Godunow; und dieſe Worte waren ausſchlaggebend.

„Ich ſelbſt ſagte mehrmals, daß er ein Dummkopf ſei“, fuhr Godunow fort, ſich nach meiner Seite wendend, als wenn er ſich rechtfertigen wollte, „ich ſagte es ihm in das Geſicht, weil ich die Wahrheit liebe. Ich ſage jetzt dasſelbe: in mancher Hinſicht iſt er wirklich ein Dummkopf . . . Aber wer von uns iſt es nicht? aber er thut doch keinem etwas zu leide, und wenn er es thut — nur ſich ſelbſt.“

„Das geben wir zu“, ſtimmte Tſchirok bei.

„Ich habe mir's immer gedacht: wie andere im Gefängnis ſitzen, das fällt ihm gar nicht ein. Er wartete nur auf eine günſtige Gelegenheit zur Flucht.“

„Machen Sie ſich nicht zu große Hoffnung“, verſuchte Lunjkow die allgemeine Begeiſterung abzukühlen: „er iſt zwar fort, aber man weiß nicht, ob ſeine Flucht gelingt!“

Aber man ſchnitt ihm das Wort ab, die ganze Zelle verteidigte einſtimmig Sochaty.

„Auf welche Weiſe iſt er entflohen, Brüderchen?“

„Und wer ſind die beiden anderen? Jedenfalls ſind es famoſe Kerle!“

„Wie sie alles heimlich vorbereitet haben! . . ."

„Wirklich, sie haben bei ihrer Flucht die richtigen Mittel angewendet."

„Aber wie gelang es ihnen, über die hohen steinernen Mauern zu kommen?"

Man stellte Vermutungen an, eine immer dümmer als die andere. Unterdessen verließen die Aufseher das Gefängnis ohne die Zellen noch einmal aufzuschließen.

„Sie werden nicht aufschließen, wir warten vergebens", meinte Godunow, der darin Erfahrung hatte, „auch zu der Arbeit wird man uns nicht lassen, bis die Nachforschungen eingestellt sind. Jeden Sumpfhügel, jeden Strauch wird man durchsuchen. Petin hat ihnen eine harte Nuß zu knacken gegeben: bevor sie die knacken, haben sie genug zu thun."

Und Godunow hatte recht: vier Tage blieben die Gefangenen eingeschlossen. Heraus ließ man nur die Aeltesten und die Kloakenreiniger, und auch diese nur mit großer Vorsicht. Das verhinderte aber die Kobylka nicht, in einigen Stunden alles zu erfahren, was außerhalb des Gefängnisses vorging. Derselbe Godunow, der als Aeltester das Recht hatte, herauszugehen, um Proviant zu holen, brachte uns folgende Nachricht. Mit Sochaty flohen noch zwei Männer: Sadyka und Malaika Kantaurow."

„Ist er denn verrückt geworden, der Malaika? Seine Zeit war doch schon binnen kurzem um."

„Nun sehen Sie! Nicht umsonst sagte man von Sochaty: daß sich der Teufel mit dem Kinde verbunden: es gelang ihm, mit ihm durchzugehen! . . ."

Und der Sechsäugige eilte wieder hinaus. Pronja ſchlug ſich, als der letzte aus der Zelle heraus war, auf das Bein und ſagte ganz laut:

„Wie ein Traum! Sehen Sie! . . .“

„Wer hätte das von Sochaty vermutet?“ bemerkte Tſchirok, als wir wieder eingeſchloſſen waren.

„Was für eine Meinung haſt du von Sochaty gehabt?“

„Es war ein gefährlicher Mann!“ begann Godunow; und dieſe Worte waren ausſchlaggebend.

„Ich ſelbſt ſagte mehrmals, daß er ein Dummkopf ſei“, fuhr Godunow fort, ſich nach meiner Seite wendend, als wenn er ſich rechtfertigen wollte, „ich ſagte es ihm in das Geſicht, weil ich die Wahrheit liebe. Ich ſage jetzt dasſelbe: in mancher Hinſicht iſt er wirklich ein Dummkopf . . . Aber wer von uns iſt es nicht? aber er thut doch keinem etwas zu leide, und wenn er es thut — nur ſich ſelbſt.“

„Das geben wir zu“, ſtimmte Tſchirok bei.

„Ich habe mir's immer gedacht: wie andere im Gefängnis ſitzen, das fällt ihm gar nicht ein. Er wartete nur auf eine günſtige Gelegenheit zur Flucht.“

„Machen Sie ſich nicht zu große Hoffnung“, verſuchte Lunjkow die allgemeine Begeiſterung abzukühlen: „er iſt zwar fort, aber man weiß nicht, ob ſeine Flucht gelingt!“

Aber man ſchnitt ihm das Wort ab, die ganze Zelle verteidigte einſtimmig Sochaty.

„Auf welche Weiſe iſt er entflohen, Brüderchen?“

„Und wer ſind die beiden anderen? Jedenfalls ſind es famoſe Kerle!“

„Wie sie alles heimlich vorbereitet haben! . . ."

„Wirklich, sie haben bei ihrer Flucht die richtigen Mittel angewendet."

„Aber wie gelang es ihnen, über die hohen steinernen Mauern zu kommen?"

Man stellte Vermutungen an, eine immer dümmer als die andere. Unterdessen verließen die Aufseher das Gefängnis ohne die Zellen noch einmal aufzuschließen.

„Sie werden nicht aufschließen, wir warten vergebens", meinte Godunow, der darin Erfahrung hatte, „auch zu der Arbeit wird man uns nicht lassen, bis die Nachforschungen eingestellt sind. Jeden Sumpfhügel, jeden Strauch wird man durchsuchen. Petin hat ihnen eine harte Nuß zu knacken gegeben: bevor sie die knacken, haben sie genug zu thun."

Und Godunow hatte recht: vier Tage blieben die Gefangenen eingeschlossen. Heraus ließ man nur die Aeltesten und die Kloakenreiniger, und auch diese nur mit großer Vorsicht. Das verhinderte aber die Kobylka nicht, in einigen Stunden alles zu erfahren, was außerhalb des Gefängnisses vorging. Derselbe Godunow, der als Aeltester das Recht hatte, herauszugehen, um Proviant zu holen, brachte uns folgende Nachricht. Mit Sochaty flohen noch zwei Männer: Sabyka und Malaika Kantaurow."

„Ist er denn verrückt geworden, der Malaika? Seine Zeit war doch schon binnen kurzem um."

„Nun sehen Sie! Nicht umsonst sagte man von Sochaty: daß sich der Teufel mit dem Kinde verbunden: es gelang ihm, mit ihm durchzugehen! . . ."

„Nun, wie bewerkſtelligten ſie denn ihre Flucht?“

„Da habe ich Euch Wunderdinge zu erzählen: die Aufſeher ſelbſt haben unſeren Flüchtlingen zur Flucht geholfen.“

„Was du ſagſt?!“

„Ich ſage die Wahrheit. Denken Sie, Brüderchen, an die Wächterhäuschen?“

„Na, und?“

„Alſo eines da, das hinter dem Krankenhaus ſtand, ſchleppten ſie an die Wand — und nun ging es eins, zwei, drei ... Der Wächter konnte nicht einmal ſchießen, weil ſie direkt auf das Haus des Aufſehers zuliefen. Und hinter dem Hauſe beginnt gleich, wie Ihr wißt, die Taïga. Der Koſak war ganz beſtürzt und konnte zuerſt nur ſchreien: Halt! Halt! und erſt als er ſich gefaßt hatte, ſchoß er. Aber es war ſchon zu ſpät ... Jetzt geht eine Jagd im ganzen Bezirk los: die Bauern aus allen benachbarten Dörfern werden geholt, aus dem Bergwerk werden die Soldaten hergeſchickt ... Und der Sechsäugige ſitzt und bepeſchiert ununterbrochen.“

Der Tſchirok kratzte ſich bedenklich hinter den Ohren.

„Es iſt möglich, daß es ihnen ſchlecht bekommen wird. Der Schnee — man wird vor allem ihre Spuren ſehen ...“

„Der Schnee — iſt freilich nicht zu ihrem Vorteil ... Aber wer konnte es wiſſen, daß er gerade dieſe Nacht ſo hoch liegen wird?“

„Hätten ſie doch ihre Flucht verſchoben ...“

„Verſchoben! das kann dir, Brüderchen, nur dein

Kalbsgehirn eingeben — aber ist etwa Sadyka so ein Kerl? Oder auch Sochaty? Das sind Kerle, sozusagen Teufelskerle ... Wenn alles vorbereitet war — sollten sie da plötzlich die Flucht aufgeben? Denkst du, das ist so leicht?"

In dem Wunsch, daß die Flüchtlinge nicht eingefangen würden, stimmten alle überein. Plötzlich gerieten sie durch die sonderbare Entdeckung in Aufruhr, daß die Pantoffeln von Sochaty, Sadyka und Malaika ruhig in der Zelle auf ihrem Lager lagen. Die Kobylka staunte: „Wie kommt das? Womit liefen sie denn davon? Etwa barfuß? Ueber den Schnee?"

„Um sich die Sache leichter zu machen", vermuteten die einen.

„So — so", antworteten die anderen, „doch sind sie, Brüderchen, um diese Erleichterung nicht zu beneiden ... In der Aufregung haben sie es nicht gemerkt, aber in einigen Stunden werden sie es spüren!"

„Unsinn", riefen wieder andere, „sie haben sich wahrscheinlich mit jemand verabredet, daß man ihnen Kleidung und Schuhe in die Taïga bringt."

„Nun, vielleicht ist das möglich."

Gegen Abend kamen erfreuliche Nachrichten: die Flüchtlinge waren wie von der Erde verschlungen. Was besonders die Obrigkeit in Staunen setzte, das war das völlige Fehlen von Spuren auf dem frisch gefallenen Schnee.

„Als ob sie durch die Luft geflogen wären, diese niederträchtigen Kerle!" sprachen die Aufseher.

Ein freudiges Gefühl verbreitete ſich unter den Gefangenen, alle atmeten frei auf, alle erhoben ſtolz ihre Köpfe.

„Das bringen die Unſrigen fertig!“

„Das iſt das muſterhafte ſchelaiſche Gefängnis!“

„Da haſt du den Sechsäugigen!“

„Eins, Brüderchen, haben ſie vergeſſen, daß der Gefangene drei Köpfe hat, und daß in jedem von dieſen drei Gedanken ſitzen: die Freiheit, das Taïga-Mütterchen und das Baikal-Väterchen . . .“

Und ‚ſie‘, d. h. die Aufſeher, alle Vorgeſetzten ſahen thatſächlich in dieſen Tagen verlegen und verwirrt aus. Sogar eine Art von Achtung rief jetzt die nicht lange vorher geſchmähte und verachtete Schpanka hervor, die den Kopf jetzt immer höher hob . . .

„Sochaty wird man im Leben nicht kriegen“, ſprachen die Optimiſten: „am ſchwierigſten iſt es am erſten Tag, den Verfolgern zu entgehen, ſeine Sträflingskleidung zu vertauſchen; ſpäter iſt der Weg ſchon geebnet . . .“

Die Peſſimiſten ſchwiegen in dieſen Tagen. Eine Nachricht, die Godunow brachte, rief einen unangenehmen Eindruck hervor: die Verfolgung der Flüchtlinge hatte der Koſak Sauſſaew übernommen, der gerade jetzt Aufſeher wurde und ſchon von den Gefangenen wegen ſeines rohen und grauſamen Charakters die Benennung „Mönch“ erhalten hatte. Er war bekannt als geſchickter Jäger, er ſchoß immer Zentrum und hatte die ſcharfen Augen des Habichts und die Naſe des Jagdhundes; er hatte

ſelbſt den Sechsäugigen gebeten, ihn abzukommandieren und mit einer Piſtole im Gürtel, in Begleitung von den zwei Koſaken, in deren Dienſtzeit die Flucht ausgeführt worden war (ſie ſollten disziplinariſch beſtraft werden), fuhr er in einer Richtung, die von anderen Suchenden außer Acht gelaſſen worden war, davon.

„Dieſer Teufel ſcheint mir gefährlicher zu ſein als alle dieſe Koſaken zuſammen!“ ſchloß Godunow ſeine Mitteilung.

Es kam der erſte Abend nach der Flucht heran, und die Gefangenen gingen endlich ſchlafen, durch die Ereigniſſe dieſes Tages ermüdet; und niemand, ſicherlich niemand konnte vermuten, daß in dieſer Minute die Flüchtlinge ihre gefährliche Reiſe erſt antraten.

Der Vorgang ſpielte ſich in folgender Weiſe ab:

Mit Hilfe des Wächterhäuschens auf die Gefängnismauern hinaufkletternd, ſprangen ſie herunter und zwar beinahe dem Wächter, der unten ſtand, auf den Kopf, und flohen wie der Wind vorwärts, weder von den Feſſeln, die ſie ſchon im Gefängnis abgeworfen hatten, noch von ſchweren Pantoffeln behindert. Statt der letzteren hatten ſie hohe Pelzſocken an den Füßen. Solche Socken waren bei den Sträflingen zu Schelai in Gebrauch; — dieſe nähten unſere Schneider aus den Pelzreſten, die uns der Wirtſchaftsvorſteher zum Flicken gab; ſie wurden dann zum billigſten Preis verkauft. Für die Flucht ſchienen ſie beſonders geeignet zu ſein, aber Sochaty und ſeine Kameraden hatten mit einem nicht gerechnet: mit ihrer geringen

Haltbarkeit. Nach einigen Stunden gingen die Socken in ihren Nähten auseinander, sodaß sie fast barfuß im kalten Schnee gehen mußten.

Zwischen dem Haus des Aufsehers und der in der Nähe befindlichen Taïga war eine kleine kesselförmige Vertiefung, die mit spärlichen Sträuchern und Steinhaufen bedeckt war. Früher stand an dieser Stelle ein Wäldchen, aber vor der Anlegung des Schelaiſchen Bergwerks waren die Bäume um das Gefängnis gefällt worden, um die Flucht zu verhindern; eine leere, dem Auge leicht zugängliche Fläche bot sich jetzt den Blicken dar. Auf der anderen Seite dieser Vertiefung sah man die dichte Taïga schwarz aufsteigen, sie lockte unsere Flüchtlinge, ihnen Rettung versprechend. Kaum aber hatten diese den Boden der Vertiefung erreicht, da erlahmte plötzlich Sochaty — vielleicht wie er nachher versicherte, wegen der Verletzung, die er beim Herabspringen von der Mauer davongetragen hatte, oder wahrscheinlicher vor Aufregung; — er fühlte plötzlich, daß er keinen Schritt mehr machen konnte ... Und er legte sich auf die Erde. Der vor ihm laufende Sadyka hielt erschrocken inne und machte Zeichen, um den Kameraden zur Eile anzutreiben; aber Sochaty weigerte sich entschieden, weiterzulaufen und schlug vor, sich irgendwo in dem Gebüsch zu verbergen. Dieser Vorschlag war unsinnig, da die Vertiefung ganz ungedeckt war, dazu war das Gebüsche sehr klein und die Steine auch nicht groß genug, um einen erwachsenen Menschen zu verbergen. Sadyka stand unentschlossen da: er konnte fast kein Wort russisch und verließ sich ganz auf So-

chaty, der Sibirien wie seine fünf Finger kannte und als erfahrener Flüchtling bekannt war.

Während Sadyka überlegte, kam sein ritterlicher Charakter zur Geltung. Den Kameraden im Stich zu lassen, erschien ihm ein Verbrechen. Daher ergab er sich mit dem asiatischen Fatalismus in sein Schicksal, indem er den Sochaty tüchtig ausschimpfte, dann brach er plötzlich ab, kroch zwischen Gebüsch und Steine und verbarg sich. Ihm folgte auch Malaika, dem die Art der Flucht gleich war, da er dieselbe mehr aus Verwegenheit und Kameradschaft, als aus ernster Ueberzeugung unternahm. So lagen alle drei wie die Steine und nicht geschützt „vor jedermanns Augen", kaum selbst an die Möglichkeit ihrer Rettung glaubend. Dann ging der düstere Morgen zu Ende, und es wurde ganz hell.

Mit tollem Johlen und Geschrei lief die Wache mit den Flinten aus dem Hause des Aufsehers und hielt an der Seite der Vertiefung an, mit den Flinten klirrend. Hier war alles öde: hier und dort sah man nur graue Steinmassen, die halb mit Schnee bedeckt waren, Mehlbeerstrauch und Mandelweide zeigten sich stellenweise, in der Ferne sah man die schwarze Taïga . . . Es war zweifellos: die Gefangenen waren dorthin gelaufen und hatten sich versteckt . . . Ohne lang zu überlegen, machten sich die Kosaken zu ihrer Verfolgung auf.

Später erzählte Sochaty, daß dieselben in einer Entfernung von zwanzig Schritten vorbeigelaufen seien, sodaß er nicht nur das Trampeln ihrer Füße deutlich hörte, sondern auch ihr heftiges Atmen, und

er hielt sich schon für verloren. Aber die Wache lief wie wahnsinnig vorbei, weil sie glaubte, man müßte „sehr dumm sein", um hier nachzusuchen . . . Während des ganzen Tages, den die Flüchtlinge im Versteck verbrachten, wiederholte sich dieselbe Geschichte noch einigemal: Kosakengruppen liefen, eine nach der anderen, wütend einige Schritte von den halberfrorenen und vor Angst bewegungslosen Flüchtlingen vorbei — und merkten nichts. Wenn dieser Vorfall nicht verbürgt wäre, so hätte ich ihn für ein ungeschickt ersonnenes Märchen gehalten.

Nach der Wache kamen die Kosaken, dann die Aufseher und schließlich die Bauern von Schelai. Man war der Ansicht, daß die Flüchtlinge eine andere Richtung, als vorher, eingeschlagen hatten, um die Aufmerksamkeit abzulenken. Man durchsuchte sorgfältig die Umgegend, wo nur Wald und Felsen waren. Es gab Verwegene, die in die gefährlichsten bereits ausgearbeiteten Stellen und ausgegrabenen Gruben hineinkrochen — nirgends aber konnten sie Spuren der Flüchtlinge finden. Der letzte Umstand machte die Verfolger im Anfang verdutzt: wohin waren die Spuren auf dem frisch gefallenen Schnee verschwunden? Durch diesen Tumult waren bald in allen Richtungen Hunderte von Fußspuren zu sehen, sodaß man dieselben gar nicht mehr unterscheiden konnte. Der Sechsäugige bot alles auf, schickte nach allen Richtungen Ordonnanzen mit dem Signalement der Flüchtlinge und entzweite sich endlich sogar mit dem Kosakenoffizier wegen der Frage: wem von ihnen die Wächterhäuschen gehörten, die im Gefängnishof wa-

ren, und wer dieſelben fortzuſchaffen hätte. Die Stimmung des braven Kapitäns war um ſo miſerabler, als man jeden Tag die Ankunft des Gouverneurs erwartete.

Es ging der Tag in erfolgloſem Suchen vorüber. Als die Nacht kam, entſchloſſen ſich unſere Flüchtlinge endlich, ihr Verſteck zu verlaſſen und ſich vorſichtig auf den Weg zu machen . . . Gewiß konnten ſie leicht in die Koſakenpoſten hineingeraten, die noch in der Umgegend herumſpionierten, doch die Koſaken ſelbſt machten ſich bemerkbar, ſodaß man ſie nicht überſehen konnte: ſie machten nämlich an verſchiedenen Stellen Feuer und riefen einander laut zu. Aufgeregt und erſchöpft durch ihre vergeblichen Bemühungen, ſetzten ſie ihr Suchen nur ſcheinbar fort, ihrerſeits davon überzeugt, daß die Flüchtlinge ſchon weit fort ſeien. Daher hatten dieſe keine Mühe, an den Poſten vorbeizuſchleichen und ſich in Sicherheit zu bringen. Nur eins quälte ſie jetzt — der ſich fühlbar machende Hunger und der Mangel an Schuhen. Die proviſoriſchen Pelzſocken waren an den Steinen und Aeſten zerriſſen, ſodaß ſie mit blutigen Füßen durch den kalten Schnee gehen mußten. Zähneklappernd liefen die Gefangenen, ohne ſich umzuſehen, eilig davon und ſuchten auf irgend eine Hütte zu ſtoßen. Endlich kamen ſie bei Tagesanbruch an eine Jägerhütte: hier wohnten in einer einſamen armen Jurta ein alter Tunguſe mit ſeiner Frau. Die Beſitzer ſchliefen noch ruhig, als die ungeladenen Gäſte ſie überfielen. Hier verbrachten ſie den ganzen Tag, wärmten ſich mit Ziegelthee, flickten ihre Schuhe und verzehrten gierig

die Milchprodukte der dürftigen Tunguſenwirtſchaft. Zu ihrem Bedauern konnten ſie keine Kleidung bekommen, weil der Tunguſe ſelbſt faſt nackt war.

Der Schnee wollte gar nicht ſchmelzen, und der Winter ſchien ernſtlich gekommen zu ſein. Es war ſehr kalt. Sie ſchlachteten das einzige Lamm, das ihre Wirtsleute hatten und brieten es für unterwegs (die Tunguſen hüteten ſich, Einſpruch zu erheben, damit man ſie nicht ſelbſt briete und verzehrte). Dann wurde endlich in der Dämmerung die Reiſe fortgeſetzt, nachdem die Flüchtlinge den Alten noch gedroht hatten, falls ſie ſchwatzten, würde es ihnen ſchlecht gehen. Die zweite Nacht der Flucht ging noch ungefährlicher vorüber. Nirgends hörte man das Geſchrei von der Verfolgung oder ſah Wächterfeuer. Wie es ſchien, ging die Verfolgung irgendwo nach der Seite. Es wurde ſchon ganz hell, als Sadyk plötzlich ſtehen blieb und ſeine Kameraden aufhielt: er ſpürte einen brenzlichen Geruch ... Im Nu lagen alle auf dem Leib und krochen wie Schlangen in die Gebüſche hinein. Bald wurde der Grund des Geruches klar: am Rande des Waldes ſeitwärts vom Weg ſaßen drei Bauern am Feuer und kochten ſich in einem Keſſel Thee. Neben zwei von ihnen lagen Flinten; doch ſah man es ihnen an, daß ſie keine Verfolger, ſondern nur einfache Jäger waren. Einer von ihnen war ein ſchwächlicher alter Mann, der fortwährend huſtete und wegen der mißlungenen Jagd über ſeine Genoſſen brummte; der zweite war ein breitſchultriger Mann mit rotem Bart und gutmütigen grauen Augen. Er lächelte fortwährend in den Bart und ſprach: „Nun

was ist denn weiter dabei? . . . wozu denn murren, es hat doch keinen Zweck!" Der dritte von den Jägern war ein fünfzehnjähriger Jüngling. Alle drei waren in dürftiger, zerrissener Kleidung; die Aufmerksamkeit unserer Flüchtlinge zogen nur die Füße der Jäger auf sich, die in warme Stiefel eingehüllt waren. Die Flüchtlinge begannen sich leise zu beraten (dabei war Malaika wie immer der Dolmetscher zwischen Sochaty und Sadyk). Sadyk schlug ein einfaches, aber radikales Mittel vor: sich rasch über die Bauern werfen, sie entwaffnen und totschlagen . . . Aber Sochaty verwarf diesen Plan, als besonders gefährlich und machte dagegen folgenden Vorschlag: sich rasch auf die Jäger zu stürzen, die neben ihnen liegenden Flinten wegzunehmen, und nachher mit ihnen Frieden zu schließen. So machten sie es. Plötzlich überrascht, blieben die Jäger ganz ruhig bei ihrem Unfall, und luden sogar unsere Flüchtlinge zum Thee ein. Die letzteren nahmen die Einladung an und dann unterhielten sie sich. Sochaty gestand offenherzig, daß er mit den Gefährten ausgerissen sei, fügte dabei aber hinzu, daß er aus freiem Kommando ausgerissen sei.

„Nun, aus freiem Kommando, das ist keinen Pfifferling wert!" sagte der Rotbärtige, indem er Sadyk auf die Schultern klopfte.

„Hübsche Jacken haben Sie an, wie ich sehe", sagte darauf der Alte, indem er die Jacke von Sochaty anfaßte.

„Wollen wir tauschen", antwortete lebhaft Petin, „diese Kleidung ist uns zu unbequem. Gut, tauschen wir auch mit den Stiefeln!"

„Großartige Stiefel haſt du, Brüderchen, wie ich ſie in meinem Leben noch nicht geſehen habe", ſagte verwundert der Alte, indem er ſich die Socken von Sochaty anſah.

„So, — ſo, ſolche haſt du noch nicht geſehen! Was kann man auch in dieſer Gegend ſehen. Dieſe Stiefel, Brüderchen, ſind Moskauer Arbeit: ſieh mal, welch feine, zarte Ware . . . und warm ſind ſie, ſage ich dir — wunderbar!"

Der Alte ſchüttelte mißtrauiſch den Kopf, doch widerſetzte er ſich dem Tauſch nicht, vielleicht mit Recht vermutend, daß der Tauſch nur als Vorwand diene, und daß die Gefangenen, falls man ihren Wünſchen nicht nachkomme, ſie doch zwingen würden. Dann kleidete man ſich um, ohne Zeit zu verlieren. Sochaty war ganz entzückt, und um ſeinen Gefühlen Ausdruck zu verleihen, fing er ſogar an, ums Feuer zu tanzen. Der Sadyk und Malaika plapperten auch vergnügt und lebhaft in ihrer Sprache... In ihrer Begeiſterung warfen ſie die weggenommenen Flinten wieder auf die Erde... Keiner von den Flüchtlingen merkte, wie die Geſichter der Jäger ſich plötzlich veränderten: alle drei wurden aufmerkſam, ihre Mienen wurden geſpannt, als ob ſie bereit waren, ſich auf ihre neuen Freunde zu ſtürzen.

„Nicht von der Stelle, wenn euch euer Leben lieb iſt! — Ich verhafte euch!" hörte man da plötzlich eine donnernde Stimme!...

Wie aus der Erde gewachſen, drei Schritte von dem Feuer, hielt der finſtere Aufſeher zu Pferde und zielte mit einer Flinte auf Sadyk; hinter ihm,

ebenfalls zu Pferde, sah man die mächtigen Figuren von zwei Kosaken, auch mit Gewehren bewaffnet... Im Nu hatten die Jäger ihre Flinten ergriffen und zielten von der anderen Seite auf die Flüchtlinge. Das geschah alles so urplötzlich, daß von irgend welchem Widerstand oder gar von Flucht gar keine Rede sein konnte. Sogar der verwegene Sadyk dachte nicht an Flucht und stand unbeweglich, wie vom Donner gerührt... Rasch fesselte man den drei Kerls die Hände — die Stricke waren schon bereit. Dabei wollten die Kosaken ihre Wut an den Gefangenen auslassen und sie durchprügeln, aber Saussaew verstand keinen Spaß: er ließ die Gefangenen nicht mit einem Finger berühren, — indem er erklärte, man solle früher wachsamer sein, jetzt habe er sie erwischt, und er habe zu befehlen . . .

„Nun, machen wir uns reisefertig, es ist keine Zeit zu verlieren!" kommandierte der Aufseher und erlaubte den Jägern nicht einmal, die Kleider mit den Gefangenen zu tauschen. Der originelle Zug setzte sich in Bewegung. Voran gingen gesenkten Hauptes Sochaty, Sadyk und Malaika Kantaurow, hinter ihnen folgte der Aufseher mit den Kosaken und den Bauern.

Nun kam das schändliche Nachspiel der glorreichen Flucht, das ich nicht ausführlich beschreiben werde. Nur eins will ich sagen: die Kobylka benahm sich nicht so schlecht, wie ich erwartet hatte; als nämlich der Schlüssel im Schloß unserer Zelle klirrte und auf der Schwelle verlegen, wie ein begossener Pudel, Sochaty erschien, war ich fest überzeugt,

daß man ihn verſpotten und auslachen würde ... Aber alle begegneten Sochaty, alsob er irgend woher von der Arbeit kam und ſie ihn nicht bemerkten, — und darin äußert ſich, dachte ich, eine gewiſſe Schonung... Erſt ſpät abends auf dem Lager begann Petin einem von ſeinen Nachbarn leiſe die Geſchichte ſeiner dreitägigen Abenteuer zu erzählen: die anderen gaben ſich dabei den Anſchein, als ob ſie ſchliefen oder nichts hörten...

Das Ende des muſterhaften Gefängniſſes zu Schelai.

Die Ankunft des Gouverneurs hatte verſchiedene überraſchende Ereigniſſe zur Folge. Gleich einem Wirbelwind brach es über das Bergwerk zu Schelai, das bis jetzt einen glücklichen Beſtand gehabt hatte, herein. Alle unerſchütterlichen Einrichtungen wirbelte er wie Stäubchen mit ſich fort, und eines von dieſen Stäubchen war kein anderer als der prächtige Kapitän Lucjeſarow ſelbſt. Er, der ſo viel Jahre der Schrecken für die ganze Gefängniswelt war, der ſich an den Gedanken gewöhnt hatte, daß größer als ſeine Macht und Autorität vielleicht nur die Macht Gottes ſei; der im Moment des heftigſten Zornes den Unterthanen drohte, daß er ſie töten könnte und nicht verantwortlich dafür ſei — dieſer große und ſtolze Mann fiel eines Tages von ſeinem Piedeſtal in den Staub und verwandelte ſich plötzlich in einen einfachen bedauernswerten Sterblichen!...

Alles trug zu seinem Unglück bei, so daß sein Sturz unvermeidlich wurde, und weder irdische, noch himmlische Mächte hätten ihn verhüten oder hinausschieben können.

Bei der Gründung des „musterhaften" Gefängnisses zu Schelai hatte die Obrigkeit eine eigentümliche Unklarheit übersehen. Vor allen Dingen war der Zweck dieser teuren und unnötigen Anstalt nicht ersichtlich. Auch die Grenzen der Macht des Vorgesetzten des Gefängnisses waren nicht festgelegt: einerseits war er ein Gefängnisdirektor wie alle anderen, andererseits auch wieder nicht; die Beziehung zu dem Verweser des Gefängnisses schien wie die zu einem Gleichgestellten und zugleich zu einem Untergebenen zu sein. Der Verwalter der Bergwerke beanspruchte natürlich die höchste Macht; Luczesarow seinerseits beanspruchte auch eine völlige Unabhängigkeit, er sah in dem Verwalter nur eine Verbindung zwischen ihm und der höchsten Verwaltung, eine Art Uebergangsstation, deshalb schickte er manchmal seinen Rapport direkt an den Gouverneur; weil man nichts Genaues darüber wußte, hatte diese Eigenmächtigkeit anfangs keine üblen Folgen; nun stellte sich den Machtneigungen des Kapitäns kein Hindernis mehr entgegen. Seine Beziehungen zu dem Verwalter wurden gespannt, fast feindlich. Uebrigens vermochte Luczesarow niemandem Liebe oder Achtung einzuflößen. Auch seine feindlichen Beziehungen zu dem Kosakenoffizier hatten sich bei der Ankunft des Gouverneurs verschärft. Die Aufseher haßten ihn auch mit wenigen Ausnahmen, denn er behandelte sie wie

Laufburſchen oder Dienſtboten, ſo daß einige ſogar den Gefangenen zuredeten, ſich zu beklagen, — auf die ſchwachen Punkte der Gefängnisordnung hinweiſend. Zu dem allen kam noch die Geſchichte mit den Flüchtlingen. Es ſchien, als ob etwas Schlimmes in der Luft läge...

Ich perſönlich konnte nicht glauben, daß die Gefangenen alle ſich im Ernſt beklagen würden. Ueber was in der That könnte man ſich beklagen? Ueber die ſtrenge Ordnung? Ueber die ſchlechte Koſt? Aber das war alles geſetzlich in dem Gefängnis zu Schelai feſtgeſetzt. Faſt verdiente Luczeſarow für ſeinen Eifer gelobt zu werden...

Der einzige Mann, der nach meiner Ueberzeugung ſich beklagen konnte, war ein gewiſſer Dubaſſow, der vor kurzem nach Schelai gekommen war, aber doch ſchon gegen die Gefängnisordnung und beſonders gegen den Sechsäugigen ſehr erboſt war. Dieſer Mann war in vorgerücktem Alter, er ſah ruhig und gelaſſen aus, hatte Familie und war von Beruf Schuhmacher. Die erſte Zeit war er ungemein zufrieden, daß er nach Schelai gekommen war, wo die Gefangenen nach ſeiner Meinung nicht ſo roh waren. Die Gefangenen erkannten mit einemmal in ihm einen Kriecher, von denen es ſchon vorher verſchiedene, wie den Bulanow, gegeben hatte. Das Geſicht des Dubaſſow hatte einen grauſamen Ausdruck und war blaß, ſeine Habichtsnaſe und Augen waren auch nicht ſympathiſch. Doch ſich bei einem Aufſeher einzuſchmeicheln, gelang ihm nicht. Nur zu bald erkannte er die Rückſeite der ſchelaiſchen Einrichtung.

Einer von den Beamten fand einmal in der Werkstatt, wo Dubassow arbeitete, einen Schuhmacherklotz.

„Was sind da für Klötze? Wem gehören sie?“ fragte er verwundert.

„Mir“, antwortete Dubassow ganz naiv.

„Woher hast du sie?“

„Woher soll ich sie bekommen haben? Ich bat den Petkin drum, er hobelte mir sie in dem Bergwerk aus!“

„In dem Bergwerk? Und wer ließ dieselben durch?“

Es begann eine große Untersuchung. Wie es sich ergab, hatte sie keiner von den Aufsehern am Thor durchgelassen — folglich hatte Petkin sie heimlich herübergebracht. Nach der Gefängnisordnung hatte man im Gefängnis nur das Recht, seine Schuhe zu flicken, wozu kein Schuhklotz erforderlich war, jedoch neue anzufertigen, war verboten; wenn aber von Privatleuten mit Erlaubnis der Obrigkeit Bestellungen kamen, so gab dieselbe auf einige Zeit die nötigen Schuhklötze heraus. Daß Petkin nicht ins Karzer kam, verdankte er nur seinem guten Ruf, aber Dubassow bekam einen strengen Verweis, und die Schuhklötze wurden ihm weggenommen. Dubassow war ganz erstaunt, er konnte nicht verstehen, was für ein Verbrechen er begangen hatte, und als abends der Sechsäugige zur Revision kam, wendete er sich mit einer Frage an ihn, aus der man sein verletztes Ehrgefühl heraushören konnte:

„Herr Kapitän, gestatten Sie mir die Frage, welcher Schaden aus den Schuhklötzen entstehen

könnte? Wie Sie wiſſen, ſind dieſelben für einen Schuhmacher unentbehrlich!"

„Halt den Mund!" ſchrie gebieteriſch der Kapitän, dem wahrſcheinlich der Ton bei dieſer Frage nicht gefiel, und ging ohne ein Wort zu ſagen hinaus.

Das Selbſtgefühl des eigenſinnigen Alten war dadurch nur noch tiefer verletzt. Seine Unzufriedenheit war grenzenlos . . . Es war noch keine Woche verfloſſen, als er ſeine Schuhklötze auf irgendwelche Weiſe wieder aus dem Wachtzimmer, wohin ſie gebracht worden, ſtahl. Die Schuhklötze wurden freilich wieder beſchlagnahmt und Dubaſſow in ein finſteres Karzer geſperrt. Dann begann zwiſchen ihm und dem Direktor ein langer eigenſinniger Streit. Dubaſſow, einer von den gutgeſinnten Gefangenen, dem es vielleicht nie eingefallen wäre, gegen die Obrigkeit ſich aufzulehnen, empörte ſich plötzlich. Er weigerte ſich, in der Werkſtatt zu arbeiten. Zur Strafe ſperrte man ihn nicht nur in das Karzer, ſondern verbot ihm auch, ſeine Frau zu ſehen. Ueber einen Monat lang wiederholte ſich der Vorgang; wenn Dubaſſow zu der Arbeit ging, ſo fand man in einigen Tagen wieder die Schuhklötze bei ihm: bald brachte ſie ihm jemand aus der Kobylka, bald hobelte er ſich welche aus einem einfachen Klotz.

Was den braven Kapitän anbetrifft, ſo bäumte ſich ſein Despotismus und ſein Eigenſinn auf, und er drohte, den unglückſeligen Schuhmacher im Karzer verfaulen zu laſſen.

Erſt einige Tage vor der Ankunft des Gouverneurs ließ man ihn aus dem Karzer heraus.

„Ah! man hat mich doch herausgelaſſen?“ murrte Dubaſſow laut, der gewünſcht hatte, während des Beſuchs des Gouverneurs im Karzer zu bleiben. Zu dieſem Zweck brach er einen lauten Streit mit den Aufſehern vom Zaune, und die mußten ihn wieder ins Karzer ſperren.

Der Gouverneur war bei ſeiner Ankunft in Schelai, wie es ſchien, ſchon ſtark gegen Luczeſarow aufgebracht: die Feinde des Kapitäns mochten wohl auch ſeine Fehler und Schwächen übertrieben haben. Der Kapitän kam, wie beim erſten Beſuch des Gouverneurs vor einigen Jahren, gewandt auf ihn zu, aber dieſer gab ihm auffällig zu verſtehen, daß er in Anweſenheit des Verwalters die zweite Rolle ſpielen müſſe. Luczeſarow begriff, worum es ſich handelte. Aber er wollte die Waffen noch nicht ſtrecken und ſetzte den Kampf fort.

Als der Gouverneur ins Gefängnis kam und aus dem Bericht des Dienſthabenden erfuhr, daß Verhaftete vorhanden ſeien, äußerte er den Wunſch, das Karzer zu beſuchen. Da ſpielte ſich vor ſeinen Augen ein rührendes Schauſpiel ab. Dubaſſow war erfinderiſch und hatte Talent zum Schauſpieler: nachdem er ſich ausgezogen, beſchmierte er ſeine Wäſche mit Ruß (auch das Geſicht machte er ſchwarz), zerriß das Hemd am Kragen, und in dieſem kläglichen Zuſtand ſtand er vor ſeinen Gäſten.

Den Kopf tief ſenkend, begann er mit geſpreizten Beinen und gedämpfter, wie aus dem Grabe kommender Stimme zu ſprechen, ſodaß der Gouverneur zuſammenfuhr.

„Ew. Exzellenz! . . . man hat mich hier zu Schanden gepeinigt . . . Retten Sie mich, seien Sie mir ein Vater!“

„Worum handelte es sich, Brüderchen? Was fehlt dir? Bist du krank? Weswegen bist du eingesperrt?“ wandte sich teilnehmend der Gouverneur an den Alten.

Dubassow antwortete ebenso langsam und schwer atmend, daß er seit anderthalb Monaten ununterbrochen im Gefängniskarzer bei Wasser und Brot säße, lediglich deshalb, weil er als Schuhmacher einen Schuhklotz benutzt habe.

„Er lügt, Ew. Exzellenz!“ unterbrach ihn der brave Kapitän, „was Wäsche und Kost anbetrifft, lügt er . . .“

„Man wird Sie nachher fragen“, unterbrach ihn der Gouverneur mit freundlichem Blick und tötlicher Ruhe.

„Ich verstehe nicht, Brüderchen, was du sprichst“, fuhr er darauf fort, sich zu Dubassow wendend:

„Du sitzt im Karzer, weil du Schuhklötze benutzt hast? Bist du Schuhmacher?“

Der Gefangene erzählte die ganze Geschichte ausführlich und fügte hinzu, daß ein guter Schuhmacher ohne Schuhklötze unmöglich flicken könnte.

„Aber was für Schaden kann ein einfacher hölzerner Schuhklotz anrichten?“ Dies verstand der Gouverneur nicht, wie es vorher die Gefangenen nicht verstehen konnten. Der Verwalter, den er fragend ansah, zuckte ironisch die Achseln.

„Ihn herauslassen“, bemerkte der Gouverneur,

und fügte schnell hinzu: „von heute ab jeden Tag seiner Frau erlauben zu kommen."

„Nach der Gefängnisordnung, Ew. Exzellenz, wird Besuch nur einmal wöchentlich gestattet", warf Luczesarow nochmals ein.

Der Gouverneur antwortete ihm nichts und begab sich aus dem Karzer nach dem Krankenhaus. Wunderbarer Weise wußte in einigen Minuten fast das ganze Gefängnis von dem Ereignis, kein Mensch weiß woher ... Die Unzufriedenheit, die sich in langen Jahren angehäuft hatte, konnte wohl ganze Jahre in der Seele schlafen — aber jetzt erwachte sie auf einmal, gleich dem Pulver, in das man ein angebranntes Streichholz wirft, und nahm die Formen einer gewaltigen Kundgebung an ... In jeder Zelle, wo der Gouverneur erschien, erhob sich eine Fülle von Klagen gegen den Sechsäugigen und Bitten um Rettung. Der Gouverneur hörte übrigens nicht alle Klagen zu Ende mit an, und sie mit den Händen abwehrend, sprach er nur:

„Ich weiß schon, es wird alles untersucht werden, beruhigt Euch, Brüderchen! Ich sehe selbst, daß hier viele Ungerechtigkeiten vorgekommen sind."

Der Gouverneur äußerte auch den Wunsch, die Flüchtlinge zu sehen, sah Sochaty lange an und schüttelte dann vorwurfsvoll und mitleidig den Kopf.

„Wie bist du auf diesen Gedanken gekommen?" fragte endlich der alte General „man hätte dich doch totschlagen können! Und was wird die Folge sein? — Ich werde dich bestrafen müssen! Wie denkst du darüber, mein Lieber?"

„Ew. Exzellenz", antwortete Sochaty tief bewegt, „aus Verzweiflung flohen wir! Vor gutem Leben läuft man, wie Sie wissen, nicht weg! Kantaurow hatte nicht mehr als zwei Monate, und doch lief er auch weg . . . Verzeihung, Exzellenz, ich werde auch immer für Sie beten!"

Der General schüttelte wieder schweigend den Kopf.

„Ja, ja", sagte er endlich, „ich werde mir alles merken."

Als er aus dem Gefängnis trat, sagte er laut, wie nachher die Aufseher erzählten, und in Anwesenheit des braven Kapitäns:

„Ich verstehe überhaupt nicht, was für einen Sinn dieses musterhafte Gefängnis hat, das der Regierung soviel kostet."

Das, was er während der ganzen Zeit so nebenbei zu hören bekommen hatte, äußerte er jetzt, nachdem er alles ausführlich untersucht hatte.

Die Einladung des Luczesarow, zu ihm zu kommen und etwas zu essen, lehnte er kalt, aber höflich ab, und ging zu dem Kosakenoffizier. Bei dem letzteren spielte sich der zweite Aufzug des Schauspiels ab: der Kosakenoffizier beklagte sich selbst, auch einige Bauern aus Schelai und einige Aufseher. Der Sechsäugige hatte das Spiel ganz und gar verloren: man gab ihm noch am selben Tag deutlich zu verstehen, daß man ihm gern einen Urlaub auf längere Zeit gewähren würde, zur Erholung seiner Nerven . . .

Man kann sich vorstellen, was der brave Kapitän durchzumachen hatte. Anfangs war er bestürzt,

griff fortwährend mit den Händen an den Kopf, um ſich zu überzeugen, daß es nicht Traum, ſondern Wirklichkeit war. Der Beſtürzung folgte ein tiefer Groll... Wie, er, der ehrlichſte Beamte, nicht nur hier im Gefängnis, ſondern in der ganzen Adminiſtration in Sabaikalje, der ſo fanatiſch der Pflicht, dem Geſetz ergeben war, der während der vier Jahre mit Eifer und Selbſtaufopferung ein muſterhaftes Gefängnis einzurichten ſtrebte und auch etwas erreicht hatte, zum Teufel — er iſt jetzt vor der ganzen Welt und vor den eigenen Untergebenen beſchimpft und erniedrigt worden... Ein ſo ſchmähliches Opfer der niedrigen Ränke von Beamten zu werden! Nun, verlohnt es ſich jetzt noch zu leben, geſchweige denn, Dienſt zu thun?!

Von dieſem Tage an wollte er nichts mehr wiſſen. Auf ſeinen Vertreter wartend, ſaß er, ohne ſich irgendwo zu zeigen, ohne im Kontor zu erſcheinen, zu Hauſe, wurde ſchwermütig und ſchüttete ſein Herz gegen diejenigen aus, die er zufällig ſah, aber keiner fürchtete ihn mehr: es kam ſogar vor, daß die Dienſtboten ihm nicht mehr gehorchten, und der ſtrenge Kapitän beſaß nicht ſo viel Energie, um zu beweiſen, daß die Macht noch in ſeinen Händen war. Er wurde ganz mutlos, und die Kobylka erzählte ſich, daß der Gouverneur ihm ſogar das Betreten des Gefängniſſes unterſagt habe.

Mit jedem Tag wurden die Sträflinge frecher. Die Aufſeher thaten, als ob ſie das Kartenſpiel nicht bemerkten, das jetzt von allen eifrig getrieben wurde. Der rötliche Wirtſchaftshalter erklärte in der Küche

den Gefangenen den Beschluß, daß von diesem Tage an jeder das Recht habe, sich zum Essen etwas zu kaufen, und Thee, Tabak, Zucker könnten sie bei ihm kaufen. Mit glänzendem, einem fetten Fladen ähnlichen Gesicht richtete er in der Küche eine Art Laden ein. Die Speisen wurden wässerig, man konnte sie nicht mehr genießen, die Kranken mußten hungern; sie bekamen weder Brot noch Milch. Daher wurde die heitere Stimmung der Kobylka trüber, und mehrere wünschten schon die alte Ordnung wieder herbei und bedauerten die Entfernung des Sechsäugigen; sie gestanden, daß sie keinen guten Tausch gemacht hätten. Als sich dann das Gerücht verbreitete, daß er noch nicht aus dem Dienst austrete, sondern nur als Direktor nach Algatschi versetzt werde, da erklärten einige von den Gefangenen, sich auch dorthin versetzen zu lassen...

Einmal während der Abendrevision erschien allen unerwartet die bekannte Figur des braven Kapitäns. Sofort trat Ruhe ein, und die Kobylka stand überrascht und erschrocken da. Es waren doch nicht die alten Zeiten wieder gekommen! Der Diensthabende sagte langsam und wirkungslos die Worte des Kommandos, und selbst der Sechsäugige kam gesenkten Hauptes, traurig und nachdenklich, herein, gleich einem abgesetzten Herrscher. Er erlaubte uns wie stets, die Mützen aufzubehalten. Nach dem Gebet hob er plötzlich den Kopf und sah mit dem gebieterischen Blick, wie früher, alle Reihen der Gefangenen durch; dann begann er:

„Was ich sagen wollte, Brüderchen! Wie ihr

wißt, gehe ich weg ..." Seine Stimme zitterte etwas, aber sie wurde sofort härter und klangvoller.

„Zu derselben Zeit, wie verschiedene von euch, bin ich hierher gekommen und gehe auch mit ihnen wieder. Es war eine schwere Zeit. Ihr denkt wohl, Brüderchen, daß die Zeit nur für euch schwer war, daß nur ihr gelitten habt und ich... nur damit beschäftigt war, euch in den Karzer zu sperren und zu bestrafen. Da irrt ihr euch. Jeder von uns muß das thun, was ihm auf der ausgewählten Bahn vorgeschrieben ist. Das Schicksal machte euch zu Sträflingen, mich zum Vorgesetzten des Gefängnisses. Nun sagt, war ich denn wirklich den Gefangenen ein Feind, wünschte ich ihnen Böses? Ich richtete mich immer nach dem Gesetz und... und nach meinem Verstand. Ich war stets dem Gesetz treu, nach dem Grundsatz: wenn du eine Stellung hast, so fülle sie ehrlich aus! Nun, was bekam ich für meine Dienste? Gehe ich denn mit Reichtum weg, den ich hier gestohlen habe? Gehe ich weg, vom Gesetz freundlich behandelt? Bin ich denn mit Orden und Rang belohnt worden? Vielleicht mit euerer Liebe? Nein, das weiß ich, ihr liebt mich nicht... Das habt ihr bewiesen... Aber das weiß ich bestimmt, wenn ich von hier fortgehe, werdet ihr euch mehr als einmal im Guten an mich erinnern... Jedenfalls, wenn ich auch jemand beleidigt habe... nun, auch nur mit einem Wort, entschuldigt mich, behaltet mich in gutem Andenken!..."

Die Stimme des braven Kapitäns begann wieder zu zittern, und er ging auf die Thüre zu. Verlegen

ſchwieg die Kobylka mäuschenſtill... Plötzlich hörte man deutliches Schluchzen aus ihren Reihen ...

„Vä—terchen! Vä—terchen!“ kreiſchte eine Stimme.

Luczeſarow wendete ſich ſchnell um, und ein bis jetzt unbekannter alter Mann trat aus den Reihen heraus und fiel ihm zu Füßen.

„Väterchen — es haben ſich doch nicht alle beklagt, nicht alle!... Wir bedauern dich... Es wird uns jetzt ſchlimmer gehen, viel ſchlimmer... Wir waren unzufrieden, — aber wir waren dumm! Wer wird es denn erlauben, im Gefängnis ſo zu leben wie in der Freiheit? Kann man denn ganz ohne Strenge leben! Antworte mir nur, Väterchen, du wirſt doch nach Algatſchi verſetzt, nimm mich auch mit. Nimm mich mit, Väterchen!...“

Und der Alte fiel, mit Thränen in den Augen, vor Luczeſarow auf die Kniee, dabei zog er die Falte des Mantels an ſich und küßte ſie.

„Nehmen Sie mich auch mit, — Herr Kapitän!“

„Mich auch!“

„Mich auch!“ hörte man in den Reihen Dutzende von gerührten Stimmen.

Luczeſarow war überraſcht: er hatte nichts derartiges erwartet. Es war eine richtige Ovation, die plötzlich ohne jede Vorbereitung aus den aufrichtigen und natürlichen ruſſiſchen Herzen kam... Thränen glänzten in den Augen des Kapitäns; vor Aufregung konnte er einige Augenblicke nicht reden.

„Wie! auch du, Lunjkow, möchteſt mit? und du, Nogaitzew, auch du, Sokolzew?“

„Und wir, alle . . .“

„Wir wollen Sie, Herr Kapitän, nicht verlaſſen!“ ſchrie eine noch größere Zahl von Stimmen.

„Wie, habe ich das verdient, Brüderchen, wie?“ ſagte der gerührte Kapitän. „Zu meinem Bedauern kann ich eure Bitte nicht erfüllen. Ich gedenke ganz fortzugehen . . . Aber ich werde mir's überlegen und eine Antwort geben.“

Und erhobenen Hauptes verließ er das Gefängnis.

Jetzt ſchrie und lärmte alles auf. Man lachte diejenigen aus, die mitgehen wollten.

„Ihr habt wohl zu wenig Hiebe bekommen, noch zu wenig?“

Da ging Sokolzew an mir vorbei. „Du verſtehſt dieſe Politik nicht, Bruder“, ſagte er zu mir mit ſeinem gewöhnlichen weichen Lächeln, „aber wie iſt mir dies Gefängnis ſchon überdrüſſig geworden! — es verſpricht mir nichts, wenn es auch eine neue Ordnung haben wird! Was den Kapitän anbetrifft, ſo hol ihn der Teufel!“

Am Tage nach dieſem Ereignis kam eine neue Gruppe zu 40 Mann an. Die begleitenden Soldaten ruhten einen Tag aus; am anderen Tag mußten ſie andere Gefangene, die zurückgeſchickt wurden, mitnehmen — d. h. mich mit Baſchurow und noch andere, deren Strafe abgelaufen war. Mit uns verließ auch Oſyka das Gefängnis; das freie Kommando 5—6 Mann, unter dieſen mein einſtiger Schüler, ein Tatar, und ein gewiſſer Pawel Nikolajewitſch, ein gutmütiger Alter, der jeden Sommer

als Wächter in den Gefängnisgärtnereien angestellt war.

Endlich kam der letzte Tag meines Aufenthaltes im Gefängnis zu Schelai. Er fiel auf einen Sonntag. Die neuen Gefangenen untersuchte man fast gar nicht, und an demselben Abend ging das Kartenspiel los: es wurde so leidenschaftlich gespielt, wie nie vorher. Man sprach davon, daß jemand sogar Gefängniseigentum verspielt hatte ... Am anderen Tage konnte man das Gefängnis kaum wieder erkennen: in den Zellen war es unglaublich schmutzig, man hörte die Gefangenen singen, man hörte Schimpfreden, man sah Betrunkene ...

„Jetzt geht das musterhafte Gefängnis zu Schelai zu Ende!" sagte im Korridor Steinhart lächelnd zu mir. „Jetzt beginnt eine neue Regierung ... Gehen wir in den Hof, hier kann man nicht atmen. — Ist es denn nicht sonderbar, Iwan Nikolajewitsch, daß dieser Umsturz gerade vor unserem Weggang sich ereignete? Doch, was soll das bedeuten — freuen Sie sich etwa nicht Ihrer Freiheit?"

Mir war es wirklich nicht freudig ums Herz. Wie ein Gefangener, der schon an seine Ketten gewohnt ist, dachte ich betrübt, daß ich in kurzem das Gefängnis, wo ich so viel durchlebt und gelitten hatte, verlassen würde, und es schien mir, als ob ich in diesen Mauern meine Jugend begraben habe, — meine Jugend mit ihren stolzen Träumen; die Freiheit kam zu spät, ich bin so müde, und mein Leben ist zerstört ... Meine Freude wurde auch durch den Ge-

danken getrübt, daß ich zwar frei bin, mein Freund aber noch gefangen ist ...

Ich frug Steinhart nach seinen Verwandten, nach seiner Mutter und nach ihrem Alter. Er machte eine Bewegung mit der Hand.

„Sie ist schon 72 Jahre alt, und in der letzten Zeit haben ihre Kräfte schnell abgenommen. Und wissen Sie, welchen Gedanken sie sich in den Kopf gesetzt hat? Ich fürchte, Sie sind wenig bewandert in dem jüdischen Dogma, deswegen kann Ihnen so eine Phantasie sinnlos, vielleicht sogar häßlich vorkommen, aber mich erschüttert sie sehr ... Lassen Sie sich erzählen: einmal schrieb ich meiner Mutter, daß die Gefangenen von Zeit zu Zeit für ihre Arbeit im Bergwerk Geld vom Bergamt bekommen. Erinnern Sie sich, daß wir auch schon einigemal Geld bekamen ... Ich verdiente so ungefähr fünf Rubel ... Nun, aus eben diesem Anlaß schrieb sie mir: ‚Wiedersehen werden wir uns wohl nicht mehr, weil ich weiß, daß ich bald sterben werde; wenn du 15 Rubel verdient hast, so schicke mir das Geld, damit ich für dasselbe ein Sterbehemd kaufen kann. Dann weiß ich, daß keine fremde Hand, sondern die deine mir die Augen schließen wird!' Was sagen Sie dazu, Iwan Nikolajewitsch?"

Ich sagte nichts, aber es lief mir kalt über den Rücken ...

Plötzlich hörten wir irgendwo hinter dem Krankenhaus einen schrecklichen Lärm und Knall, als ob zu gleicher Zeit einige Schüsse gefallen wären, oder sogar ein Erdbeben stattgefunden hätte. Steinhart

und ich blieben stehen und sahen uns schweigend an: „Das ist doch nicht etwa schon wieder eine Flucht?“ Die Sträflinge liefen überrascht und neugierig durch den Hof nach der Stelle, wo der Lärm stattgefunden hatte. Auch wir liefen hin; unterwegs trafen wir den Walerian.

Rasch öffnete sich das Thor, und es stürzten einige Kosaken mit Flinten herein. Ein interessantes Bild entrollte sich da vor unseren Augen: die Ecke, wo zwei Wände zusammenstießen, war eingestürzt, und es hatte sich eine Oeffnung gebildet, durch die man nicht nur in den Hof des Gefängnisses hineinsehen, sondern durch welche man sogar leicht hätte durchkriechen können. Hinter der Wand sah man schon die erschrockenen Kosaken und Aufseher. Es war eben dieselbe Stelle, an der Sochaty mit seinen Freunden die Flucht gelungen war.

„Nun, Brüderchen, das ist aber ein musterhaftes Gefängnis ... Der Zaun für die Kälber wird ja fester gemacht ...“ lachten die Gefangenen, denen der Vorfall komisch vorkam.

„Haben Sie etwa nicht gehört, — daß diese Wand von den Frauen der Aufseher gebaut wurde?“

Unterdessen ging der Kosakenoffizier hinter die Wand und schrie:

„Und das nennt man ein Gebäude, für das man Tausende von Rubeln verschwendet hat! ... Das ist eine Wirtschaft! ... Was ist jetzt zu machen?! Man muß bis zu der Reparatur die Wachtposten vermehren!“

Den Sechsäugigen sah niemand: vielleicht wollte

er mit seiner Abwesenheit eine völlige Gleichgültigkeit für das, was sich jetzt ereignete oder ereignen konnte an den Tag legen.

„Entsagt etwa der Sechsäugige ganz und gar seinem Posten, daß er nicht für nötig hält, zu erscheinen?“ sagte Baschurow, und gab damit der allgemeinen Stimmung Ausdruck. Lachend und uns unterhaltend, kamen wir an die Fassade des Gefängnisses, an die gewöhnliche Stelle unserer Spaziergänge.

Auf den Treppenstufen, die in die Küche führten, zeigte sich Karpuschka Lipatow. Er hielt einen Kessel in den Händen.

„Hoch! Iwan Nikolajewitsch“, rief er, als er mich mit den Freunden erblickte. „Ich esse Hammelfleisch!“ ...

Und er hob mit den Händen seinen Kessel, der nach allen Seiten einen verlockenden Duft verbreitete, in die Höhe.

Mit seiner an der Seite aufgeschlagenen Mütze, mit seinem zufriedenen Lächeln auf dem Gesicht, mit seinem aufwärts strebenden roten Bärtchen und seinen komisch breitgespreizten Beinen sah in diesem Augenblick Karpuschka Lipatow, der im hellen Sonnenschein stand, überaus malerisch aus! Er schien uns ein verkörpertes Symbol der neuen Ordnung zu sein, die auf den Ruinen des musterhaften Gefängnisses zu Schelai entstand, und der Kessel mit Hammelfleisch in seinen Händen — eine Siegestrophäe der Kobylka.

Inmitten der Bergkuppen.

In einem zweiräderigen Bauernwagen, vor dem ein Pferd vorgespannt ist, sitze ich neben dem Aufseher und fahre in leichtem Trab aus dem Bergwerk Zerentuj nach Kadaja, wo ich für die sogenannte freie Kolonie bestimmt war. Der Aufseher ist übrigens ganz unbewaffnet und mir bloß als Begleiter beigegeben; er führt außerdem meine Dokumente für den Kadajanischen Vorgesetzten mit sich.

Als ob sie meine große Feier der Befreiung mitfeiern wollte, scheint heute die Sonne freundlich vom Himmel herunter, der die letzte Zeit ganz mit kalten grauen Wolken bedeckt war ... Ueber dem Haupt keine einzige Wolke; so klar, blau und zart ist dieser wunderbare Herbstmorgen. Man vergißt gern, daß es schon nicht mehr die ersten Tage des Novembers sind, und es kommt einem vor, als ob der Frühling, der warme, bezaubernde Frühling nochmals die sterbende Natur auferwecken wollte. Warum spüre ich aber im Herzen ein sonderbares, unklares Gefühl, so eine Art Schwermut? Bald ist es mir freudig und leicht zu Mute, bald empfinde ich Trauer um etwas, ich möchte mit einem kindlich-sorglosen Gemüte lachen und da kommen schon Thränen, bittere Thränen, sie ersticken mich fast und brennen ...

Eintönig-erhabenen, traurigen Bildern begegnet überall der Blick auf dem 36 Werst langen Wege von Bergwerk Zerentuj bis Kadaja. Hinten und vorne, an beiden Seiten des sich schlängelnden Weges, wohin auch

der Blick dringt, erstreckt sich ein Meer von Kuppen — dieser kegelartigen Erhöhungen, die wie zwei Tropfen Wasser einander ähnlich sind und durch ihr Aussehen in der Seele eines Fremdlings eine unendlich-wehmütige, krankhaft-unruhige Stimmung hervorrufen. Wie mit einem eisernen Ring umklammern ihre traurigen, entblößten Massen mit dem vergilbten Gras und braun gewordenen Gebüsch den Horizont, und kein Ende nehmen sie, unzählbar sind sie. Ein ganzes Heer Kuppen — eine hinter der anderen, eine Reihe hinter der anderen; da gucken sie von allen Seiten heraus, drängen sich, klettern eine auf die andere, und in der Ferne, am Rande des Himmels, schmelzen die wunderlichen Umrisse der Berge mit den Locken der hinter ihnen heraufschwimmenden Wolken zusammen und versinken in dem bläulichen Nebel des Herbstmorgens ... Kein Bächlein, kein Bäumchen rings herum! Man könnte fast träumen, auf den Fluten eines gewaltigen märchenhaften Oceans zu schwimmen, dessen gelbgrüne Wellen emporgestiegen und auf ewig in ihrem Riesenschwung stehen geblieben waren!

„Wie langweilig ist es bei euch!“ wandte ich mich schließlich an den Gefährten, das lästige Schweigen unterbrechend. „In Schelai sind die Kuppen wenigstens mit Wald bedeckt, hier aber — eine Wüste, der Tod ...“

„Was bemängeln Sie so unser östliches Daurien?“ antwortete der Aufseher, mit der offenbaren Absicht, mich durch seine Bildung zu überraschen: „Leben Sie erst einige Zeit hier — vielleicht wird es Ihnen dann gefallen. Sie werden schon sehen,

was im Frühjahr zum Vorſchein kommt! Kein Vergleich mit Ihrem Rußland!"

„Waren Sie denn in Rußland?"

„Es iſt mir allerdings nicht gelungen, jedoch weiß ich es aus Büchern, auch habe ich viel von ruſſiſchen Leuten gehört. Bei Ihnen iſt die Gegend flach, Acker und Wald — was kann da viel los ſein?"

„Was wird denn bei Ihnen im Frühjahr kommen?"

„Zuerſt kommen die Brände . . . Für unſereinen, für die Bauern iſt es allerdings ein gefährliches Ding, wenn Sie aber Naturſchönheiten ſuchen, dann ſage ich Ihnen — allererſten Ranges!"

„Was ſind das für Brände, erklären Sie mir, bitte?"

Das waren, wie es ſich herausſtellte, die Grasbrände. Irgend ein Wanderer zündet das trockene vorjährige Gras an, und das Feuer greift um ſich mit einer unaufhaltſamen Schnelligkeit. Ein großartiges Schauſpiel tritt in der Dunkelheit der Nacht vor die Augen; in einer Entfernung von Dutzenden von Werſt unterſcheidet man ſchon die glänzende Flamme, und die in der Nähe brennenden Kuppen, gierig von einer Stelle auf die andere rieſige Feuerzungen hinüberſtreckend, erzeugen eine wahrhaft lähmende Vorſtellung von feuerſpeienden Bergen . . .

„Und dann, was für eine Menge Blumen wir haben!" fuhr der redſelig gewordene patriotiſche Aufſeher fort, „Sie werden kaum anderwärts ſo viel finden. Zuerſt kommt das Tauſendblatt . . . Ehe noch der Schnee geſchmolzen iſt, glänzt er ſchon auf der

Sonnenseite in seiner Pracht. Nachher kommen die Marienwurzeln."

„Werden die gegessen?"

„Das nicht! Das sind auch Blumen . . . Sie entfalten sich, wie große Tassen, weiß, rosa. Das ganze Feld schimmert weiß. Es entströmt ihnen ein süßer, äußerst süßer Duft! Es giebt noch kleine Thäler — mit Maiglöckchen bedeckt. Auch wilde Lilien und Rosmarin blühen brav . . . Wenn Sie ein Jäger sind, so werden Sie in ganz Sibirien vielleicht keine bessere Gegend für das Wild finden: Enten, Haselhühner, Birkhähne haben wir in unendlicher Zahl. Was aber Lieder anbelangt, so ist schon von den Lerchen allein im Sommer die Luft erfüllt! Die Kuckucks — nicht zu zählen. Sie lassen einen nicht in Ruhe, die verfluchten Kerls: jede Kuppe hat ihren Kuckuck, und fortwährend rufen sie einander zu, in einem fort. Im Frühjahr und im Sommer ist es schön bei uns. Ja, im Winter oder wie jetzt, am Ende des Herbstes, ist es selbstverständlich eine andere Sache, außer Wölfen ist nichts da. Wo aber, sagen Sie, bitte, giebt es nicht im Winter Wölfe und Schnee?" beendete der Erzähler den Lobgesang auf seine Heimat.

Der kurze Tag ging zur Neige, als wir, über den Fluß Borzja hinübergefahren, endlich das Ziel unserer Fahrt erreichten. Unseren Augen zeigte sich ein ziemlich großes Dorf mit drei langen parallelen Straßen; Kadaja ist aber in einem solchen engen, finsteren Becken gelegen, von beiden Seiten wird es von so drohenden Bergmassen umklammert, daß es den Ein-

druck von etwas Kläglichem, Niedergeschlagenen, Hilflosen macht . . . Die rechte Seite des Dorfes ist gebirgig — sie schmiegt sich an diejenigen Kuppen an, wo sich die silberreiche Grube befindet; die linke hingegen stellt ein niedriges, sumpfiges Thal vor, hinter diesem Thal aber steigt in fast senkrechter Wand ein Riesenfelsen empor, der die ganze Umgegend beherrscht. Er scheint in der Luft zu hängen und droht jeden Augenblick herabzustürzen und die zu seinen Füßen lebende Bevölkerung unter seinen Trümmern zu begraben. Hier hat wirklich einst ein Absturz stattgefunden, vielleicht sogar ein künstlicher; das bezeugt die entblößte, unglatte Seite des Felsens, die gegen das Dorf gerichtet ist, und ein Haufen unten liegender Blöcke und Bruchstücke von Granit. Einöde und Kälte starrt einem von dieser halbzerstörten und doch noch immer unzugänglichen Festung entgegen. Unwillkürlich betrachtete ich sie die ganze Zeit, während wir in der Richtung nach dem Gefängnis das Dorf hinauf fuhren.

„Sehen Sie da die Kreuze?“ fragte der Aufseher, auf einen kleinen Hügel links vom Felsen zeigend.

Ich konnte in der bereits hereingebrochenen Dämmerung nichts mehr unterscheiden.

„Ein Kirchhof, was?“

„Nein, der Bauernkirchhof ist da drüben, auf der anderen Seite des Dorfes. Hier sind die Polen begraben.“

„Was für Polen?“

„Verbrecher . . . Es gab doch hier eine Masse. Es ist auch ein Russe darunter, Michajlow.“

„Michajlow?“

Ich erinnerte mich augenblicklich, daß in eben dieser Gegend der einst bekannte Dichter und Schriftsteller aus den 60er Jahren, der talentvolle Uebersetzer der Gedichte von Heine, Michail Larionowitsch Michajlow, lebte und starb. Ich erinnerte mich auch, daß in dem Kadainischen Bergwerk einst auch der noch berühmtere Verfasser der „Abrisse der Gogolschen Periode“ (N. Tschernischewsky) lebte. Ich begann lebhaft meinen redseligen Gesellschafter über jene Zeiten und jene Menschen auszufragen, es stellte sich aber heraus, daß er selbst auch gar nichts wußte außer den Namen und den nackten Thatsachen.

„Es werden sich sicher alte Leute finden, die es Ihnen genau erzählen können“, tröstete er mich, als er meine Neugierde und meine Betrübtheit merkte.

Ich strengte die Augen an und fuhr fort, in die graue dämmernde Ferne hineinzublicken; plötzlich schien es mir, als ob ich auch auf der Spitze eines Hügels eine lange Stange sähe... Mein Herz schlug rascher, das Haupt hob sich höher empor bei dem Gedanken, daß dieser Ort, wo mir, einem unbekannten Wanderer, zu leben beschert ist, durch das Leben von Menschen einer der merkwürdigsten Epochen der russischen Geschichte markiert ist, und was für Menschen! Und meine Lippen flüsterten unwillkürlich den Vers aus der bekannten Widmung des Dichters an seine Freunde:

„In der trostlosen Finsternis der Verbannung
Werde ich unverzagt warten aufs Licht . . .“

Ich bemerkte nicht, wie wir an die Wohnung des

Vorſtehers Koſtrow herangefahren waren. Der letztere ließ nicht auf ſich warten und kam ſofort herausgerannt, in Pantoffeln und einem bunten Hausſchlafrock mit Quaſten. Es war ein kleiner raſierter Herr in den mittleren Jahren mit einem dicken herunterhängenden Bauch und einem runden gutmütigen Geſicht, das etwas unnatürlich gerötet war. Aus ſeinem Munde roch es nach Zwiebeln oder vielleicht nach etwas noch Verdächtigerem.

„Aha!“ rief freudig Koſtrow, als er uns bemerkte, „da biſt du, Jegorow? Und ich erwartete dich bereits geſtern.“

Und nachdem er dem Aufſeher und mir die Hand gedrückt hatte, führte er uns in ein geräumiges, hohes Zimmer hinein, das durch faſt vollſtändige Abweſenheit von Möbeln glänzte; dafür ſtand aber in der Ecke gemütlich ein kleiner Tiſch mit allerlei Karaffen und einem Imbiß bedeckt.

„Wollen Sie nicht, meine Herren, nach der Reiſe ein Gläschen Hieſigen hinter die Binde gießen? So, ſetzen Sie ſich her. Ich lebe auf Junggeſellenfuß — ſehen Sie, was für eine Leere ringsum! Nur in dieſer Beziehung (der Dickwanſt klopfte ſich lachend den Bauch) liebe ich keine Leere ... Soeben war der Malzewſche Inſpektor bei mir zu Beſuch, na, da haben wir denn ein wenig ... Sie ſind ihm nicht begegnet?“

Nachdem ich den Branntwein abgelehnt, ließ ich mich voller Neugier auf einem Stuhl nieder. Koſtrow fuhr fort zu plaudern und richtete die Rede an mich:

„Schon lange gab's in unſerer Gegend keine Ar-

reſtanten Ihrer Art. Wiſſen Sie, alles Schpanka! Solche Hallunken, ſage ich Ihnen, die man nur mit Karzer und Rutenbündeln zähmen kann!"

„Wie? Sie ſchwören noch auf die Rute?" forſchte ich neugierig.

„Nun, beſter Herr, Sie ſollten mal mit ſolchem Volk leben!"

„Ich that es ja."

„Eh, Ihr Leben — das war eine andere Geſchichte ... Nein, Sie ſollten mal über drei- oder vierhundert ſolcher Tauſendſaſſas das Regiment führen müſſen, und Sie müßten den hohen Vorgeſetzten für Ordnung im Gefängnis und fürs Gelingen der Arbeiten einſtehen, dann, nur keine Bange, dann würden Sie wohl ein anderes Lied ſingen. Dann würden Sie begreifen, was es heißt, in der Haut eines Inſpektors zu ſtecken! Beſonders dieſe Teufelsweiber machen mir zu ſchaffen, der Geier ſoll ſie holen, das Geſindel! ... Sie müſſen mich ſchon entſchuldigen ... Aber ſagen Sie ſelbſt, bitte: na, was fang ich wohl mit ſo einer wegen Grobheit oder anderer ſchöner Sachen an? Es iſt ja jetzt verboten, unſeren Mitſchweſtern die Rute zu verabreichen ... Ha—ha—ha! Die Menſchenliebe iſt jetzt bei uns in Schwung gekommen, die Aufklärung ... Aber ich will aufrichtig zu Ihnen ſein: wahrhaft, da vorm Heiligenbild ſag' ich's, wahrhaft bedauerlich muß ich's finden, obgleich ich fürchte, in den Ruf eines ... wie heißt das Zeugs? Reti — — Renegaten — ja? zu kommen. Ich bitte Sie, meine Herren! Mit Fußketten war ich gezwungen, ſo ein Dämchen hier

zu feſſeln — wiſſen Sie, wegen Unzucht ... Nun, was denken Sie, was für einen Treffer ſie mir ins Geſicht losließ? ‚Ich pfeif was', ſagt ſie, ‚auf deine Beinſchellen! Alles, gelt, wirſt du mir ja wohl nicht feſſeln? Mein Teil hol ich mir auch noch in Beinſchellen!' Verſtehen Sie?! Na, was machen Sie alſo mit ſolch 'ner ſchamloſen Kreatur, wenn man das Rabenaas nicht auspeitſchen kann?"

„Aber ſind denn alle ſo?" verſuchte ich einzuſchalten.

„Am Ende werden ſie alle ſo, bitte, verteidigen Sie ſie blos nicht. Ja, beſinnſt du dich noch, Jegorow, auf die Maſchka Dergunowa?" wandte er ſich plötzlich an den Aufſeher, der mich herbegleitet hatte. „Die ſitzt doch ſchon wieder bei mir in Haft."

„Können Sie ihr noch immer nicht jene Albernheit aus dem Kopfe jagen?" erkundigte ſich Jegorow teilnehmend.

„Nein! ja, denken Sie nur", kehrte ſich im hellſten Jähzorn Koſtrow aufs neue zu mir, „ſie, ſolch Gelichter, wagt mich zu ſchimpfen ... mich, den Zuchthausinſpektor!"

„Ins Geſicht?" fragte ich.

„Na, das fehlte noch gerade ... Da würde ich ja rein aus der Haut fahren! Aber man hinterbringt es mir, alle wiſſen's ja, die Kobylka hört es ..."

„Was thut das denn? Das Sprichwort ſagt: hinter dem Rücken —"

„Nun, nein, das laß ich nicht zu! Daß den Gefängnisinſpektor — — irgend eine Zuchthausdirne —? Sie denkt, ſehen Sie, daß, wenn man eine hübſche

Fratze und eine scharfe Zunge hat, dann einem der Teufel selber nichts thut! Nein, du spaßt wohl. So lang du nett warst — war man auch zu dir nett; du aber wolltest im ganzen Bergwerk zum Allerweltsgebrauch . . ."

Kostrow biß sich auf die Lippen; er fühlte, daß er zu viel sagen könnte.

„Freilich —" gab er dem Gespräch plötzlich eine andere Richtung, „freilich sage ich nicht, daß man ein Barbar sein soll, wie z. B. der Gribanow, der noch unlängst Inspektor in Serentui war, haben Sie nicht davon gehört? Im eigentlichen Sinne des Wortes war er kein Barbar, und die Sträflinge liebten ihn sogar; nur wenn er einmal an das heimatliche Wässerchen kam, Ausschank der Gebrüder Jelissejew oder Popow, dann — gnade dir Gott! Dann wurde er ein wahrer Satan, konnt schier Vater und Mutter totschlagen. Nun, und da passierte ihm folgende Geschichte . . . Er kommt betrunken ins Gefängnis, und ihm begegnet ein Arrestant. ‚Wohin? — wie kommst du hierher?' ‚Zum Feldscherer, Euer Wohlgeboren, einen Zahn ausziehen, der mir sehr weh thut.'

‚Eh, er thut weh?' Batz, bekam er eins in die Zähne, batz zum andern Mal. Der Arrestant brüllte natürlich aus vollem Halse.

‚Ah! du empörst dich gegen mich?! Aufseher, Ruten her!' Und der Aufseher zeigt sich auch als Einfaltspinsel — läuft hin und bringt die Ruten. Gribanow streckt an Ort und Stelle, mitten im Hof, den Arrestanten hin und peitscht ihn eigenhändig durch. Bemerken Sie wohl: ohne Schuld und ohne Rich-

terſpruch, am hellen, lichten Tag, mitten auf dem Hof des Hauptgefängniſſes und zehn Schritt weit von der Wohnung des Amtsvorſtehers!"

„Na, ging ihm denn das ſo durch?"

„Hm ... nein! Er hatte ſchon zu ſehr über die Schnur gehauen. Gribanow that uns allen leid, das iſt wahr — alle bedauerten ihn, der Amtsvorſteher ſelber — aber er war genötigt, ihn unverzüglich zu verabſchieden. Das ſage ich eben: ſo weit mich zu vergeſſen, ſelbſt in betrunkenem Zuſtand, das wäre ich nicht imſtande! Oder, wenn wir Ihren Lucze-ſarow nehmen? Man ſagt ja, das ganze Zuchthaus habe geächzt und geſtöhnt, bis er ſich ſelber die Hörner abſtieß ... Er trug die Naſe ſchon gar zu hoch, obgleich — was war er denn eigentlich ſo beſonderes? Ein kleines Armee-Hauptmännchen, gar nichts weiter, hat im Seminar den Kurſus nicht beendet ... Na, und ich ... ich verhehl' es nicht: ich bin ein Menſch ohne alle Bildung, ich habe die Gebirgsſchule nicht beendet... Na, deswegen habe ich auch keine hohe Meinung von mir! Da fragen Sie mal über mich die hieſige Kobylka ... ausgenommen, verſteht ſich, die Weiber ... fragen Sie abſichtlich: ich wette — Sie hören kein böſes Wort! Wenn ich auch die Ruten preiſe, in Wirklichkeit prügele ich ſehr ſelten, und auch dann meiſtens auf höheren Befehl. Ich bin ein einfacher Menſch — gerade heraus geſagt, ein Bauer ... Und ich ſage Ihnen ohne Hinterliſt: es wär' ein ganz anderes Ding, wenn's nur erlaubt wär', die Weiber mit Ruten zu prügeln ... Na, dann würd' ich's ſchon nicht aushalten kön-

nen! Ha—ha—ha—ha—ha! würde bei allen ohne Unterſchied ein biſſel vorſprechen, bei Unſchuldigen und Schuldigen ... Weil das Weib — entſchuldigen Sie ſchon meine Aufrichtigkeit — das Weib ... ſage ich Ihnen, das iſt meine ſchwache Seite."

Ich eilte, dieſe betrunkene Offenherzigkeit mit der Frage zu unterbrechen, ob unter dem Perſonal der Zuchthaus-Adminiſtration ſich auch Leute mit höherer Bildung befänden.

„Mit höherer? O jeh, was Sie auch alles wollen! Ho—ho—ho—ho—ho! ja, fragen Sie doch lieber, ob's welche mit mittlerer giebt? Das können wir ja an den Fingern abzählen. Luczeſarow — Seminariſt, der den Kurſus nicht beendet hat. Ich — hab die Gebirgsſchule nicht beendet. Der Inſpektor von Uſtj-Kary — ein einfacher Unteroffizier, der kaum leſen und ſchreiben kann; und der Malzewſche — iſt noch einer von den Soldaten Nikolais. Wahrlich, ein prächtiger alter Knabe, er ſteht ſeinen Mann beim Trinken, und verſteht ſeine Sache ausgezeichnet, aber kann nur mit Mühe ſeinen Namen kritzeln ... Der Algatſchinsker — das iſt ſo ein Polackchen, ſcheint früher als Polizei-Wachtmeiſter gedient zu haben; der Inſpektor vom Alexandrowſchen Armenhaus iſt auch ſo'n Schlaufuchs ohne die geringſte Erziehung. Na, und wer iſt noch da? Der Dirigent des Serentuiſchen Bezirkes hat, mit Not und Müh, die Bergſchule durchgemacht; nur hat er Konnexionen, und ſeine Frau — eine Goldgrube ... Und erſt der Bezirksdirigent! Noch höher hinauf, Väterchen, können wir: Der Aſſiſtent des Amtsvor-

ſtehers der Zwangsarbeitshäuſer hat beim einfachen Kanzleiſchreiber angefangen ... Mit einem Wort, wenn man die Wahrheit ſagen ſoll, ſo iſt bei uns nur der Amtsvorſteher ſelber der Mann, der für alle einſtehen kann!"

„Und was iſt er denn?"

„Er iſt von der Akademie ... Das, Beſter, das iſt ein Kopf! ... So iſt's alſo mit uns beſtellt, ha—ha—ha—ha—ha! Nur das muß ich Ihnen ſagen, ſolche Entſchloſſenheit, ſolche Kühnheit haben wir alle nicht, auch Ihr Lucjeſarow nicht, wie der verſtorbene Barkowsky; der, wirklich, der verſtand's, das Zuchthaus am Schnürchen zu halten, und wodurch? mit der Rute natürlich. Es kam vor, daß alle zitterten, wie Eſpenlaub, wenn nur das Gerücht ging, daß er kommt. Und iſt etwa viel Zeit ſeither vergangen? Ich habe noch bei dieſem Amtsvorſteher gedient, und mir iſt wohl bekannt, daß Innocenz Pawlowitſch, überhaupt ein Menſch mit ſehr weichem Herzen, auch damals ſchon gegen die körperlichen Züchtigungen war. Mehr als einmal hat er zu Barkowsky geſagt: „Sie könnten doch wohl etwas milder ... Wenn's ohne das nun einmal durchaus nicht geht, ſo rühren Sie wenigſtens die Frauen nicht an." Aber der ſcherte ſich den Teufel drum, fuhr fort, zu prügeln und zu ſchinden. Denn es war Geſetz: Es iſt geſtattet, Frauen gleichfalls zu peitſchen wie die Männer — na, und geradezu verbieten konnte ihm das niemand."

„Warum hat denn der Amtsvorſteher, ſolch

weichherziger Menſch, wie Sie ſagen, ſich ſolch einen Aſſiſtenten gehalten?"

„Warum? Mein Beſter, für ihn war's unumgänglich nötig, Barkowsky neben ſich zu haben, ſonſt hätt' man ihm am Ende eben der Weichheit wegen ſelber den Kopf nicht gerade geſtreichelt."

„Indeſſen, jetzt iſt Barkowsky ſchon lang nicht mehr — und gar nichts . . ."

„Na, ich ſag's ja, daß die Zeiten ſich geändert haben! Ich möchte ja die Maſchka z. B. durchfuchteln, aber bei mir heißt's: nicht anrühren! . . . Ha—ha—ha! Ho—ho—ho! In die Zelle kannſt ſie ſperren, ſo viel du willſt, aber Ruten für ein Weib giebt's nicht, weil bei uns jetzt Aufklärung herrſcht, Europa . . . Hohohohoho!"

Ich begann, mein Abſchiedskompliment zu machen.

„Nun, und was betreffs Ihrer Arbeit?" ſtotterte Koſtrow.

„Welcher Arbeit?"

„Ja, Ihrer . . . Bei uns, wiſſen Sie, iſt's in der Beziehung ſtreng: ſowie ein neuer Arreſtant eingetroffen iſt, wer er auch immer ſei, am folgenden Tag gefälligſt ins Bergwerk!"

Ich erklärte, daß ich wegen meines kränklichen Zuſtandes ſchon lange durch den Arzt auch im Gefängnis von der Arbeit dispenſiert worden ſei.

„Aha, ſo haben Sie ein ärztliches Zeugnis?" freute ſich der Inſpektor. „So iſt die Sache wunderſchön! Mit der Medizin leben Sie drauf los wie in Abrahams Schoß; wir rühren Sie mit keinem Finger an."

„Und wo, gestatten Sie die Frage, soll ich meinen Wohnort nehmen?“

„Ja, wo nur? In die Arrestanten-Baracken werden Sie wohl nicht wollen, geh mir einer, mit der Schpanka zusammen leben? Wenn Sie bemittelt sind, so können Sie im Dorf bei einem beliebigen Bauer sich eine Wohnung mieten. Jegorow! ja, wenn du den Herrn zu deinem Brudersohn führtest? Er hat ja wohl zwei Hälften in seinem Haus da?“

Jegorow erklärte sich einverstanden, und nachdem ich mich von dem originellen Inspektor verabschiedet hatte, traten wir auf die Freitreppe hinaus. Es war ein dunkler, sternloser Abend. Plötzlich wurde die Thür hinter uns wieder hastig geöffnet, und ich hörte Kostrows Stimme:

„Kommen Sie zurück, kommen Sie auf eine Minute zurück! Ich hab' ganz vergessen: es ist ja ein Brief für Sie da ... Nein, dies Gedächtnis!“

Ich kehrte schnell in das Zimmer zurück. Unter unordentlich zusammengeworfenen Papieren in einer Tischschublade wühlend, suchte der Inspektor endlich den Brief heraus und öffnete ihn in meiner Gegenwart.

„Geht nicht anders, bester Herr, die Form verlangt das ... Erlauben Sie, ihn nur so, mehr aus Neugier, zu durchfliegen. Hm! hm! von Ihrer Schwester ... freut sich, daß Sie in die freie Kolonie gekommen sind, hat das Telegramm erhalten ... So, so, na, wer wird sich da nicht freuen! Na, freuen Sie sich auch: sie nimmt sich vor, zu Ihnen zu reisen ... im Frühling!“

Mir versagte der Atem. Ich riß beinahe aus Kostrows Händen den kostbaren Brief, und vor freudiger Aufregung die Füße unter mir nicht spürend, stürzte ich fort. Ich erinnere mich dunkel, daß wir bei vollständig hereingebrochener Finsternis an irgend einer Bauernhütte vorfuhren, und in eine enge, dumpfe Behausung traten, wo uns die reine babylonische Sprachverwirrung entgegentönte: in der Wiege weinte ein Kind; im Winkel quiekten ungefähr ein Dutzend kleiner Ferkelchen, und ihnen sekundierte der grunzende Baß ihrer zärtlichen Mutter; in der anderen Ecke brüllte ein neugeborenes Kalb, und unter dem Herd hervor tönte das unruhige Geraschel von zehn Hühnern ... Dunkel erinnere ich mich der Einzelheiten meiner ersten Bekanntschaft und Unterhaltung mit den Wirtsleuten; es wurde beschlossen, daß ich hierselbst, in Gesellschaft der Ferkel und der Wirtsleute selber, die Nacht verbringen sollte, am Morgen aber würde man mir „das Zimmer" reinigen und durchheizen, über welches ich für fünf Rubel den Monat Alleinherrscher sein sollte. Erschöpft und zugleich aufgeregt, hatte ich für all dies sehr wenig Interesse übrig und benutzte die erste Möglichkeit, beim Schein eines Talglichtstümpfchens, eilig und mit zitternden Händen das geweihte Schreiben zu entfalten.

Fast bis zum Morgengrauen wälzte ich mich auf meinem harten Lager ohne Schlaf, machtlos, die schweifenden Gedanken zu bezwingen.

Du Liebe, Gute, du Prachtmädchen! Woher nahmst du so viel Zärtlichkeit und Liebe zu deinem

fernen Bruder, den du ja nur aus dunkeln Kindheitserinnerungen und durch sein trauriges Schicksal kanntest?! Welch endlose Güte und feinstes Empfindungsvermögen für fremden Kummer und fremdes Leid, welch Fernsein von Sorge um eigenes Glück, um das eigene junge, kaum erblühte Leben — wehte mich immer aus deinen lieben, naiv entzückten Briefen an, aus diesen wundervollen, kristallklaren Briefen, die mich ermutigten und trösteten in den gramvollen Jahren des Exils! —

Ich erinnerte mich Tanias als eines zehnjährigen, unansehnlichen kleinen Mädchens mit träumerischen blauen Augen und einem unkindlich-ernsten, fast schwermütigen Ausdruck auf dem mageren Gesichtchen. Aber die Innenwelt meines kleinen Schwesterchens beschäftigte mich im wesentlichen sehr wenig (ich war bedeutend älter als sie); wir lebten unter einem Dach jeder sein gesondertes Leben und waren für einander bekannte Unbekannte. Und dann, als ich für lange Zeit das Haus verließ, verlor ich sie gewissermaßen ganz aus dem Gesicht. Wir wechselten nie Briefe miteinander.

Der erste Brief der Schwester erreichte mich schon auf dem Wege nach Sibirien, und ich könnte heute unmöglich den Eindruck wiedergeben, den dies heiße zusammenhangslose Liebesstammeln des vierzehnjährigen Mägdleins auf mich machte. Sie schwor, ihr ganzes Leben bis zum letzten Hauche ihrem verstoßenen, von allen vergessenen und gebrandmarkten Bruder weihen zu wollen; sie umgab sein Andenken mit solch einer Aureole von Ehre und Heldentum,

erhob ihn auf ſolch ein Piedeſtal der Verehrung, daß, ich geſtehe es, mich ein ſchamvolles und ſchmerzliches und unendlich ſüßes Gefühl erfüllte ... Und im Verlauf von vielen Jahren verging ſeitdem nicht eine Woche, wo mir nicht ein neuer Bote von Hoffnung und Licht zugeflogen kam in Geſtalt des kleinen Briefkouverts mit einer Aufſchrift von nervöſer, halb kindlicher Hand, die mir mit jedem Mal bekannter, teurer ward — — —

Indeſſen legte ich Tanias Träumereien von einem Wiederſehen mit mir, Träumereien, welche ſie unermüdlich in all ihren Briefen ausſprach, lange Zeit hindurch keine ſonderliche Bedeutung bei: es giebt vieles, wovon Backfiſchchen träumen! Ja, ſelbſt meine Ueberführung in das freie Kommando, an welche Zeit ſich dieſe goldenen Träume knüpften, war ja noch ſo weit entfernt! —

Doch da war faſt unmerklich die Zeit vergangen, und die Befreiungsſtunde ſchlug. Und noch hatte ich nicht der Schweſter die ganze Unbeſonnenheit ihres Planes, freiwillig in die Verbannung zu ziehen, ernſtlich klarlegen können, als ſie mir auch ſchon ihren feſten, unwiderruflichen Entſchluß ankündigte, mit Frühlingsanfang die weite Reiſe anzutreten. Zu anderer Zeit und unter anderen Umſtänden hätte mich dieſer Brief wahrſcheinlich tief betrübt, ſowie viele andere an meiner Stelle, aber in dieſer Minute ... ach, ich fühlte nur eins, daß Freude, unſinnige, grenzenloſe Freude meine Seele mit heißer Woge überſtrömte, und daß ich ſchwach, ſchwach wie ein Kind, zu irgend einem Widerſpruch war! Glän-

zendes Licht funkelte in dem Dunkel vor mir auf und blendete den müden Wanderer . . . O, welch unaussprechliche nie zuvor empfundene Glückseligkeit! Noch einige Monate trauervoller Einsamkeit — und es erfüllt sich der goldene Traum . . . Nach so vielen Jahren eines ununterbrochenen Alpdrucks voll Kränkungen, Leiden, Erniedrigungen jeglicher Art kann ich mich endlich an eine mir frei ergebene Freundesbrust schmiegen, wo ich all die im Herzen zurückgestauten Thränen ausgießen kann, wo ich all das Ungesagte, stolz vor fremdem Blick Verborgene aussprechen kann . . .

Der erste Winter in Kadaja ward mir indessen nicht leicht. Noch jetzt kann ich nicht ohne Schaudern daran denken. Meine Wohnung erwies sich als furchtbar kalt, da sie, wie die Mehrzahl der Bauernhütten jenseits des Baikalsees, keine doppelten Fensterrahmen hatte und von den dicht von oben bis unten befrorenen Fenstern eine Kälte ausströmte, von der man sich keine Vorstellung machen kann. Mit den schlecht mit Moos und Werg verstopften Wänden stimmte der abscheuliche, wenig wärmende und gräßlich rauchende Ofen vollkommen überein. Aber warum nur suchte ich mir keine andere, bessere Wohnung? Vielleicht ist es lächerlich, aber es schien mir damals aus unaufgeklärtem Grunde schrecklich ungelegen und eine Schande, meinen Wirtsleuten zu erklären, daß ich mich nachts beinah buchstäblich in einen Eiszapfen verwandelte, und daß es nichts schaden würde, etwas mehr Holz in den Ofen zu stecken:

Das Fernſein von Menſchen und vom Leben, das aus mir einen in ſich verſchloſſenen, menſchenſcheuen Geſellen gemacht hatte, forderte beſonders im Anfang ſein Recht. — Das erfahrene Auge der Wirtin ſah natürlich von ſelber die beweinenswerte Beſchaffenheit meiner Behauſung, und nicht ſelten ſagte ſie mir zum Troſt, während ſie einen winzigen Arm voll Holz herbeibrachte:

„Ja, wie ſoll einer hier nicht ſtarr werden? Sie ſitzen immer allein und allein, die Bücher da wärmen freilich nicht ... Wenn Sie halt Familie hätten, und Menſchen ſich in der Hütte rührten — dann wär's gleich ein ander Ding. Bei uns, da ſind halt die Kinder, die Ferkelchen ..."

Die Politik des übermäßigen Zartgefühls brachte in Bälde ihre Früchte — der zurückgekehrte Rheumatismus warf mich nieder und feſſelte mich für mehrere Wochen beinah ganz ans Bett. Das waren furchtbare Wochen, wo ganze Tage lang niemand auf einen Augenblick zu mir kam, und ich niemand hatte, den ich um Hilfe anſprechen konnte. Ich wundere mich, wie ich trotz alledem am Leben blieb und endlich wieder auf die Füße kam. Erſt Ende März begann die Kälte nachzugeben, und mit dem Beginn der wärmeren Jahreszeit kehrte auch meine Geſundheit zurück. Und zugleich mit der körperlichen Kraft kam auch der ſeeliſche Mut zurück und die Träume von der baldigen Ankunft des teueren Gaſtes. — Ich ging thatkräftig daran, meine Wohnung in Ordnung zu bringen und bemühte mich, ſie gemütlicher und freundlicher zu machen. Die Wände und die Decke

wurden glänzend weiß getüncht, der Ofen ausgebessert; es erschienen die unumgänglich nötigen Wirtschaftsgegenstände und das eine und andere Stück Möbel. Ich lief nicht wenig eifrig in die Arrestantenbaracken, wo die Unverehelichten der freien Kolonie wohnten, und führte Gespräche mit Tischlern, Schlossern und anderen Handwerksleuten.

Einmal, an einem strahlenden Frühlingstag ging ich, freudige Helle in der Seele, an der Arrestantenschmiede vorbei und konnte mich nicht enthalten, da ein wenig hineinzuschauen. Ein wohlbekanntes Bild bot sich mir dar. Laut brummte der Blasebalg, die Hämmer pochten wütend, vom rotglühenden Eisen flogen die Funken umher. Der Schmied und ein Hammerschläger begrüßten mich mit höflicher Verbeugung, (alle Zwangsarbeiter in Kadaja kannten mich schon lange von Gesicht). Meine Aufmerksamkeit lenkte sich sofort auf den hochgewachsenen schönen Schmied mit pechschwarzen Haaren und einem sinnendtraurigen Ausdruck in den dunklen, sammetweichen Augen. Alle Bewegungen dieses Mannes erschienen ungewöhnlich weich, fast elegant, aber die schön gezeichneten, feinen Lippen waren schweigsam, streng geschlossen. Es war bei mir gleich ausgemacht, daß vor mir ein Gruſiner oder Lesghier stünde, und ich war sehr erstaunt zu erfahren, daß Andreas Bußow ein ganz gewöhnlicher Bauer aus dem Tulaschen Gouvernement sei. Seine Kameraden nannten ihn übrigens den Zigeuner.

„Er sehnt sich immerfort nach seiner Duniaschka!“ winkte ein junger Bursch am Blasebalg, der bemerkt

haben mußte, daß ich kein Auge von Bußow verwandte, spottend zu ihm hinüber.

Die Lippen des Letztern kräuselten sich leicht zu einem verächtlichen Lächeln, aber er fuhr fort zu schweigen.

„Ist Ihre Braut gar in Tula geblieben?“ fragte ich in dem Wunsche, den schönen Schmied zu einem Gespräch zu veranlassen; aber der flotte Hammerschläger beeilte sich, für ihn zu antworten.

„Warum in Tula? hier just im Bergwerk . . . Die Zierde von unsrer ganzen Gesellschaft — Awdotia Phinogenowna! Geht stolz wie 'n Pfau, wie 'n weißer Schwan im Wasser blau, als ob man in die liebe Sonne schaut! Nu werden 's schon sehen, wenn Sie 's noch nicht gesehen haben. Kostrow selber hat seine habsücht'gen Glotzen nach ihr aufgerissen, aber nein, Bruder — bist schief gewickelt, schluck 's 'runter! Will's gestehen wie'n armer Sünder, hab' mich selbst ein bissel 'rangemacht: Haltets mit uns, Awdotia Phinogenowna! Wir haben halt auch kein Stroh im Kopf, seid mir a bissel lieb und gewogen . . . Bin schön angekommen! — Solche Leute, spricht sie, wie du, schüttele ich noch aus dem Aermel raus . . . mein Andreas fein hat das Herze mein, tausch' ihn um keinen auf der Welt nicht ein!“

„Hast bald genug geschwatzt, Wanjka?“ schrie ihn Bußow an, indem er leicht errötete. „Drischt und drischt mit der Zunge; wird 's dir selber nie über? Denk mal nach: als ob es einem Herrn dran gelegen wäre, von unsern dummen Geschichten zu hören?“

Und ohne mich oder Wanjka anzusehen, begann er ärgerlich mit dem Hammer auf ein kaltes Eisenstück loszuschlagen. Ich empfand ein etwas linkisches Gefühl und war schon im Begriff, fortzugehen, als er sich plötzlich nach mir umwendete und mit gutmütigem Lächeln sagte:

„Geheimnisse, übrigens, sind da nicht dabei. Denken Sie nicht, Herr, irgend was Schlechtes von dem Mädel . . . Es ist wirklich meine Braut. Bloß die Obrigkeit erlaubt es uns nicht, zu heiraten, na, und da grinsen sie alle über mich, die Kopfschüttler die . . ."

Wanjka hielt sich den Bauch und wälzte sich vor lebensfrohem Lachen.

„Warum erlaubt die Obrigkeit Euch denn nicht zu heiraten?" fragte ich Bußow.

„Sehen Sie, ich hatte ein Weib — das heißt, bis ich ins Zuchthaus kam. Und nun wird, heißt 's, der Totenschein von meinem ersten Weib verlangt."

„Ho—ho—ho! Ha—ha—ha!" wollte sich Wanjka vor Lachen ausschütten, „der Totenschein vom Tod seines Weibs . . . Ohh, das ist ja rein zum Totlachen! Ja, warum erklärst du 's bloß nicht ganz? Er hat halt . . . ha—ha—ha—ha—ha! Just er hat ja dem Weib da, dem ersten da, den Garaus gemacht! just darum eben hat er ja in die Arbeit müssen!"

Bußow war ganz feuerrot geworden.

„Es ist wahr", sagte er dann sehr leise, „wegen Betrug, wegen Untreue schlug ich sie tot."

„Nun, was braucht's dann noch einen Totenschein", fragte ich verständnislos, „wenn Sie eben deswegen hier sind, weil . . ."

Doch hier ward Wanjka, der Hammerschläger, von solchem Heiterkeitsanfall überwältigt, daß er sich ohne lange Ueberlegung auf die Erde warf und anfing, sich in wahren Lachkrämpfen darauf herumzuwälzen. Bußow blickte nicht einmal auf ihn hin.

„Da steckt eben der Haken", antwortete er mit kummervoller Stimme, „wo die Schikane dabei ist. Anderthalb Jahr lang schon schiebt man 's auf die lange Bank. Ich versteh, zum Unglück, kein Lesen und Schreiben: nun sagen sie, im Register wär' bei mir ein Fehler 'reingekommen — es wär' falsch notiert, als wär' ich verheiratet — — —"

„Mit der Seligen verheiratet, ho—ho—ho—ho!" Wanjka hatte sich inzwischen noch immer nicht beruhigt: „Es ist zum Totlachen —! Hast nicht mal auf die rechte Weise die Hexe umbringen können, sie läßt noch von jener Welt aus dir von allen Türmen die Glocken läuten. Dummkopf! Dummkopf! heißt noch obendrein Zigeuner — mit 'nem Espenpfahl hättst sie andrücken müssen!"

Beim Verlassen der Schmiede erfreute ich mich nochmals an des Schmiedes schöner Gestalt, der nachdenklich mit der Schaufel in der hell lodernden Esse herumrührte, wie bisher, ohne auf die dummen Witze und Stichelreden seines grinsenden Gefährten auch nur im geringsten zu achten.

Der Zufall machte mich bald darauf auch mit der Heldin des Zuchthausromans bekannt. Ich suchte eine Wäscherin für mich, und die Bauern wiesen mich zu den sogenannten Erdhütten, wo die Arrestanten,

welche Familie und eigene Wirtſchaft hatten, ſich aufhielten. Am Fuße eines der Vulkankegel, ungefähr eine Werſt von dem Dorfe entfernt, war von der Verwaltung ein Platz für dieſe kläglichen menſchlichen Behauſungen angewieſen worden, welche ſich durch ihre wahrhaft vorſintflutliche Einfachheit und den Mangel jeglicher Erfindung von den andern unterſchieden. In der Erde wurde eine tiefe quadratförmige Grube ausgehöhlt; an den Seiten und oberhalb dieſer Grube wurden netzartig Pfähle und Stäbe von verſchiedener Größe befeſtigt; auf die letzteren wurden wieder dicke Schichten Erde, Raſen und alle möglichen Holztrümmer gepackt. Es blieb dann nur noch übrig, im Innern einen Ofen aufzuſtellen, welcher dann ſelbſtverſtändlich die gute Hälfte, wenn nicht gar zwei Drittel der ganzen Räumlichkeit einnahm. Dann war der Palazzo fertig. Je nach ſeiner Größe koſtete die Errichtung fünfzehn bis dreißig Rubel, und bei reichen Arreſtanten konnte man ſogar ſehr geräumige und hübſche Holz-Lehmhütten ſehen, mit Fenſtern, die nicht ganz auf gleicher Höhe mit dem Boden ſich befanden; aber die ärmeren Teufel, d. h. die Mehrzahl, nahmen ihre Zuflucht zu richtigen unterirdiſchen Höhlen, welche mehr für Maulwürfe als für Menſchen paßten. In Ober-Serentuj machten die Erdhütten ein ganzes Städtlein aus mit regelmäßig abgemeſſenen Straßen und einigen Hundert von Arreſtanten-Hütten; in Kadaja waren zu meiner Zeit nicht mehr als zehn.

Der erſte Arreſtant, der mir in die Augen fiel, ſagte mir auf meine Frage nach einer Wäſcherin:

„Gehen Sie zur Podusdicha, Herr, zur Podusdicha. Da, das kleine Erdhüttchen am Ende.“

„Wer iſt denn dieſe Podusdicha?“

„Ja, ein altes Weiblein iſt ſie, aber ſie hat ein Töchterlein, ſo ein geſundes, kerniges Mädel, Duniaſchka heißt ſie. Dieſe Duniache übernimmt 's gewiß mit Freuden, Ihre Wäſche zu waſchen. Weil ſie in Not ſind, um 's gerade heraus zu ſagen, in ſchrecklicher Not ſind.“

„Und Mutter und Tochter — beide ſind Zwangsarbeiter?“

„Ja, wie ſoll ich Ihnen das ſagen, Herr, ohne zu lügen? Sehen Sie, die Alte da hatte ihren Mann erſchlagen, den Stiefvater von der Duniaſchka, heißt es. Ein Ungeheuer war 's, ein Trunkenbold, ein Unmenſch — war nichts beſſeres wert! Viele Jahre hat er die Alte gequält, ſie hat alles ertragen; aber endlich wurde das Weib einmal wütend und riß ſich von den Strängen los. Sie nahm ein Beil und hieb dem Schlaftrunknen den Kopf ab! Machte ihre Sache höchſt einfach. Gewiß eine dumme Thörin! Das Verbrechen zu verheimlichen, wie ſich 's gehört, hat ſie nicht verſtanden, und nicht genug damit, hat ſie, wer weiß wie, auch noch die Tochter mit hineinverwickelt. Selbſt bekam ſie zwanzig Jahr hier Arbeit beſchert, aber Duniaſchkas Friſt — ich kann 's Ihnen nicht ganz genau ſagen — entweder iſt ſie ſchon zu Ende oder geht dieſen Herbſt zu Ende.“

Ich erriet natürlich ſofort, daß von niemand anders, als der Braut meines Schmiedes die Rede war, und mit beſonderer Neugier trat ich in die mir

bezeichnete Hütte ein. Zu meinem Bedauern fand ich dort nur die alte Podusdicha — sie lag krank auf der Ofenbank und ächzte laut. Es begann das gewöhnliche Wehklagen über das gramvolle Arrestantenleben.

„Wovon existieren Sie?" fragte ich sie.

„Ja, wovon sonst, Väterchen, wenn nicht von unsern Kronsrationen? Zehn Pfund Fleisch im Monat pro Kopf, fünf Pfund Buchweizengrütze und ein Pud Roggenmehl . . . na, und etwas Salz — das ist alles. Dabei kann eins fett werden! In der freien Kolonie, sagt man, läßt sich was verdienen. Aber womit, frag' ich, kann ich altes Weib was verdienen? Wo? Wer wird mir Arbeit geben? Wie 's steht, müßt' man eigentlich durch die Welt wandern und sich was erbetteln, aber das ist auch wieder so — wie soll man gehen, und wann? Die Regierungsarbeit muß doch auch geschafft werden, zur Zeit abgegeben werden. Da, mich tragen die Füße nicht mehr, kann nicht bis zur Thür kriechen, und doch kommt der Aufseher oft gelaufen: „Zum Feldscher, sagt er, marsch, Hundebrut! Macht er dich arbeitsfrei — ist 's dein Sauglück; wenn nicht — so kommst du ins Loch wegen Faulenzerei!" Ach, ihr Nattern, Blutsauger ihr! Selber solltet ihr mal so faulenzen müssen, wie ich mit meinem Mädel! Der Bauch, mein' ich, würd' euch vor Hunger schwellen, und nicht vom Fressen, wie jetzt! Hast ja, sagen sie, ein junges und hübsches Töchterchen — die kann schon was verdienen. Mit der Schönheit, heißt 's wohl, verdienen — oder zu deutsch gesagt — zum Inspektor als Kebse gehn . . .

Na, da gehören zwei zu! Ich und Duniacha wollen lieber verrecken, aber unſre Jungfernehre verkaufen wir ſchon nicht, nein! Wir haben ja einen Bräutigam, Herr, einen ſehr guten Menſchen!"

„Ich hab 's gehört — der Schmied Bußow?"

„Derſelbe. Haben Sie ihn ſchon geſehen? Kommt ihm keiner gleich. Schon ſo als Burſch — bildſauber, und dann ſo gutartig und ſanft, als wär 's 'n ſchönes Mädel. Doch hält ſich meine Duniacha mit ihm in allen Ehren, bis ſie, wiſſen Sie, den Brautkranz trägt."

„Wo iſt denn jetzt Eure Awdotia?"

„Auf Arbeit, Väterchen, wo ſoll ſie ſonſt ſein. Muß Thon kneten, Ziegel formen zum neuen Gefängnis."

„Wie! Das gilt ja für die ſchwerſte Arbeit? Das iſt ja Männerarbeit?"

Die Podusdicha fing an zu ſeufzen und zu weinen.

„Das iſt ja unſer Leid, Väterchen, daß die Arbeit gar ſo ſch—ſchwer . . . Aus Bosheit, du Wohlthäter, aus Bosheit hat man 's meiner Duniaſchka eingerührt!"

„Wer hat's eingerührt, warum aus Bosheit?"

„Koſtrow, Koſtrow ſelber" —— (die Erzählerin dämpfte ihre Stimme faſt bis zum Flüſtern). „Glauben Sie mir, jeder Teufel, vom letzten Lausbuben angefangen, lauert nur drauf, ſich an's Mädel mit ſchmutzigem Geliebel anzukletten — die Aufſeher alle und die Koſakenlümmel, und der Inſpektor ſelber. — Iſt ein großer Schürzenjäger, unſer Inſpektor! Na, und meine Awdotia, kann mir's denken, fackelte nicht

und ſtieß ihn fort. Sie ſagt mir ja nicht, wie's wirklich zwiſchen ihnen zuging — nur — — o je, o je, lieber Gott, wie iſt Koſtrow auf ſie erboſt! Zu Pulver wollte er ſie mahlen, ſagen ſie, er hat ſich verſchworen, in der Zelle ſie faulen zu laſſen! Die Kobylka hat es alles gehört. Seit demſelben Tag will er Awdotia gern was am Zeug flicken, ſucht nur Grund, ſie in die Einzelzelle zu bringen. Na, an ihr aber wetzt kein Vogel den Schnabel, immer alles, meine ich, nach der Regel. Das Mädel ſelbſt iſt ſanft und folgſam, und die Arbeit fliegt ihr nur ſo von der Hand. Koſtrow ſieht, daß ſeine Rechnung ſchlecht ſteht und befahl, ſie bei den Ziegeln anzuſtellen. ‚Giebſt du nach', ſagt er, ‚und kommſt zu mir, werde ich dir auch leichte Arbeit geben; paßt mir's — kann ich dich auch ganz von der Arbeit befreien; willſt dich aber nicht demütigen — magſt du bei den Ziegeln dich zu Tod abrackern.'"

„Und iſt ſie ſchon lange bei dieſer Arbeit?"

„Ja, 's däucht mir, ſchon die dritte Woche. Vorher gings uns prächtig, brauchten Gott nicht zu zürnen. Dunjka hat da viel verdient, mit Nähen und allerhand. Na, nun aber, ein ſchlechteres Leben als unſeres, und wenn man im ganzen Bergwerk ſucht, findet man nicht. Das Mädel kommt heim — ja, ſonſt nahm es die Nadel zur Hand oder richtete was im Haus her; aber jetzt nur ein Gedanke — ſchnell ins Bett und ſchlafen. Hat ſich ganz abgehaſpelt, obgleich ſie ſtark und geſund war und keine, aber auch keine Arbeit ſcheute. Was haben wir ſchon drum geweint! Der Herrgott, ſcheint's, hat die

Thränen gezählt, gezählt und dann auchs Zählen aufgegeben. ‚Mutter', ſagt mir dieſer Tage Duniacha, ‚herzliebes Mutterle! Gott iſt nimmer in der ſchönen Welt, ſein wahrhaft'ges Recht iſt nimmer da — — 's bleibt uns nur übrig, zu ſterben — —' Und immerfort denkt mein armes Täubchen, immerzu an den Tod ... Oft krieg ich's mit der Angſt: wie, wenn das Mädel ſich plötzlich was anthut! Koſtrow — muß ich halt denken — iſt's auch, der uns die Hochzeit nicht zuläßt."

„Da mit dem Schmied?"

„Ja! Und obendrein, muß ich ſagen, habe ich Bange, daß er den Andreas nicht in ein ander Bergwerk ſchickt, er hat's ja in der Gewalt!"

„Warum wartet ihr denn und leidet? Ihr müßt euch beklagen."

Als Antwort winkte die Podusdicha nur hoffnungslos mit der Hand.

„Herr, da kommt doch nichts dabei raus! Sind ja alle hier verwandt und verſchwägert; hackt denn eine Krähe der anderen die Augen aus? Nein! Aber man ſagt, daß bald zu den Bergwerken der Aller-alleroberſte von allen Gefängniſſen, der General, herreiſen wird — aus Rußland erwarten ſie ihn — na, da ſetzen wir unſere ganze Hoffnung drauf. Dem wollen wir's klagen."

Am folgenden Tag, verſprach die redſelige Alte, würde ſie mir ihre Tochter ſchicken. Awdotia erſchien in der That während der Mittagspauſe zwiſchen den Arbeitsſtunden. Nach allem, was ich von ihrer Schönheit gehört hatte, erwartete ich, etwas Beſonderes,

Ueberraſchendes zu ſehen, und ich war nicht wenig erſtaunt, als ſich ein ganz gewöhnliches Bauernmädchen von ungefähr zwanzig Jahren, mit dicken roten Lippen und breiter, etwas plattgedrückter Naſe meinen Augen darſtellte. Nur die Geſundheit, Friſche und Kraft ſprangen einem ſofort ins Auge — ſie drangen förmlich aus allen Poren dieſes jungen, elaſtiſchen, reckenhaft gebauten Körpers. An Wuchs überragte mich Duniaſcha faſt um einen ganzen Kopf, und ihre große, kräftige, ganz männliche Hand konnte im Notfall ernſthaft für ſich einſtehen. — Aber von irgendwelcher Schönheit im eigentlichen Sinne des Wortes konnte ſcheinbar auch nicht die Rede ſein. Allein, kaum hatte ich dies bei mir gedacht, als ich beinah zuſammenfuhr: aus nächſter Nähe blickten auf mich zwei große graue Augen, ſanfte, wehmütig-ſinnende Augen, und dieſer tiefe, leuchtende Blick verwandelte mit einemmal den Ausdruck des Geſichts, verdeckte alle ſeine Mängel, verlieh eine Art Liebreiz auch der unſchönen, breiten Naſe, auch den dicken, roten Lippen. Ich wollte gern mit dem Mädchen reden und fragte ſie, indem ich ihr ein Bündel Wäſche übergab, das erſte beſte, was mir in den Kopf kam:

„Werden Sie ſehr müde von der Dienſtarbeit, Duniaſcha?“

„Warum belieben Sie ſo zu fragen?“ fragte ſie leiſe, zweifelnd.

„Mir hat Ihre Mutter geſtern erzählt ... daß Koſtrow Sie ſtark bedrücke ... Ich riet ihr, ſich zu beklagen. Meiner Meinung nach iſt der Umſtand, daß man Ihnen ſo lange die Heirat nicht erlaubt,

auch gesetzwidrig!" feuerte ich in einem Atem hinterdrein und wurde dann etwas verlegen und rot.

Das Mädchen antwortete nichts und bedeckte nur ihr Gesicht mit der Schürze, just als ob sie sich schnäuzen wolle.

„Ja, und warum wollen Sie nicht selbst mit dem Amtsvorsteher reden? Er ist ja zuweilen hier. Er scheint kein grausamer Mensch zu sein?"

Sie schwieg wie bisher. Mit dem Gefühl von Ungeschicktheit stand ich noch immer vor ihr und wartete auf irgend eine Antwort, als plötzlich ein leises Schluchzen an mein Ohr drang. —

Verwirrt wendete ich mich ab; Duniascha war im nächsten Augenblick verschwunden.

Wie sehr meine geliebte Wanderin sich auch beeilte, ihre lange und schwierige Reise zu Ende zu führen, so dehnte und dehnte sich dieselbe doch in die Länge; sie begegnete allen möglichen Hindernissen und Hemmnissen, bald in Gestalt schlechter Wege, die durch die Frühjahrsüberschwemmungen verdorben waren, bald in trägen oder launenhaften Reisegefährten, endlich in den verschiedensten anderen unvorhergesehenen Zufälligkeiten. Von meiner Aufregung und Unruhe will ich nicht viel erzählen. Die Einbildungskraft malte mir unzählige Gefahren aus, die Tania auf ihrem Wege bedrohten — steile Berge und wilde Pferde, räuberische Ueberfälle, Uebergänge über breite Ströme, Stürme auf dem Baikalsee — — In fieberhaftem Schauer sprang ich oft nachts aus

dem Bett, wenn ich das leiſeſte Klopfen hörte, in welchem ich die Ankunft des Arreſtanten Waſſili vermuten konnte, der mir gewöhnlich die Briefe und Depeſchen vom Inſpektor brachte.

Einmal wurde Kadaja von dem Verweſer der Zwangsarbeitshäuſer beſucht, und es kam mir in den Sinn, mich an ihn mit einer Bitte zu wenden, der Bitte um die Erlaubnis — wenn ich von der Schweſter aus dem nächſten beſtimmten Zielpunkte ein Telegramm erhalte, ihr meinerſeits bis zur letzten Poſtſtation entgegenfahren zu dürfen. Dieſe Bitte war in Wahrheit eine ſehr kitzliche Sache, der Erfolg höchſt zweifelhaft, aber ich war entſchloſſen, mein Glück zu verſuchen. Bei dieſer Gelegenheit konnte ich zum erſtenmal den Verweſer zu ſprechen. Er empfing mich in Koſtrows Arbeitszimmer unter vier Augen, und obwohl er mich nicht zum Sitzen einlud, ſo verharrte er doch andererſeits auch ſelber während der Dauer des Geſprächs in ſtehender Stellung. Auf dem klugen, faſt ſchlauen Geſicht dieſes mageren, unanſehnlichen, doch ſchon oft im Kugelregen der Schlacht geweſenen Mannes lag immer eine Maske kalter Undurchdringlichkeit; niemand hätte jemals ſagen können, was er bei ſich im Geheimen über dieſen oder jenen Gegenſtand dachte, ob er aufrichtig oder mit irgend einem Hintergedanken über dies oder jenes ſprach. Seine Stimme war immer weich, gleichmäßig, beinahe freundlich; einerlei — ob ſeine Worte nun eine Gnade oder ein Todesurteil in ſich ſchloſſen.

Wider jedes Erwarten nahm der Amtsvorſteher

meine Bitte ohne alle Verwunderung, ſogar mit ſichtlicher Wohlgeneigtheit auf und verſuchte nur, mir von der Fahrt abzuraten.

„Ich bin vollkommen überzeugt, daß Sie nicht fliehen werden", ſagte er mit dem leichten Schatten eines Lächelns auf ſeinem ſteinernen Geſicht, „und ich bin gern bereit, Sie ohne jegliche Bedeckung zu beurlauben, aber — es liegt in Ihrem eigenen Intereſſe, dieſe Fahrt nicht zu unternehmen. Sie würden wahrſcheinlicherweiſe den Wagen Ihrer Schweſter verfehlen. Sie kommt, wie Sie ſagen, mit einem Reiſegefährten, und wenn er — was ſich am meiſten vermuten läßt — irgend ein Beamter des Hüttenwerkes iſt, dann können ſie mit Regierungspferden fahren. Sie ſelber würden auf der Poſtſtation warten, während jene bei der Poſthalterei Halt machen."

„Dieſem Zufall könnte leicht vorgebeugt werden", parierte ich ſeine Erwägung, „ich würde für jeden Fall bei der Poſthalterei Meldung von mir erſtatten."

Der Amtsvorſteher neigte trocken den Kopf.

„Gut. Aber — länger als einmal vierundzwanzig Stunden habe ich nicht das Recht, Sie ohne Bedeckung zu beurlauben."

Ich verbeugte mich. „Ich hoffe, daß dieſe Friſt mir vollkommen genügen wird." —

Indeſſen, als danach noch volle fünf Tage vergingen, ohne daß von Tania, welche ſich ſchon längſt in Tſchita befand, irgend welche neue Mitteilung eintraf, geriet ich in die entſetzlichſte Aufregung. In meinem Hirn keimte ſogar der Verdacht, daß der

Amtsvorsteher absichtlich Vorkehrungen getroffen habe, das Telegramm später an mich gelangen zu lassen, damit diese ihm nicht ganz erwünschte Reise sich zerschlüge.

Da entlud sich einmal spät am Abend über Kadaja ein starkes Gewitter, das erste in diesem Jahre. Der Regen ergoß sich in wilden Strömen, der Donner rollte fast ununterbrochen, und die Blitze zuckten in entgegengesetzten Himmelsrichtungen so rasch hintereinander, daß in der Luft sich beinahe unausgesetzt ein leuchtendes Netz bildete, kaum auf kurze Augenblicke von dichter, schwarzer Finsternis zerrissen. Einsam am Fenster des dunklen Zimmers sitzend, konnte ich genau alle benachbarten Vulkane in ihrem grausigen Schweigen und ihrer starren Ruhe unterscheiden, als wären es Schildwachen auf ihrem Posten. Mir war unaussprechlich traurig und weh zu Mute; schärfer als je zuvor machte die Vereinsamung des Verbannten sich mir fühlbar.

Plötzlich unterbrach ein lautes, ungeduldiges Pochen an der äußeren Thür mein schwermütiges Sinnen, und gleich darauf ertönte eine bekannte Stimme:

„Iwan Nikolajewitsch, schlafen Sie? — Oeffnen Sie, sonst ertrink ich mit Haut und Haar! Ein Telegramm!“ —

Es war der Bote Wassili mit der ersehnten Depesche in den Händen, die nur die zwei Worte enthielt: „Ich komme.“

Ein Gedanke, ein Gefühl ergriff mich ganz und gar: „Es ist Zeit!“ In froher Erregung stürzte ich

zu meinem Wirt, welcher ſchon früher verſprochen hatte, zu jeder Stunde, bei Tag und Nacht, wie es nur nötig ſein würde, mein Wagenlenker zu ſein. Es erwies ſich indeſſen als nicht ganz leicht, den Sibirier in derſelben Minute zu bewegen, eine Ortsveränderung vorzunehmen. Mein Wirt Iwan Grigorjewitſch war am Abend zuvor, ſeiner Gewohnheit gemäß, betrunken geweſen und ſchlief jetzt wie ein Siebenſchläfer. Es koſtete mich mit Hilfe ſeiner ganzen Familie nicht wenig Mühe, ihn zum Aufſtehen zu bewegen und artikulierte Laute aus ihm herauszubringen. Und ſelbſt dieſe Laute waren anfangs wenig tröſtlich.

„Was giebt's denn nur? — Es iſt ja ſo — ſchau, wie's ſchummrig iſt da draußen — — wie's donnert!“

Aber ich war unerbittlich und rief überzeugend das Gefühl der Treue zum einmal gegebenen Worte bei ihm wach. Dann, nachdem er ſich noch ein wenig gekratzt und nachdenklich durch die Naſe geblaſen hatte, gab ſich Iwan Grigorjewitſch plötzlich einen Ruck und ſchoß wie ein Pfeil, wie er ging und ſtand, auf die Straße hinaus, um dort die unumgänglichen meteorologiſchen Betrachtungen anzuſtellen. Der Regen hatte ſchon aufgehört, und nur hier und da donnerten noch durch die nächtliche Stille die wütend daherſchießenden Waſſerbäche; ihnen antwortete dumpf der in der Ferne hinſterbende Donner; die Blitze flammten beträchtlich ſchwächer und ſeltener auf; doch dafür war es ſo dunkel, daß man in einer Entfernung von zwei Ellen kaum einen Menſchen unterſcheiden konnte.

„Stockdunkel iſt's noch zum Unglück, das iſt die Hauptſache!“ wendete ſich verlegen Iwan Grigorjewitſch an mich, indem er ſich troſtlos die Hand in die Rippen ſtieß. „Und der Weg wird obendrein unterwaſchen ſein. Paßt auf, wir fliegen in irgend ein Loch und brechen uns und den Pferden die Knochen entzwei. Das iſt die Hauptſache! Können wir denn nicht wenigſtens den Mond abwarten?“

„Wird er bald aufgehen?“

„In einer Stunde, wenn's viel iſt, in zwei, muß er ganz beſtimmt da ſein ... Die Hauptſache ſind dieſe greuliche Finſternis und die vom Regen ausgewaſchenen Löcher! Aber ſonſt will ich freilich mit großem Vergnügen — — —“

Es blieb nichts übrig, als ſich zu unterwerfen und den Mond abzuwarten. Nachdem er die Pferde gefüttert und ſeinen „Furmán“ (Art Reiſewagen) in Ordnung gebracht hatte, machte es ſich Iwan Grigorjewitſch noch zu kurzem Schlummer bequem, während ich auch nicht eine Minute das Auge ſchließen konnte. Ein angenehmes, ſüßes Beben durchzog in einem fort den ganzen Körper ... Zehnmal ging ich auf die Straße, und ſicher hat in der Welt noch nie ein Verliebter mit leidenſchaftlicherer Ungeduld am Horizont das Erſcheinen der nächtlichen Leuchte erwartet. Aber ringsum herrſchte noch die bisherige Finſternis, und ſelbſt das donnerloſe entfernte Wetterleuchten blitzte immer ſeltener und ſeltener auf. Jede Minute blickte ich auf die Uhr, und da endlich, genau um zwei Uhr nachts, dämmerte am Himmelsrande eine ſchwache Röte auf. —

„Iwan Grigorjewitſch, der Mond geht auf!“ ſtürzte ich mich auf meinen ſchlummernden Wagenführer.

Eine halbe Stunde ſpäter flogen wir mit einem Paar ſatter und flinker Pferdchen in vollem Galopp zwiſchen den Reihen der ſchweigenden Vulkane dahin, die jetzt ganz von zauberhaftem ſilbernem Licht übergoſſen waren. Wie berückend ſchön war dieſe Nacht nach dem erſten Gewitter! Was für ein heller Mut ergoß ſich durch alle Adern und mit welch fieberhaftem Begehren blickte ich in die blaue, hier und da von den ſchwarzen Schatten der Berge durchſchnittene Ferne hinaus!

Am anderen Tag um die Mittagsſtunde waren wir ſchon fünfzig Werſt von Kadaja entfernt auf der Poſtſtation. Kein Fräulein in Begleitung eines Herrn war weder geſtern noch heute unter der Zahl der Durchreiſenden geweſen. Doch kaum hatte mich dieſe Nachricht beruhigt, als die Befürchtung in mir aufſtieg, daß mein erlangter eintägiger Urlaub verſtreichen könnte, ehe Tania anlangte ... Dieſe Befürchtung wuchs mit jeder Stunde, und als die Nacht anbrach und mein Kutſcher das zwanzigſte Glas Thee in ſich hineingoß und ſich dann ruhig am Boden ausſtreckte, um bald darauf ſein lautes Schnarchen durchs ganze Haus tönen zu laſſen — da geriet ich in ernſtliche Erregung. Ich fand nirgends Ruhe; in krankhaftem Sehnen lief ich von einer Seite zur anderen; ich rannte auf die Außentreppe hinaus und lauſchte durch die nächtliche Stille, kehrte wieder ins Zimmer zurück und ſetzte mich, um

nach einer Minute aufs neue auf die Füße zu springen. Und es schien mir, wenn die Schwester aus irgend welchem Grunde zu spät kommt, wenn ich sie hier auf der Poststation nicht mehr erwarten kann: daß dies für uns beide ein nicht wieder gutzumachendes Unglück wäre, daß selbst die Freude des Wiedersehens, wenngleich es sich einige Stunden später doch vollzog, keine ganze mehr sein könnte, wie vergiftet sein müßte! —

Ich weiß nicht, auf welche Weise ich doch endlich einschlummerte: die Nervenabspannung machte sich wahrscheinlich geltend. Aber mein Schlaf war unruhig und krankhaft leise. Wunderliche, verwirrt-traurige, undeutliche Traumgesichte zogen im Wechsel an mir vorüber — als es mich plötzlich wie mit elektrischem Strome von Kopf zu Fuß durchzuckte ... Ein heller, metallener Ton drang zugleich mit einem Anschwellen des frischen Nachtwindes durchs Fenster!

Ich sprang auf — das sind Glockenschellen! Sie kommt angefahren! —

In höchster Eile stürzte ich zur Thür, mir kaum die Zeit nehmend, nach der Mütze zu greifen, und wäre beinahe über Iwan Grigorjewitsch gestolpert, der in malerischer Unordnung von seiner anfänglichen Lagerstatt bis fast an die Schwelle herangerollt war.

Am Himmel jagten die Wolken, von einzelnen Windstößen auseinandergerissen, und hinter ihnen blickte geheimnisvoll, wie das gelbe Auge eines gigantischen Fantoms, der schweigend dahingleitende Mond hervor. Ich lauschte angestrengt — das Glöcklein klingelte noch einmal, schwieg dann auf einen Augen-

blick und begann darauf wieder, nun schon ununterbrochen, zu tönen. Es konnte kein Zweifel obwalten: da kamen Postpferde von der nächsten Station. Rasend vor Entzücken eilte ich ihnen entgegen. — Da zeigte sich endlich dem Auge das Dreigespann und die Post-Kibitka mit heruntergelassenem Verdeck. Jetzt war sie mit mir in gleicher Linie ... Ich strengte die ganze Kraft des Auges an und unterschied im Innern des Wagens zwischen den Kissen die undeutliche Silhouette einer menschlichen Gestalt, anscheinend eines Mannes. Und doch hörte die innere Stimme nicht auf, mir zu wiederholen, daß darin sich Tania befinden müsse. Ich folgte der Kibitka in vollem Lauf zur Poststation. Als ich mich atemlos vor Müdigkeit und Aufregung der Freitreppe näherte, standen die Pferde schon einige Minuten lang an ihrem Ort, und neben dem Wagentritt der Reisekutsche stand ein mir unbekannter schnurrbärtiger Herr mit dem Reisetäschchen über der Schulter.

„Jetzt ist es Zeit aufzustehen, wir sind angekommen!" sagte er, indem er sich an jemand wandte, der sich noch in der Tiefe des Gefährtes befinden mußte.

„Wirklich schon?" antwortete von dort eine verschlafene Stimme, und diese feine, silberne Stimme mußte zweifellos einem noch jungen weiblichen Wesen angehören.

Die Hand auf die Brust pressend, in welcher das Herz mir wild klopfte, und vor Aufregung außer Stande zu sprechen, stand ich Seite an Seite mit

dem Angekommenen, welcher ein wenig verwundert nach mir herüberschielte.

„Tatjana Nikolajewna, gedenken Sie noch lange sich drin wohl sein zu lassen?“ beugte er sich noch einmal nach dem Wagen hin.

Im nächsten Augenblick hatte ich den schnurrbartgeschmückten Herrn ohne weitere Umstände zur Seite geschoben, war auf den Wagentritt gesprungen, und schloß die Arme um das eben erst erwachte, grenzenlos erstaunte Mädchen.

„Tania, mein Liebstes!“

Heiteres, lebensfrohes Lachen, unaufhörliches junges Gezwitscher erfüllten meine kleine Wohnung in Kadaja. Gleich einem hellen Sonnenstrahl durchdrang es mein mutloses Leben, erleuchtete und erwärmte mit seinem Liebkosen meine frosterstarrte Seele.

Es gab entschieden nichts, worüber Tania nicht in Entzücken geriet — über meine Wohnung und über die Wirtsleute und über die Naturschönheiten von Kadaja. Noch auf dem Wege von der Poststation, ungeachtet des grauen, wolkigen Tages, wendete sie sich einmal mit lautem Freudenruf an Iwan Grigorjewitsch:

„Halten Sie! Sehen Sie, was für ein prachtvolles Blümchen? Ich will absteigen und es pflücken.“

Und wir stiegen beide vom Wagen herunter und liefen wie Kinder um die Wette zu der Blume hin. Tania wurde von der umgebenden Landschaft zu fortwährendem Jubel hingerissen. Ich selber schaute mit

Verwunderung um mich, als wäre ich eben erst aus tiefem Schlaf erwacht. In meiner starren Schwermut hatte ich zu Zeiten einen wahren Haß gegen diese düsteren Bergkegel empfunden, welche den Horizont einengten und die Seele erdrückten; und es schien mir, als ob dieses Verbannungsland von Gott selber verflucht sei und ewig, ewig schneeüberdeckt, nur Kälte aushauchen müsse! In der Erwartung von Tanias Ankunft hatte ich unter den Arbeiten und Sorgen jeglicher Art gar nicht bemerkt, daß sich in der mich umgebenden Natur ein mächtiger, fast zauberhafter Umschwung vollzogen hatte, und jetzt traute ich kaum den eigenen Augen, als ich diese noch unlängst kahlen, düsteren, eisigen Höhen sah, grünend, blühend, von wunderbarem, honigsüßem Wohlgeruch duftend. Und eine eigentümliche, strenge, majestätische Schönheit erschloß sich mir in dem ungeheuren, einsamen Meere der grünenden Vulkane. — —

„Und ich bildete mir ein, daß ich etwas anderes, ganz anderes zu sehen bekommen würde!“ plauderte fröhlich das junge Mädchen.

„Was bildetest du dir denn ein, Tania? Daß die Menschen hier Hundeköpfe haben und statt des Himmels ein schwarzes Loch da wäre?“

„Lach mich nicht aus, Herzensbruder, aber wirklich, ich empfinde eine sehr angenehme Enttäuschung! Ich dachte zum Beispiel, daß du noch bis zur Stunde an Händen und Füßen Ketten trügest, daß auch in der freien Kolonie beständig ein Wächter mit dem Gewehr neben dir stünde, und daß diese freie Kolonie selbst — so eine Art großer, düsterer Kaserne sei,

wo die Arreſtanten Tag und Nacht nach Soldatenart bei Trommelſchlag marſchieren müſſen ... Ich geſtehe, ich dachte auch, daß es hier außer Soldaten und Zuchthäuslern gar keine anderen Menſchen gäbe!"

Tania erzählte das alles erregt und über ihre junge Unerfahrenheit errötend. Phyſiſch glich ſie ſchon nicht mehr dem kleinen Mädchen meiner Träume und Erinnerungen: dies war ein hochgewachſenes, recht hübſches, ſchlankes Mädchen mit üppigen blonden Locken und großen, kornblumenblauen Augen, und nur aus dieſen immer ſinnenden und ernſten Augen blickte das ehemalige naiv-träumeriſche Kind hervor.

„Nicht in den Feſſeln liegt das Hauptübel, Tania!" antwortete ich mit einem Lächeln. „Ich kann natürlich nicht wünſchen, deine angenehme Enttäuſchung zu zerſtören, und ich wünſche von Herzen, daß du niemals eine zweite Enttäuſchung durchzumachen haſt; aber eins will ich dir ſagen. Die Menſchen hier ſind an ſich vielleicht nicht ſchlechter als anderswo; aber auf ihnen laſtet der beſtändige Alpdruck böſer, unmenſchlicher Verordnungen, Gebräuche und Gewohnheiten. Und wie oft muß man ſehen, daß die von Natur beſten Menſchen empörend grauſame Handlungen begehen, bloß deshalb, weil es ihnen erlaubt iſt, ſie zu begehen, weil es Sitte geworden iſt, ſie zu begehen!"

Aber ich ſah, daß meine abkühlenden Bemerkungen an dem Ohr meiner Geſellſchafterin vorbeiglitten. Um ihre roſige Stimmung zu verdüſtern, wären nicht Worte, ſondern Thatſachen nötig ge-

weſen, und dieſe letzteren blieben vorläufig aus; wir lebten entfernt von dem echten Zwangsarbeitsleben der Kobylka von Kadaja und all der gewöhnlichen Freudenloſigkeit ihrer Exiſtenz; vieles bemühte ich mich ſogar vor der Schweſter zu verbergen, und erſt bedeutend ſpäter begannen in unſer friedliches Winkelchen trübe Diſſonanzen hineinzuklingen als Wiederhall der trüben Wirklichkeit.

Was die Arreſtanten betraf, ſo braucht kaum geſagt zu werden, daß dieſelben auf ſie in erſter Zeit nur einen angenehmen, beſtechenden Eindruck machten: ihre Bekanntſchaft mit ihnen (ſo wie meine eigene in Kadaja), beſchränkte ſich ausſchließlich auf das Mützenabnehmen bei Begegnungen auf der Straße während der Spaziergänge. Und Tania wendete ſich mit glühender Rede an mich:

„Ja, ſind denn das nicht gerade ſolche Menſchen wie du und ich und alle anderen? Stille, gute Menſchen, wenn man ihnen nur kein Leid, kein Unrecht zufügt. Lieber Gott, und wie malt man ſich in Rußland einen Zuchthäusler aus! Ich wäre die Erſte, die Hals über Kopf davon liefe, wenn ich einem ſolchen auf den Straßen Moskaus begegnete!“

Duniaſcha Podusdicha, deren unglücklichen Roman ich der Schweſter bereits in allgemeinen Zügen erzählt hatte, ſchloß ſie, ohne ſich lange zu beſinnen, in die Arme und überſchüttete ſie mit Küſſen, wodurch ſie ſelbſtverſtändlich das ſcheue Kind der Zwangsarbeit in unbeſchreibliche Verwirrung brachte.

„Duniaſcha, Liebe“, ſagte Tania dann, indem ſie jene auf einen Sitz neben ſich niederzog, „ver-

liere den Mut nicht, mein Täubchen, sei tapfer — — Die Zeit gleicht alles aus. Ich bin ganz überzeugt, daß dies alles nur ein dummes Mißverständnis ist, das sich ohne Schwierigkeit wird aufklären lassen. Und weißt du, welchen Plan ich mir ausgedacht habe: das erstemal, wenn ich nach Serentuj fahre, werde ich zum Amtsvorsteher gehen und selber mit ihm über deine Angelegenheit sprechen. Und wenn er sie nur erst ergründet hat — ich werde mir deswegen schon Mühe geben, — wird auch alle eure Sorge und euer Unglück ein Ende nehmen. Du wirst schon sehen! Ich will nicht ich sein, wenn ich dich nicht schon diesen Herbst mit deinem Bräutigam verheirate ... Laß mich nur ein wenig von der Reise ausruhen und zu mir selbst kommen — und ich bringe das ganz bestimmt in Ordnung!"

Dieser Auftritt war so rührend naiv, daß sogar mein spöttischer Skeptizismus schamhaft schwieg ...

Es wurde nun Zeit, daß mein Gast auch Kostrows Bekanntschaft machte, bei welchem sie, nach ihrer Ankunft in dem seiner Gerichtsbarkeit unterstehenden Bezirk, persönlich zu erscheinen verpflichtet war.

„Ei was", sagte sie gutherzig, als sie nach Hause gekommen war, „ich glaube nicht, daß er ein böser Mensch ist und bewußt etwas Schlechtes thun kann. Wenigstens sprach er in meiner Gegenwart mit einem Arrestanten, und dieser betrug sich so ungezwungen, als ob er seinesgleichen wäre."

Ich war davon überzeugt, daß das klägliche Aussehen der Arrestanten-Erdhütten auf sie einen

niederdrückenden Eindruck machen würde, und mit einem gewissen Zagen führte ich sie einmal an einem klaren Sonntag hin, um sie mit der alten Podusdicha bekannt zu machen; aber zu meinem Erstaunen verlief auch dieser Besuch aufs allerschönste. Nun muß man freilich hinzusetzen: die Natur ringsum grünte und funkelte so verführerisch, die Junisonne vergoldete so wundersam alles mit ihren warmen liebkosenden Strahlen, daß selbst das Elend an diesem Tag hübscher und zufriedener als gewöhnlich aussah.

„Sie führen freilich ein trauriges Leben, die armen Geschöpfe", so resumierte Tania die Eindrücke ihrer Besichtigung der Erdhütten, „aber wie viele Menschen giebt es in Rußland, die vollkommen frei sind und keine Strafe zu verbüßen haben, und die trotzdem um kein Haar besser oder leichter leben. Ja, wenn deine Schilderungen der Gefängnishaft wahr sind, das heißt, nicht von dem Wunsche, mich zu trösten und die Farben zu mildern, hervorgerufen sind, so zeigt sich mir das Leben dort sogar nicht mehr so furchtbar wie früher." —

„Mit einem Worte, Tania", scherzte ich zum Schluß, „du kamst hierher, um Märtyrer zu trösten und zu ermutigen, und fandest im Fette schwimmende Brauseköpfe, welchen man einen Sermon über die Leiden des geringeren Mitbruders halten muß!"

Mit gütigem Lächeln schloß sie mir den Mund mit der Hand; dann setzte sie den Hut auf und zog mich hinaus, auf den Bergen herumzuwandern. Beim Durchstreifen der Umgegend suchten wir vergebens einen Schutz vor den brennenden Strahlen der Sonne.

Das magere Gesträuch von Hagedorn und Sandweiden, welches sich längs der rechten erhöhten Seite von Kadaja ausbreitete, gab kaum eine Idee von Schatten, und wenn wir trotzdem darin gern herumstrichen, so geschah das hauptsächlich wegen der Maiglöckchen, welche dort in erstaunlicher Ueberfülle wuchsen. Ohne Ende, ohne Mitleid, fast wie in einem Rausch, pflückten wir diese lieblichen, duftenden Blumen und schleppten sie in ganzen Körben zu uns ins Zimmer. Bisweilen stand ich früh mit dem Morgenrot auf, wenn die Schwester noch fest schlief, brachte ungeheure, noch von frischem Tau benetzte Sträuße Maiblumen und weckte sie, indem ich die Blüten über sie ausschüttete. Und kaum hatten wir Thee getrunken, als wir auch schon in Eile und froher Erregung fortliefen, um gemeinsam neue zu sammeln. —

Nur den Teil des Berges liebte Tania nicht, wo sich das Bergwerk mit seinen Wächterhäuschen, Schächten und anderen Baulichkeiten befand. Der Gedanke daran, daß an diesem Ort unterirdische Höhlen lägen, wo Menschen in Finsternis und Feuchtigkeit den kalten, seelenlosen Stein aushöhlten, durchdrang sie mit Furcht und erfüllte sie mit Weh. Wenn sie von fern die unheilkündenden Gebäude sah, dann vergaß sie all ihre kürzlichen Abhandlungen darüber, daß die Leute bei der Zwangsarbeit beträchtlich besser dran wären, als die freien Arbeiter in den Fabriken, und sie zog mich von da fort, so weit wie irgend möglich. Und einmal, als in der Richtung vom Bergwerk her ein verdächtiger Klang sich vernehmen ließ,

der ihr wie Geklirr von Ketten schien, da erbleichte sie und stürzte mit einem Schrei unverfälschten Entsetzens davon, den Berg hinunter, über Steine und Strauchwurzeln stolpernd. Vergebens schrie ich meinerseits ihr im Nachjagen zu, daß sie sich geirrt habe, daß man gefesselte Arrestanten nicht ins Bergwerk führe — sie hörte nicht auf meine Versicherungen und lief ohne Aufenthalt vorwärts.

„Nun, nervös bist du aber, wie ein Zierpüppchen", versuchte ich sie zu beschämen, als ich sie endlich eingeholt hatte, und wir nun nebeneinander langsameren Schrittes weitergingen.

Sie schwieg.

Lange Zeit wollte es uns nicht gelingen, den Gipfel eines gigantischen Felsens zu erreichen, der sich auf der linken Seite von Kadaja erhebt, und von welchem man, nach den Erzählungen der Ortsbewohner, die Bergkämme sehen konnte, die jenseits des Flusses Argunia auf chinesischem Gebiete emporragen. Das einemal hatten wir zu spät das Haus verlassen und wären beinahe in Gefahr geraten, auf dem Wege von der Dunkelheit überrascht zu werden; dann wieder kreuzte unsere Straße ein scharfer, kalt durchdringender Wind; dann irgend ein anderer Mißerfolg. Die unbefriedigte Neugier wurde nur noch mehr angefacht; scherzend ergingen wir uns in Phantasien, daß von dem Gipfel dieses geheimnisvollen Berges sich vielleicht eine Aussicht nach einem paradiesischen, niemand bekannten Erdenwinkel enthülle, so unähnlich wie möglich dem düstern Grunde des Thalkessels von Kadaja mit seinem armseligen, trau-

rigen Dörflein, seinen mageren Wiesen und einförmigen Vulkankegeln. — Und so beschlossen wir, als wir einmal früher als gewöhnlich unseren Spaziergang antraten, koste es was es wolle, den rätselhaften Punkt zu erreichen. Je näher wir ihm kamen, desto erregter wurden wir; achtlos mit den Füßen welkendes Tausendblatt, wilde Lilien und andere Blumen zerstampfend, eilten wir atemlos, fast im Laufschritt, vorwärts ... Was ist es, das wir gleich sehen werden?

Ich erstieg als erster die Höhe und erstarrte vor unwillkürlichem hinreißenden Entzücken: ein schönes, breites Thal entrollte sich tief unten zu unseren Füßen ... In bläulichem Abenddunst, vom Sonnenuntergang schwach beleuchtet, blauten und röteten sich die in der Ferne verschwimmenden Bergketten, und hinter der fernsten von ihnen wand sich kaum sichtbar, wie eine silbergraue Haarsträhne, das Band der Argunia — — — Einen Augenblick lang wehte und duftete es von diesem Bilde wie ein heimatlicher, quälend naher Hauch der Freiheit in die Seele hinein ...

„Sieh doch, das ist ja — das ist doch ein Kreuz da unten?“ rief Tania plötzlich, das feierliche Schweigen unterbrechend, und wies auf einen der rechts zu unseren Füßen liegenden Hügel. „Sieh, sieh doch — und nicht nur eins, sogar mehrere!“ —

In der That konnte man zwei oder drei hohe Kreuze unterscheiden, und ich erinnerte mich sofort ihrer Entstehung. Ich erzählte gleich Tania alles, was ich von den einsamen Gräbern von Kadaja

wußte, und empfand Reue, daß ich mich bis auf dieſen Tag noch niemals aufgemacht hatte, ſie zu beſuchen.

„So wollen wir doch gleich dieſe Minute noch hinunterſteigen!“ ſchlug begeiſtert meine Weggenoſſin vor. Aber es war ſchon zu ſpät für ſolch ein Unternehmen, und außerdem kannten wir nicht den richtigen Abſtieg zum Hügel. Die Sonne war ſchon ganz untergegangen, und es war Zeit, an den Rückweg zu denken. Wir waren beide ſo keck geworden, daß wir beſchloſſen, auf der Steilſeite des Felſens zum Dorf hinunter zu ſteigen, was der kürzeſte Weg war. Wir bildeten uns ein, daß der Abſtieg viel leichter als der Aufſtieg ſein müſſe. Wir hatten indeſſen noch nicht den fünften Teil unſeres Weges zurückgelegt, als wir auch ſchon unſeren Fehler einſahen: der Abſtieg erwies ſich als ungewöhnlich ſteil und gefährlich für ſo ungeübte Touriſten, und es war noch ein Glück, daß wir nicht die allerſchwierigſte Stelle gewählt hatten. Bisweilen mußten wir faſt ſprungweiſe von einer Felsſtufe auf die andere tiefer liegende gelangen, wobei ich dann Tania auf den Armen hinüberhob; nicht ſelten betrog ein ſtachliger wilder Roſenbuſch mein Auge, ſo daß ich weder die Höhe, noch die Feſtigkeit des Felsvorſprungs richtig ſchätzte und Hals über Kopf zur Tiefe flog, einen Steinregen mit mir reißend, während ſich den Lippen der Schweſter beim Anblick meines Falles ein Schreckensruf entrang. Mit Mühe gelang es mir dann, an irgend einem Buſch oder Stein mich feſtzuklammern, den feſten Boden unter mir zu prüfen

und Umſchau zu halten, wohin wir weiter ſteigen könnten. Es war ſehr mühſelig, nach unten weiter zu kommen; aber noch fürchterlicher erſchien uns die Umkehr nach oben, und ſo ſetzten wir den Abſtieg fort: ich ſchweißbedeckt, mit zerkratzten Händen und zerriſſener Kleidung, meine Gefährtin — blaß und zaghaft ſchweigend. — Aber kaum eine Viertelſtunde ſpäter, nachdem wir unerwartet plötzlich uns endlich am Fuß der finſteren Klippen inmitten eines Haufens ihrer Steintrümmer befanden, da widerhallte die Umgegend aufs neue von frohem Lachen und Triumphgeſchrei!

An einem der nächſtfolgenden Tage, bevor wir uns zum Grabe des Dichters begaben, gingen wir das Häuschen anzuſchauen, in dem er lebte und ſtarb und welches, wie man uns ſagte, noch in halbzerfallenem Zuſtande vorhanden war. Davon unterrichtet, daß das Haus dem Dorfſchulzen gehöre, erdachten wir einen Vorwand, um dasſelbe zu beſichtigen: wir wünſchten es zu kaufen. Der Hauswirt ſelber, ein athletiſcher Mann mit klugem, wohlgeſtaltetem Geſicht, führte uns in die verlaſſene Wohnung. Das Schloß raſſelte, die Thür kreiſchte in den verroſteten Angeln, und wir befanden uns in einem geräumigen halbdunklen Zimmer, wohin das Licht durch einen halb abgeriſſenen Fenſterladen drang; die übrigen waren feſt vernagelt. Einen Vorflur hatte die Hütte ſchon lang nicht mehr. Die nackten Balkenwände waren ſchon lang verfault. Es wehte uns wie Grabesmoder entgegen, und von allen

Seiten stürmten die Ueberlieferungen der Vergangenheit auf uns ein . . .

„Wie viel fordern Sie denn für diese Ruine?"

„Sechzig Rubel. — Hier hat noch Michael Larionowitsch Michailow gelebt, ist hier auch gestorben", fügte der Besitzer hinzu, der augenscheinlich den wirklichen Zweck unseres Besuches sehr wohl verstand.

„Wie, Sie erinnern sich sogar des Namens und Vatersnamens?"

„Ich sehe ihn sogar wie bei Lebzeiten vor mir. Es war ein prächtiger Herr, so ein guter Mensch, obgleich von Aeußerem unansehnlich. Ich war damals zehn Jahre alt, wie er starb; mein Bruder hat ihm das Grab geschaufelt."

Wir überschütteten den Erzähler mit allen möglichen Fragen; aber die Antworten, wie sich übrigens erwarten ließ, boten wenig Interessantes und trugen einen zu allgemeinen Charakter. Es war ein guter Herr . . . Er knauserte nicht mit Geld und schloß nie den Tisch ab, worin sie lagen, „die Haufen und Haufen Papierzettel —"! Am meisten las oder schrieb er . . . Bücher hatte er „die schwere Menge" . . .

Auch die anderen Dorfgreise konnten uns nichts Näheres mitteilen. Das Andenken an jene verhältnismäßig noch nicht fernen Zeiten, wo über das Kadajaer Bergwerk der berühmte Gehilfe von Rasgildejew, Kabakow, herrschte und unter seiner Zuchtrute sich Tschernyschewsky, Michailow und die polnischen Insurgenten von 1863 befanden: das Andenken an jene Zeiten ist bei den Ortseinwohnern schon ziemlich verloren gegangen. Dazu kommt noch, daß jene

Männer hier ihr besonderes, von der Außenwelt abgeschlossenes Leben lebten, daß sie ihre Zeit hauptsächlich in der Gesellschaft von Büchern verbrachten; wie konnten da wohl Bauern Charakteristisches über sie wissen?

Ich weiß nicht, wie der Gesundheitszustand des Dichters vor seiner Uebersiedelung nach Sibirien war; in Irkutsk machte er, scheint mir, einen Magentyphus durch; aber den Ausbruch der Lungenschwindsucht, welche ihn nach nur einjährigem Aufenthalt in Kadaja ins Grab brachte, schrieben die Bewohner der Umgegend ausschließlich einem Tage zu: dem Begräbnistage eines gemütskranken Verbannten, wobei sich Michael Larionowitsch den Fuß, sei es erkältete, sei es beschädigte. Seit dem Tage schritt die Krankheit rasch vorwärts, und das verhängnisvolle Ende wurde unabwendbar. —

Der Weg zum Grabe lag neben dem uns schon bekannten Felsgiganten. Hier fanden wir zwischen Granittrümmern einen ganzen Wald von frisch erblühten Marienwurzeln; auch abblühendes Tausendblatt sahen wir in Menge. Eine durch unsere Stimmen erschreckte Habichtsfamilie erhob sich mit aufgeregtem Geschrei aus den Felsspalten und begann in Kreisen über unseren Häuptern zu schweben; aus der Ferne riefen Kuckucks gedehnt und traurig einander zu; doch in der Höhe, im Himmelsblau, ertönte nimmer aufhörend das Jubellied der Lerchen. Unterwegs hatte Tania einen ungeheuren Blumenstrauß gesammelt und setzte sich nun auf einen der Granitblöcke; und ich sah nicht ohne Erstaunen, wie aus

dieſen beſcheidenen und unſcheinbaren Blumen, Maiglöckchen, wilden Lilien, Tauſendblatt und Marienwurzeln, unter ihren flinken und kunſtfertigen Fingern ein recht ſchöner, voller Kranz entſtand. Dann ſetzten wir unſeren Weg fort.

Der aus der Ferne nur wenig bemerkbare Hügel erwies ſich in der Nähe als eine hohe Felſenklippe, die zu erklimmen uns nicht wenig Mühe koſtete. Ohne aufzuatmen eilten wir zu den auf dem Gipfel ſtehenden rieſengroßen Kreuzen. Es waren ihrer drei, doch eines war wahrſcheinlich ſchon ſeit längerer Zeit durch den Sturm umgeworfen worden und lag, ganz von Würmern zernagt, an der Erde. Zu unſerer nicht geringen Enttäuſchung erwieſen ſich alle drei Aufſchriften als polniſch. —

„Aber wo iſt Michailow?“ fragten wir auf einmal einander und richteten inſtinktiv unſere Schritte zum Rand des Abſturzes, wo ein unordentlich aufgeworfener Haufen weißer Steine (einer Art groben Marmors) anſcheinend ein namenloſes Grab anzeigte.

„Etwa hier am Ende?“

Als wir ſpäter die älteren Bewohner von Kadaja befragten und ihre Ausſagen miteinander verglichen, überzeugten wir uns von der Richtigkeit unſerer Vermutung. Früher ſtand auf dieſem Platze ebenfalls ein Kreuz, von den Verwandten des Dichters aufgeſtellt; aber es war ſchon zehn Jahre her, daß es umgefallen und dann irgend wohin verſchwunden war: aller Wahrſcheinlichkeit nach von den Bewohnern zum Holzverbrauch geſtohlen. (Letzteres ſtellt in dem waldloſen Kadaja ein Wertobjekt vor.)

Wir legten den Kranz auf das Grab, ſchweiften lange in traurigem Sinnen auf dem Klippenplateau umher, ſchauten ringsum und erfreuten uns an der ſich hier darbietenden Ausſicht. Vor allem aber wurde das Auge angenehm überraſcht durch die Fülle des hier wachſenden Vergißmeinnichts: der ganze Hügel war buchſtäblich damit überſchüttet, und es ſchimmerte blau unter unſeren Füßen, als läge dort ein rieſiger, himmelblauer Teppich. Tief unten, in der dunklen Thalmulde, zog ſich das Dorf hin, wie ein graues Band, und von den anderen Seiten, am Rande des Horizonts, ragten die trauernden, ſcharfgegipfelten Bergkegel empor, als hüteten ſie den ungeſtörten Schlaf der Toten.

Trübſelig und unwirtlich iſt's in der langen Winterszeit hier im Nordoſten vom Baikalſee; die Felſen ſind vom Fuß bis zum Gipfel im Schneetreiben verweht und „nur von hungrigen Wölfen zeitweilig beſucht". Doch dafür iſt dieſer Fleck in den anderen Jahreszeiten einer der maleriſchſten in der Umgegend von Kadaja. Friede und Poeſie weht von den ſtolz einſamen Gräbern herüber, die ſo fern von jedem fremden und feindlichen Blicke in die Felſen gehöhlt ſind. In den klaren ſonnigen Tagen iſt die Luft erfüllt von nimmer ſchweigendem Getriller zahlloſer Lerchen, die frei im himmliſchen Azur ſich baden, und bei ihren triumphierenden Klängen kommen unwillkürlich Verſe in den Sinn, welche in den „Otetſch. Sap." („Vaterländiſche Notizen") im Jahre 1871 unter den beſcheidenen Buchſtaben M. M. ihren Platz fanden:

„Kerkerszeit verſtrich nun —!
Schweif durchs Bergrevier!
Nicht mehr geh'n in Waffen
Söldner hinter dir.

Mehr der Freiheit — — — Engen
Jener Berge Reih'n,
Mehr als Kerkerwände
Mir die Weite ein?

Dort, in dunkler Wölbung,
Macht zu atmen Schmerz,
Wünſchend noch zu pochen,
Müde ward das Herz.

Hier ſich mir zu Häupten
In der blauen Luft
Hoch die Lerche wieget,
Und ſie ſingt — ſie ruft —!"

Wie ein goldener, ſeliger Traum flog der Sommer dahin!

An einem ſchönen Auguſtmorgen wurden wir völlig unvermutet von der Nachricht überraſcht, daß das Bergwerk endlich von jenem vornehmen General beſucht werde, deſſen Ankunft von der Kobylka nun ſchon ſo manches Jahr mit ſolcher Ungeduld erwartet ward. Indeſſen, kaum hatten wir Zeit gefunden, uns auf die Ereigniſſe vorzubereiten, als ſie auch ſchon der Vergangenheit angehörten ... Am Abend zuvor, genau zur elften Stunde, war der General in Kadaja angekommen, und als am Tag darauf die Sonne im Mittag ſtand, da war er ſchon fort. Und in dieſer kurzen Zwiſchenzeit brachte er es fertig, eine große Menge Geſchäfte zu erledigen: auszuſchlafen, zu frühſtücken, an Ort und Stelle die Zwangs-

arbeits-Frage genauer kennen zu lernen, eine Besichtigung des Gefängnisses vorzunehmen und endlich der Ortsadministration die unumgänglichen Anweisungen und Instruktionen zu geben. Mit dem gleichen Ungestüm und der gleichen Gründlichkeit wurden augenscheinlich auch die übrigen Bergwerke besichtigt, und der hohe Würdenträger beeilte sich, nach Petersburg abzureisen, indem er hinter sich den Eindruck des Glanzes, Donners und Nebels zurückließ. Man erzählte sich, daß selbst der Amtsvorsteher der Zwangsarbeiten in diesen Tagen trübselig mit tief gesenktem Kopf herumging, und kein Wunder: auf irgend eine Bemerkung seinerseits folgte die rauhe und aufgebrachte Antwort, manchmal sogar in Gegenwart der Arrestanten:

„Ich kam nicht her, um Ratschläge anzuhören, sondern welche zu geben!" —

Alles dies rief in den unteren Ranggraden der Administration helles Jauchzen hervor.

„Das Gewitter ist vorbeigezogen — bummeln wir!" kreischte fröhlich Kostrow, während er an den Fenstern meiner Wohnung mit seinen zwei Brandfüchsen vorüberjagte und mir vertraulich eine Kußhand zusandte.

Es ist wahr, daß viele der Arrestanten, die vorhatten, sich an den General mit verschiedenen Bitten und Klagen zu wenden, und die dazu nicht die Zeit fanden, ein betrübtes Gesicht machten; aber auch sie fanden bald Trost in philosophischen Betrachtungen.

„Na, diesmal ist's uns nicht geglückt — so glückt's ein anderes Mal. Er ist ja, wie es heißt, jetzt nach

Kara gegangen; wenn er zurückfährt — sieht er bestimmt wieder bei uns nach. Das Schlimmste ist, diese Hunde, die Aufseher, haben einen ja nicht nah 'ran gelassen, damit er nicht die Nase in alles steckt; denn er ist ein ganz richtiger General, und nach dem Gesetz und außer'm Gesetz, heißt's, ist ihm alle Gewalt gegeben! Und zu unsereinem so viel Güte im Gesicht! Und die Inspektorchen verhimmelt er nicht! Wie er sie nur anbellt, Brüder, wie er sie anbellt! Wenn er zurückfährt, — na, da lassen wir ihn schon nicht so durch."

Mit einem Wort, an diesem und einigen folgenden Tagen war die Stimmung die allerfestlichste.

Eines Morgens — Tania und ich waren kaum aus dem Bett — ließen meine Wirtsleute mir sagen, daß eine Frau schon lange im Vorflur auf unser Erwachen warte. Wir befahlen, daß man sie ohne Zögern vorlassen solle. Kaum hatte die Frau die Schwelle überschritten, als sie sich mir zu Füßen stürzte und in Thränen ausbrach. In der kleinen verrunzelten Greisin erkannte ich mit Mühe unsere Freundin Podusdicha.

„Um was handelt es sich? Was ist geschehen?"

„Ach, Väterchen, Herzchen, meine, ach, meine Täubchen ihr", jammerte die Alte laut, „man führt fort, man verschickt! — Ach, ich unglückliches Weib, ich Unglückselige!"

„Wen führt man fort? Wohin?"

„Ja, Duniacha, mein Mädel ... auf die Sokolininsel!"

„Aus welchem Grunde? Das kann ja gar nicht

ſein. Stehen Sie auf, ich bitte Sie, und reden Sie vernünftig. Weswegen führt man ſie fort? In einem Monat iſt ja überhaupt ihre Strafzeit zu Ende? Das iſt ja ungereimtes Zeug, irgend ein dummes Arreſtantengeſchwätz."

„Nein, kein Geſchwätz, Väterchen, wie kann das denn Geſchwätz ſein", erwiderte in Thränen faſt erſtickend die Podusdicha, „noch vorgeſtern bei der Abendkontrolle hat uns der Inſpektor ein Papier vorgeleſen: ſeht, all die ledigen Weibsleut, die noch unter vierzig Jahr ſind, hat der General befohlen, nach Sachalin zu ſchicken — — Und heut um elf Uhr iſt die Abfahrt!"

„Was ſagt ſie da?" flüſterte Tania; ſie wurde furchtbar bleich und griff krampfhaft in meinen Aermel, als ob ſie zu fallen fürchtete. — „Sie phantaſiert — — —"

Ich erinnerte mich plötzlich an das lange beſtehende Beſtreben der Gefängnisverwaltung, die Inſel Sachalin um jeden Preis zu beſiedeln, und erinnerte mich daran, daß ähnliche Ueberführungen von Zwangsarbeiterinnen dorthin ſchon in früheren Jahren ſtattfanden; darum ſchwieg ich, wie ſehr ich auch von der unerwarteten Nachricht erſchüttert war.

„Aber ſie hat ja einen Verlobten, eine Mutter!" rief Tania und rang die Hände, „das iſt unmöglich, das iſt unmenſchlich!"

„Ach, du mein Mütterchen, die Pelagia Konzowa hat drei Kinder von ihrem ungetrauten Mann, und die haben ſie auch vom Papier abgeleſen, weil, ſagen ſie, nach dem Geſetz biſt du eben ledig."

„Nein, das kann man unmöglich zulassen! Iwan Nikolajewitsch wird sich sofort zu Kostrow begeben. Oder nein, noch besser, ich begebe mich mit ihm dorthin. — Da steckt wahrscheinlich irgend ein furchtbares Mißverständnis dahinter ... Und zu denken, daß ich das alles verursacht habe! Gott, Gott, wie viel Zeit habe ich verstreichen lassen, und nun das!“ —

„Sie sind unsre Wohlthäter!“ schrie die Podusdicha und plumpste wieder zu unsern Füßen nieder. „Nehmen Sie uns in Schutz, uns Waisenkinder! Haben ja keine andere Hoffnung mehr!“

Doch ich rührte mich nicht vom Fleck. Tania flammte auf.

„Nun, was stehst du so, wie ein fühlloser Klotz?“ rief sie, mir einen zornigen Blick zuschleudernd. „Komm schneller, wir müssen diese Minute hin!“

Aber ich konnte ihr noch nicht meine Ansicht über die Nutzlosigkeit jeden Einschreitens, und besonders von unserer Seite, mitteilen — (und wem gegenüber? dem in diesen Fragen ganz machtlosen Inspektor!) — als die Thür sich geräuschvoll öffnete; ins Zimmer trat nicht, sondern flog vielmehr — ein hochgewachsener, bleicher, atemloser Mann von zerquältem Aeußern, mit losgeknöpftem Hemdkragen und ohne Mütze. Ich erkannte im ersten Moment Bußow nicht, hielt ihn für einen betrunkenen Bauern und eilte ihm instinktmäßig entgegen.

„Iwan Nikolajewitsch, ist sie vielleicht hier?!“ heulte Bußow mit heiserer, entsetzter Stimme auf; dann warf er einen Blick auf die Anwesenden, stürzte

lang auf den Boden hin und begann ſchluchzend ſich Kleider und Haar zu zerraufen.

Erſchüttert von dieſem Verzweiflungsausbruch des großen, ſtarken Menſchen und noch nicht ganz begreifend, um was es ſich handelte, verſuchte ich ihn zu beruhigen, ihn zu überreden aufzuſtehen und ordentlich alles zu erzählen.

„Aber Andrei, Sie weinen um Ihre Braut gerad' wie um eine Tote; am Ende führt man ſie doch nicht ins Jenſeits. Zu allerletzt, können Sie denn nicht ſelber ſich nach Sachalin überführen laſſen? Mit Ihrer Geſchicklichkeit im Handwerk wird's Ihnen nirgend fehlen. Schämen Sie ſich, ſo kleinmütig zu ſein!"

„Kleinmütig?" fragte Bußow, ſich erhebend. Er hörte plötzlich zu weinen auf und warf mir einen beinah feindſeligen Blick zu.

„Ja, vielleicht iſt ſie ſchon jetzt nimmer unter den Lebenden! Verſtehen Sie's doch! Oder werden Sie, wie der Herr Koſtrow, ſagen, daß ſie fortgegangen iſt und ſich 'rumtreibt? Hört doch auf, ihr Herrn, die Leute zu foppen. Die geht nicht ſich herumtreiben, iſt nicht ſo eine. Und ich weiß ſchon, wo ich ſie ſuchen muß: in den alten Schächten — da wird ſie liegen!"

Er machte eine energiſche Bewegung um fortzugehen; die alte Podusdicha erwiſchte ihn kaum noch am Aermel.

„Was du auch alles! Andrei, Gott bewahr' dich, biſt nicht bei Sinnen! Ich hab' ja dieſe Minute Duniacha geſehn!"

Bußow blieb düſter auf der Schwelle ſtehen.

„Wann haſt ſie geſehn? Wo?“

„Na eben, als ich herlief, zu Iwan Mikolaitſch — — Willſt hin, denk ich mir, ſind ſtudierte Leute, nicht unſer närriſcher Unverſtand, vielleicht geben ſie gar einen guten Rat... Und Duniacha iſt zur ſelben Stunde gegen's Bergwerk gegangen: muß doch, ſagt ſie, zur Schmiede 'rangeh'n, den Andrei beſuchen — na ſiehſt du, dich beſuchen.“

„Aber ſie war ja nicht in der Schmiede, ſie war ja gar nicht! Und ein paar von der Kobylka ſagen, — ſie wär' den Berg hinauf gegangen. Der Wächter vom Lichtſchacht, ſagen ſie, hätte ſie geſehn. ‚Wohin gehſt denn, Awdotia?‘ hätte er gefragt. Zu Anfang hätte ſie nichts zur Antwort gegeben; aber dann drehte ſie ſich um, lacht und ſpricht noch: ‚Blümchen‘, ſpricht ſie, ‚will ich zum Abſchied meinem Andrei rupfen.‘ Und damit iſt ſie den Kegel 'nauf. Zuerſt mocht ich's nicht glauben: ich meine, die Kobylka ſchwatzt eins... böſe ſind ſie alle, wollen ſich einen Witz mit mir machen, daß ich erſchrecke... Da bin ich erſt hergelaufen, na, nu ſeh' ich's ja — — —“

Die Podusdicha fing an zu jammern und zu wehklagen. — Ich warf haſtig ein Kleidungsſtück über, ſagte Tania, daß ſie zu Haus bleiben ſolle, und begab mich zum Gefängnis. Bußow war auf der Straße ſchon nicht mehr zu ſehen.

In der Wohnung des Inſpektors fand ich eine ungewöhnliche Bewegung. Die Stimme Koſtrows, der wütend wie ein wildes Tier war, donnerte durchs ganze Haus. Er fuhr fort, die Aufſeher anzuſchreien

und in nicht wiederzugebenden Ausdrücken zu ſchimpfen, ſogar als er mich erblickte.

„Geſindel ihr, Teufelsbande! Ich laß euch alle in Feſſeln ſchmieden! Im Kerker laß ich euch verfaulen, ich — prügele — euch — tot! — — Ach, was ſoll ich jetzt mit Ihnen —?“ winkte er grob nach mir hinüber ab, ſenkte indeſſen doch ſeine heiſer geſchrieene Stimme und fuhr dann fort, ohne mir gerade in die Augen zu ſehen: „Sie wiſſen nicht, was hier alles vorgeht! Vor Gericht wollen ſie mich bringen, die Halunken! Sehen Sie, ich in aller Seelenein falt kündige ihnen vor der Zeit die Ueberführung nach Sachalin an. Ordnungsmäßig mußte man am nämlichen Morgen des Wegzugs, heute, ihnen den Befehl vorleſen und ſofort hinterher die, welche es anging, arretieren. So war mir, um die Wahrheit zu ſagen, auch vorgeſchrieben worden, zu verfahren. — Ich aber dachte bei mir: es ſind doch auch Menſchen — — Man muß ihnen doch Zeit laſſen ſich zu ſammeln, ſich vorzubereiten — — Beſſer, wie's die Menſchlichkeit fordert. — Sie aber, dieſe Schufte, was für eine Menſchlichkeit haben ſie mir aufgetiſcht! Stellen Sie ſich vor, zwei Mädchen ſind heut Nacht mit ihren Liebhabern davongelaufen! Nu, und wer ſoll jetzt, geſtatten Sie die Frage, das verantworten? Ich, nur ich allein! Aber ich will die Halunken bis auf den Grund der See aufſuchen und dem Gelichter das Fell über die Ohren ziehen! Ich nehm's auf meine Kappe — ich prügle ſie tot! — — Bei Gott, ich thu's, ſelber, mit eigenen Händen!“

„Und ihr ſeid mir auch ſchöne Aufpaſſer!“ warf

ſich Koſtrow plötzlich wieder auf den furchtſam gewordenen Haufen der umherſtehenden Aufſeher. „Wozu habt ihr Augen? Wofür bekommt ihr das Gehalt? Ich werd' euch alle vor Gericht ſtellen, verſteht ihr? Werd' euch nach Sibirien ſchicken!“ —

Hier begriff Koſtrow indeſſen, daß er ſich vergaloppiert hatte, als er den Sibiriern mit der Verſchickung nach Sibirien drohte, und eilte, den Fehler zu verbeſſern.

„Mit allen, bis zum letzten, rechne ich ab! Teufel ihr, Geſindel!“

„Geſtatten Sie die Meldung, Herr Inſpektor“, begann ſtotternd vor Furcht einer der Aufſeher; aber Koſtrow krähte aus vollem Halſe:

„Schweigen! Schweigen, wenn man Sie nicht fragt!“

Gleich darauf aber fügte er mit Neugier hinzu:

„Was iſt denn los?“

„Geſtatten Sie die Meldung, Herr Inſpektor, Andreas Bußow iſt nicht fortgelaufen.“

„Bußow? Reden Sie keinen Blödſinn! Bin vollkommen überzeugt, daß dieſe ſchlaue Zigeunerfratze mit ſeiner Dunjka über alle Berge iſt!“

Hier hielt ich es für möglich, mich ins Geſpräch zu miſchen, und erzählte von meinem Zuſammentreffen mit dem Schmied und von ſeinen Befürchtungen. Koſtrow brach in ein ſpöttiſches Gelächter aus.

„Ha—ha—ha! Geſchickt hat's die Beſtie ausgedacht — in den alten Schacht hat ſie ſich geſtürzt. So dumm bin ich nicht! Daß ich das glaubte! Die Augen will er blenden. Verſteckt hat

er ſie, damit ſie ſpäter zuſammen auskneifen, wenn der Zug nach Sachalin fort iſt und die Nachforſchungen aufhören. Na, auf ſolchen Einfaltspinſel iſt er nicht geſtoßen. — Ihr werdet gefälligſt ſogleich dieſen Nichtswürdigen arretieren und unter ſtrengſter Bewachung halten! Nein, das Allerbeſte iſt, ihn ins Gefängnis abzuführen. Ihr haftet mir mit Eurem Kopf für ihn. Nach der Dunjka wird weiter geſucht. Wenn Bußow hier iſt, ſo heißt das, ſie iſt auch nicht weit davon. Nun und von dem anderen Paar iſt nichts zu hören? Wo iſt Senjka mit Kathrinchen?"

„Wir können's nicht erfahren, Herr Inſpektor", antworteten die Aufſeher, „man muß annehmen, daß die wirklich entwiſcht ſind — — —"

„Wirklich, wirklich!" höhnte Koſtrow in Wut. „In die Fratzen, wirklich, müßte man gewiſſen Leuten mit der Peitſche eins geben! Was lungert ihr hier herum? Marſch und thut, was euch befohlen iſt!"

Die Aufſeher verſchwanden augenblicklich.

„Und was ſoll ich bloß jetzt anfangen?" wandte ſich der Inſpektor mit kläglichem Stöhnen an mich. „Was ſoll ich dem Amtsvorſteher melden? Von fünf Weibern, die ich heute abliefern ſollte, fehlen ganze zwei! — Der Teufel werd' draus klug! Ja, und die dritte — was meinen Sie, wie zimperlich! — hat plötzlich hitziges Fieber bekommen — — Verſteht ſich von ſelbſt, Verſtellung. Hat irgend einen Dreck geſchluckt — das verſtehen ſie. Meiſter in allen Ränken! Doch geht mich der Handel nichts an. Dieſe kranke Dame ſchicke ich trotzdem nach Serentuj, und da mag der Doktor zuſehen, was er herausbringt." —

Auch ich machte, daß ich endlich von Koſtrow fortkam. Ich wollte je eher, je lieber mit Bußow zuſammenkommen.

Es war ein klarer, warmer Morgen. Die Vulkane, mit noch kaum bleichendem Grün bekleidet, ſchwammen in ſonnigem Glanz. Der Lichtſchacht des Bergwerks funkelte blendend hell mit den rot gewordenen Glasſcheiben ſeiner Fenſter. Einem richtigen Inſtinkte folgend, ſchritt ich bergan zur Höhe. In der Ferne blitzten in der Sonne die Bayonnette einer raſch vorſchreitenden Koſakenabteilung.

Plötzlich ertönte vom Bergwerk her eine laute, rufende Stimme.

„Hierher, hierher!“

Ich beſchleunigte unwillkürlich den Schritt und ſah auf einer Felſenklippe eine menſchliche Geſtalt, welche wie raſend mit einer roten Flagge wehte. Die weiter als ich entfernten Koſaken mußten den Rufer augenſcheinlich ebenfalls bemerkt haben: ſie machten plötzlich Halt, als ob ſie über etwas beratſchlagen wollten; dann funkelten wieder die Bayonnette auf, und die Abteilung machte eine Schwenkung in der Richtung auf den unaufhörlich ſchreienden Menſchen. Es war Bußow. Ich langte als Erſter bei ihm an. Er war von Kopf zu Fuß naß von ſtrömendem Schweiß, und es ſchien mir ſogar, daß das rabenſchwarze Haar des Schmiedes leicht mit weißem Schaum bedeckt ſei, wie bei einem Pferde, das von langem und ſchnellem Lauf erhitzt iſt.

„Nun, was giebt's, Andrei?“ fragte ich außer Atem.

„Gefunden — — Hierher, hierher!“ ſchrie er von neuem, aufgeregt ſeine Flagge ſchwenkend.

Ich ſah ihn verſtändnislos an: wenn er Awdotia lebend gefunden hatte, aus welchem Grunde rief er die Mannſchaft herbei und verriet ſie? Oder wirklich tot? — Aber ich verlieh meinen Gedanken keinen Ausdruck. Bußow ſchwieg gleichfalls.

„Was brüllſt du?“ fragte ärgerlich im Näherkommen der breitſchultrige Unteroffizier mit unangenehmem, blaurotem, mit Hitzblattern beſätem Geſicht. „Was haſt du da gefunden?“

„Awdotia hab' ich gefunden, kommt.“

Die Koſaken ſahen ſchweigend einander an, und wir alle folgten Bußow nach. Durch das ſtachlige Geſträuch von Hagedorn und wilden Roſen, über hohe Haufen von Kieſelſteinen und ausgeſchiedenem altem Erz, das hell in der Sonne blitzte, führte er uns endlich zu einem großen Erdausſchnitt, der mit Steinen überſäet und mit Steppengras bewachſen war. In ſeiner Mitte lagen alte halbverfaulte Holzplanken unordentlich herum, und daneben ſperrte die ſchwarze Oeffnung eines Brunnens mit halbzerſtörtem Gehäuſe ihren Rachen auf. Das war der alte Schacht ...

Der Unteroffizier brach zuerſt das Schweigen.

„Du, foppt' uns nicht, Hundshaar du!“ wandte er ſich an Bußow und hielt ihm energiſch ſeine ungeheure Fauſt dicht unter die Naſe. „Bring' die Obrigkeit nicht von der Spur ab! Was für'n Waldgeiſt haſt du da gefunden? Wo ſiehſt du was?“

„Kriecht hinein, ſo werdet ihr's ſchon ſelbſt ſehen!“ antwortete ruhig der Schmied.

„Kriech ſelbſt hinein, du Sträflingsſeele! Meinſt, haſt auch richtige Narren gefunden ... Hier iſt es ja gefährlich, näher zu treten; eh' man ſich's verſieht, fliegt man hinunter ... Alles verfaultes Zeug ... Und wie's dunkel iſt! Kann man denn da irgend was ſehen? Ob zehn bis zwanzig Klafter langen? Und unten am Ende Waſſer?"

Die Koſaken begannen zu lärmen; auf den Arreſtanten flogen von allen Seiten Drohungen und Schimpfwörter zu.

„Nun werd' ich Ihnen mal was ſagen, meine Herren Soldaten", begann Bußow mit ſeiner frühern, gleichmäßigen Stimme. (Er war nur furchtbar blaß; eine ſeltſame Ruhe war über ihn gekommen mit der Minute, wo die Soldaten ihn erreichten.) „Aergern Sie ſich lieber nicht, ſondern hören Sie mich an. Ich ſelber weiß ſchon ſeit heut' in der Früh, daß Awdotia nicht mehr lebt; na — und hier können Sie die Kennzeichen ſehen, wo Sie die Tote zu ſuchen haben. Da iſt zu allererſt ihr Tuch, ich hab's hier aufgehoben, da neben dem Schacht."

Aller Blicke richteten ſich auf das große rote Tuch, welches er in den Händen hielt und welches er vorher über dem Kopf geſchwenkt hatte, als er die Koſaken zu ſich rief:

„Na, nehmen wir an, das braucht noch nichts zu bedeuten", begann der Unteroffizier nach einer Minute allgemeinen Schweigens, „das Tuch konnte ſie verlieren und ſelbſt weiter gehen." —

„Und die Bretter da? Sind Sie blind geworden?" fragte Bußow mit plötzlicher Wut und ſtürzte

ſich auf die neben dem Brunnen liegenden Planken. „Nicht wahr, der Schacht da iſt doch zugedeckt geweſen? — Bleibt jemals ein alter Schacht offen ſtehen?“

Wieder ſchwiegen alle auf Augenblicke ſtill, betroffen von dieſem wuchtigen Beweis.

„Um den Verdacht abzulenken!“ kreiſchte plötzlich mit dünnem Stimmchen ein bartloſer Koſak mit ſpitzem Näschen und weißhaarigen Augenbrauen und Wimpern. „Um den Verdacht abzulenken, iſt es gemacht!“

„Das muß unterſucht werden!“ entſchied der Unteroffizier. „Wenn's zum Ablenken iſt, ſo wirſt du, Bruder, nach Recht und Geſetz dich dafür verantworten, wenn aber nicht — — — Heda, Kinder, ein paar von euch flink zum Lichtſchacht und ein Seil geholt! Und vergeßt die Laterne nicht! Aber du, Pugowkin, ruf mal den Offizier. Ohne den Offizier geht es nicht.“

Pugowkin, der nämliche weißbewimperte Koſak mit dem ſcharfen Näschen, der die Vermutung von Verdachtsablenkung ausgeſprochen hatte, ergriff feſter das Gewehr und rannte kopfüber den Berg hinunter; hinter ihm liefen zwei andere Koſaken zum Lichtſchacht. Die Zurückgebliebenen gingen daran, den Plan zu beraten. Sie liefen um den Schacht herum, ohne ſich indeſſen entſchließen zu können, nah an die Oeffnung heranzutreten; ſie ſtampften mit den Füßen, um die Feſtigkeit des Bodens zu prüfen, ſchrien ohne Sinn und Verſtand und ſchimpften ſich unter einander. Bußow ſtand apathiſch und wie ſchlaftrunken an der

Seite und nahm am allgemeinen Wirrwarr keinen Anteil. Ich ſetzte mich weiter ab auf einen Stein.

Es war noch keine halbe Stunde vergangen, als die Abgeſandten mit einem Tau wiederkehrten und fünf Minuten ſpäter ſprengte auf weißem Pferde ein junger Cornet heran. Groß gewachſen, rotwangig, mit rundem, noch bartloſen Geſicht, welches ſich unaufhörlich in launiſchen Grimaſſen bewegte, nahm er von dem Unteroffizier mit nachläſſigen Gebärden und ebenſolchem Tonfall der Stimme den Rapport über das Vorgefallene entgegen und begann dann, Anordnungen zu treffen.

„Nu, hinein, Kinder — — — Einer von euch widelt ſich das Tau um den Hals — nicht doch, um den Leib. Und all ihr Andern, ihr haltet ſo feſt ihr könnt!“

Aber es fand ſich kein Liebhaber für das Umwideln und Hinunterfahren.

„Was drückt ihr euch ſo davor, ihr Feigherzen?“ zürnte der Cornet. „Wenn's der Offizier befiehlt, ſo müßt ihr in Feuer und Waſſer ſpringen! Stellt euch vor, daß vor euch der Feind ſteht — — —“

„Sie fürchten ſich davor, Euer Wohlgeboren“, verteidigte der Unteroffizier, „daß unten faule Luft iſt. Man kann erſticken, meinen ſie —“

„Unſinn, Brüderchen! — Uebrigens kommt es vor —“ ſtimmte gleich darauf der Offizier bei und begann auf dem gereizt und unruhig ſich bewegenden magern Paßgänger hin und her zu tänzeln. „Na, aber was ſoll denn werden?“

„Wenn man den voranſchickte —“ der Unter-

offizier wies auf Bußow, „weil er doch der Bräutigam ist — — Ja, und er hat auf diesen Schacht hingewiesen.“

„Bravo, bravo!“ rief erfreut der Vorgesetzte. „Nu, also dann geh du, Brüderchen, mal dran! — Steig' mal da gefälligst hinunter — — Und bei mir muß es flink gehen! Rühr' dich! Wag's nicht, dich zu weigern!“

Aber Bußow dachte an kein Weigern. Mit schnellen Bewegungen umwand er sich mit dem Seil, nahm die Laterne in die Hand, und — kaum, kaum konnten die Kosaken sich noch zur rechten Zeit darauf besinnen und das freie Ende des Taues ergreifen — als er sich schon in den dunklen Schacht hinunterstürzte.

„Geradezu wie ein Besessener —“ murmelte der Unteroffizier in den Bart.

„Ein kühner Junge, seht, der hat Mut!“ lobte laut der Cornet, während er zierlich sein Pferd tummelte.

Das Seil rollte sich schnell und lange ab.

„Zwölf Klafter, wenn nicht mehr, sind schon abgelaufen“, sprachen die Tauhaltenden unter einander.

Zu der Gesellschaft waren jetzt einige keuchende Aufseher hinzugekommen, welche Kostrow abgeschickt hatte. Flüsternd weihte sie der Unteroffizier in die Sachlage ein.

„Halt! Stopp! Er hat festen Boden erreicht, das Seil wird schlaff!“

Alle hielten unwillkürlich den Atem an.

„Nu, was ist da unten?“ schrie der Unteroffizier, indem er vorsichtig an den Schachtrand trat.

Selbst der kecke, schmucke Cornet unterließ einige Zeit sein Courbettieren und seine Grimassen.

„Nun?“ fragte er gedehnt und ungeduldig.

Am Grunde des Schachtes herrschte Schweigen. Der Unteroffizier rief noch mehrmals hinunter — es kam keine Antwort. So gingen wohl zehn Minuten vorbei, in quälender Erwartung.

„Wahrscheinlich seilt er jetzt an — —“

„Wen?“

„Na, die Tote doch — — Erst sie in die Höh', und dann er selbst.“

„So zieht endlich das Seil an! Was! Will er's sich da unten bequem machen, das Vieh?“ rief zu guterletzt der Offizier.

Die Kosaken rissen kräftig am Tau. Auch von unten, als wäre es eine Antwort, erzitterte leise der Strick.

„Aufziehen“, befiehlt er, „aufziehen! Nur zu, Jungens, drauf los!“ Und fünf Kosaken ergriffen das Seil und begannen aus aller Kraft sich abzuschleppen; zu ihnen gesellten sich noch zwei Aufseher.

„Uff, was ist sie schwer, solch Sträflingsmädel!“

„Nicht umsonst sagt man, daß sie euren Kostrow abgeschüttelt hat.“

Die Verfasser dieser groben Scherze wollten sich scheinbar selber dadurch Mut zusprechen, denn sie hatten augenscheinlich sämtlich Angst davor, in jedem Augenblick erwarten zu müssen, den verstümmelten Leichnam der Selbstmörderin heraufzu-

ziehen. — Der Cornet gab sich seinerseits den Anschein, als ob er das Gespräch seiner Untergebenen nicht höre, und fuhr fort, waghalsig die Hände in die Seiten stemmend, wie früher mit seinem Pferde zu tänzeln.

„Na—na—na — Jungens, noch ein wenig — — U—uff!“

Und aus dem Brunnen tauchte der schwarze Kopf Bußows auf. Alle schrien erstaunt auf. Der Cornet wurde purpurrot vor Aerger und sein rotwangiges, wohlgenährtes Gesicht verzog sich zu einer kindisch-launenhaften Grimasse.

„Was stellst du eigentlich an, Brüderchen, he? Machst du dich vielleicht über mich lustig? Mit Pferdepeitschen werde ich dich durchfuchteln lassen, du Hundekerl! Ich verliere hier nutzlos deinetwegen meine Zeit — — Warum hast du sie nicht hergeschleppt, wenn du sie gefunden hast?“

„Schleppen Sie sie selber her, wenn Sie's nötig haben!“ gab Bußow dumpf, kaum hörbar zurück. Und ohne das um seinen Rumpf geschlungene Seil abzuwerfen, setzte er sich aufs Schachtgehäuse.

Einen Augenblick lang wurden alle durch diese Antwort verblüfft; dann aber machte der junge Offizier, jede Vorsicht vergessend, zum Schacht hinüber einen zornigen Satz, beugte sich vom Pferde nieder und hieb mit vollem Schwunge dem Arrestanten mit der Reitpeitsche gerade ins Gesicht. Eine blutige Spur zeichnete sich sofort von der linken Schläfe zur rechten Wange ab. —

„So also antwortest du einem Offizier, du Schuft? Erzähle, was du dort gesehen hast!"

Aber Bußow blickte seinen Peiniger nicht einmal an. Ohne mit einer Muskel zu zucken, fuhr er fort mit tief herunter hängendem Kopf rittlings auf dem Gehäuse zu sitzen, als wäre er in tiefstes Sinnen versenkt. Ich gab jetzt meinen Beobachtungsposten auf und trat ganz nahe an den Ort der Handlung heran; und neuerdings lenkte sich meine Aufmerksamkeit auf das Haar des Schmiedes, das, wie mir schon vorher scheinen wollte, mit weißem Schaum bedeckt war, wie er auf abgehetzten Pferden liegt: der Schaum war — ergrauendes Haar, das sich jetzt genau bemerkbar silbern über den kohlschwarzen Scheitel legte! —

„Euer Wohlgeboren, wir haben Befehl, diesen Halunken zu arretieren!" wandte sich einer der Gefängnisaufseher, indem er die Honneurs machte, an den Cornet.

„Das ist der rechte Weg für ihn, den Schuft!" antwortete zornig der Cornet und ritt zur Seite.

Die Aufseher eilten zu Bußow, befreiten ihn von dem Strick und führten ihn ab. Er widersetzte sich nicht.

„Andrei, haben Sie sie gesehen?" fragte ich leise und nahm vorsichtig seine Hand.

Andrei zuckte zusammen und hob zu mir seine tief eingesunkenen, trübe gewordenen Augen empor: sie sahen mich mit so traurigem, so flehendem Blicke an.

„Ja?"

Er nickte bejahend, ließ dann wieder den Kopf auf die Bruſt fallen und ſenkte die Augen zu Boden. Dies war ſchon nicht mehr der frühere Bußow, jung, ſchön und ſtark, ſondern ein gebrechlicher, ſchwacher, beklagenswerter Greis! —

„Eh, was ſie in aller Welt für Unruh gemacht hat, dieſe Sträflingsbrut!“ wendete ſich an mich wie Teilnahme ſuchend der Aufſeher, welcher Bußow verhaftet hatte.

Ich zuckte ſchweigend die Schultern, verließ die traurige Prozeſſion und eilte nach Hauſe.

Am Abend lag Tania in Fieberhitze und phantaſierte. Ihr erſchienen flüchtige Arreſtanten, welche ſich in den Winkeln unſres Zimmers verbargen; Soldaten, die im ganzen Dorfe herumwühlten; ihre in der Sonne funkelnden Bayonette und ihr drohendes Geſchrei. Aufgeregt und mit zornigen Gebärden ſchickte ſie mich immerzu, irgendwo für etwas Sorge zu tragen, Beſchwerde zu führen,; ſie weinte, verwünſchte, flehte — — — Entſetzen ergriff mich bei dem Gedanken, daß ſich bei ihr ein Nervenfieber entwickele, und ich, ich wußte nicht, was ich thun, was ich vornehmen ſollte. Ich überſchüttete mich mit bittern Vorwürfen, verwünſchte meinen Egoismus, meinen Leichtſinn; ich that heiße Gelübde — ſowie nur der winterliche Weg hergeſtellt ſei, die Schweſter ohne Zögern nach Rußland zurückzuſenden. Zum Glück hatte ich keine Zeit, mich fruchtloſen Selbſtpeinigungen zu überlaſſen; es galt Tag und Nacht zu arbeiten und all die dürftigen mediziniſchen Kenntniſſe anzuwenden, welche ich beſaß. Und das Schickſal hatte

Mitleid mit meiner Hilfloſigkeit: die Fieberglut verſchwand allmählich, und nach drei Tagen konnte die Kranke, obgleich noch furchtbar blaß und ſchwach, doch ſchon im Bette ſitzen. Jede Gefahr war augenſcheinlich vorübergezogen.

Aber als ich glücklich und froh zu Tania herantrat und lächelnd ihre Hand ergriff, ſank ſie mir plötzlich an die Bruſt und brach in bittere Thränen aus.

„Lieber, Teurer — — — Kann wirklich nur der Tod von ſolchem Elend befreien?“

Epilog.

Jahre verſtrichen. Alles in der Welt hat ſein Ende — auch meine Strafzeit. Vieles, ſehr vieles ſchon beginnt ſich im Gedächtnis auszuglätten, und wenn in der Seele zuweilen dies oder jenes Bild, dies oder jenes Ereignis aus der Vergeſſenheit auftaucht, ſo kann es vorkommen, daß ich mich ſelber frage —: „War dies wirklich ſo, oder kommt mir nur ein Traum in den Sinn?“ Uebrigens, dieſe Notizen, die zur Hälfte noch während der Zwangsarbeitsjahre zuſammengeſtellt wurden, bewahren nun auf immer für mich ſelbſt das Hauptſächliche, das Wichtigſte, und wenn ich ſie durchſehe, ſo ſteigt alles Durchlebte bis zur letzten Kleinigkeit ſo deutlich wieder aus der dunklen Tiefe der Vergangenheit empor. Und ſo nah erſcheinen aufs neue all dieſe „Mara-

kaſy", „Tarbagan", „Djubi", all dieſe hungrigen, wilden, unwiſſenden, harten, all dieſe unglücklichen, endlos unglücklichen Menſchen, vor allem und mehr als alles „Unglückliche". Das Herz ſchmerzt wieder und ſtöhnt gequält ... Und aufs neue möchte ich plötzlich unter ihnen ſein; aufs neue ihr bitteres Los teilen; verſuchen, einen Funken des Lichts auf dem Grunde ihrer Seelenfinſternis zu finden ... Und bisweilen iſt mir's, als müßte ich mich meiner ſchämen, daß man nun wieder im Lager der „Sieger", im Lager der „Müßiggänger" lebt! —

Nicht ſelten ſuchen mich des Nachts fürchterliche alpdruckgleiche Träume heim, und zwiſchen Schrecken, Weh und Leiden jeglicher Art flirren durch das erhitzte Hirn bekannte Erſcheinungen. So träumte mir einmal von der unglücklichen Flucht einiger Arreſtanten aus dem Gefängnis, und unter ihnen war Petin-Sochaty. Die vertierten Soldaten brachten ihn mit Bayonnetten und Flintenkolben um; vor meinen Augen lag er im Sterben, ſtöhnte leiſe und kläglich und ſtreckte ſich auf der Erde in ſeiner ganzen gigantiſchen Größe aus. Ein unbekannter Arzt beugte ſich über ihn, klopfte mit einem Guttapercha-Hämmerchen wegen irgend etwas auf dem Bruſtkaſten herum und zählte die zerbrochenen Rippen — — Ringsum lärmten noch die Soldaten und ſchüttelten wütend die Gewehre in der Luft.

Selten und ſpärlich drangen Gerüchte von den in der Zwangsarbeit zurückgelaſſenen Genoſſen zu mir. Tſchirok beendete ſeine Strafzeit und befand ſich zur Anſiedelung in der Stadt Tſchita, wo er

Wasserträger wurde. Walerian Baschurow schrieb mir von einer Begegnung, die er mit ihm hatte. Tschirok paradierte in stutzerhaften, gewichsten Stiefeln mit breiten Stulpen und in einem Hemd von rotem Zeuge; die Begegnung mit dem alten Bekannten verursachte ihm Entzücken, und sein ganzes Gesicht glänzte von dem sich darüber ergießenden breiten Lächeln. Die Fragen über mich nahmen kein Ende: wo ich wäre? ob verheiratet? ob ich bald nach Rußland führe? Baschurow teilte ihm unter anderm mit, daß ich bald alles „druden" würde, was wir zusammen in Schelai durchlebt. — Tschirok bezeugte dieser Nachricht gegenüber vollkommene Wohlgeneigtheit. —

So will ich denn noch das Wenige erzählen, was mir von dem weiteren Schicksal des alten Pawel Nikolajew bekannt ist. Das folgende schrieb mir über ihn derselbe Walerian, mit dem er, nach der Trennung von mir in Stretensk, den Rückweg nach Werchneudinsk fortsetzte. „Sein Traum war, an den Feiertagen auf dem Chor des Dreifaltigkeitsklosters zu singen, und an den Wochentagen — in Christi Namen Almosen zu sammeln. Es ist wahr, der Gedanke brachte ihm einige Verwirrung, daß er sich mit solcher Unheiligkeit, wie die Karten es sind, eingelassen habe; aber in Minuten ruhiger Stimmung hoffte er, sich die Unschuld zu erhalten (die Sünde abzubeten), und ein Kapital zu erwerben. Bedauerlicherweise drückte ihn meistens die Furcht, nicht einmal seine eigenen in das Unternehmen gesteckten Gelder wieder herauszuschlagen. Zwanzigmal am Tage

ging er daran, auszurechnen, wie viel er schon für den Wareneinkauf, für den Maidan, ausgegeben habe, um dann in Entsetzen darüber zu geraten, wie wenig ihm gelungen war wieder einzuheimsen. Und da kommen die Leute noch und wollen auf Borg etwas haben — der für einen Kopeken Zucker; der ein Blatt Cigarettenpapier; und der gar für ganze fünf Kopeken Tabak... Wie soll man das geben? Das geht doch verloren? Es beginnt der Wortstreit. Genugsam ausgeschimpft und verlacht, giebt Nikolajew zu guterletzt auf Borg, und das Resultat ist, daß alle unzufrieden sind: er selbst — darüber, daß er nicht charakterfest geblieben ist und doch gegeben hat, und der Empfänger — darüber, daß wegen eines Schächtelchens Zündhölzer so viel Sums gemacht worden ist. Andere bearbeiteten ihn mit Geschrei und Frechheit, und dann gab er manchmal rubelweise; aber später teilte er dann mit einer gewissen Fassungslosigkeit seinen Gram mir mit, entschieden verständnislos der selbst gestellten Frage gegenüber, auf welche Weise er gegeben habe, und noch dazu einem so unzuverlässigen Menschen — — — Zu allerletzt wurde Nikolajew die Zielscheibe des allgemeinen Gelächters; in der Abteilung schalt ihn nur ein einziger nicht, der Faule. Von irgend welcher Wirtschaftlichkeit oder praktischem Dispositionstalent seinerseits kann nicht einmal die Rede sein. Es war zum Beispiel unmöglich, ihn zu überreden, für alle Fleisch oder Fische zu kaufen. Einmal wollte er solchen Versuch machen, (noch ganz zu Anfang des Weges); und als die Abteilung auf der Straße einer Hammelherde begeg-

nete, kaufte er nach langem Zweifeln und Schwanken ein Stück. Aber als nach der Ankunft auf der Etappe der Hammel geschlachtet und durchgekühlt war, und nun die Masse der Käufer herbeiströmte, begann für Nikolajew ein schweres Dilemma: wie ohne Wage verkaufen? Wie selber dabei nicht ganz „abgebrannt" herauskommen („daß man noch das Hemd auf dem Leibe behält"), wenn man Fleisch nach dem Augenmaß verkauft? Das Hammelfleisch wurde ihm beinahe aus den Händen gerissen, und wahrscheinlich hat der arme Teufel nie in seinem Leben so viel Schmähwörter und so viel giftige Spottreden anhören müssen, wie an diesem Unglückstage; indessen, zu seiner Ehre sei's gesagt, diesmal verteidigte er stramm sein Gut und — ganz rot, in Schweiß gebadet, heiser vom Schreien, unermüdlich nach allen Seiten scherzhaft-ärgerliche Repliken austeilend — blieb er fest bei seinem Entschluß: der Verkauf beginnt nicht, bevor sich nicht eine Wage, wenn auch nur eine Schnellwage, findet. Die Schnellwage fand sich erst am folgenden Morgen, und alsdann war das Fleisch so rasch vergriffen, daß Nikolajew sich nicht einmal vorstellen oder erinnern konnte, wie viel er dem oder jenem abgewogen habe, von wem er Geld erhalten und von wem nicht. Und für den Verkäufer selber blieb nicht das winzigste Stücklein Hammelfleisch übrig. Alle erklärten das mit seiner sparsamen Haushaltung, und der Alte wurde wieder einmal so stark verspottet, daß er den Talg nun um keinen Preis verkaufte, wie sehr man ihn auch deswegen belagerte und wie hoch man den Preis auch hinauftrieb. In-

deſſen bewahrte er dieſen Talg in einer Schachtel aus Birkenrinde nun ſo lange (er nahm ſich immer vor, ein „Schwelgermahl“ ſich herzurichten), bis derſelbe endlich vollkommen faul ward, und er ihn ſamt dem Geſchirr fortwerfen mußte. — Unter dem Einfluß der Spöttereien kaufte ſich Nikolajew einſtmals auch Milch zum Thee und Weißbrot. Es lohnte ſich, den ſelbſtzufriedenen Stolz zu ſehen, mit dem er den Thee trank: „ſchau, ſo machen wir's jetzt!“ ein Stolz, der in Wahrheit mit etwas Bedauern gemiſcht war: „was iſt zu machen, hilft nichts ... Noblesse oblige!“

Aber die Hauptprüfung waren für ihn die Karten. Dies Gebiet überſchritt ſo weit die Kraft ſeines Begriffsvermögens, daß er ſogar nicht einmal verſuchte, es zu begreifen. Während der Spielzeit blieb der Greis wach, betete, daß der gewinnen möchte, der bei ihm Geld zum Spiel in Vorſchuß genommen hatte; aber zuletzt endigte die angeſpannte Erwartung gewöhnlich in ſtumpfer Verzweiflung. Wer auch immer gewann, für ihn fiel gleichermaßen wenig dabei ab. Selbſt da, wo er klar einſah, daß man ihn beim Berechnen betrog, war er machtlos, irgend etwas dagegen zu thun. So trug es ſich zu, daß man ihm für eine beſtimmte Entſchädigung vorſchlug, in der anderen Stube die Richtigkeit der Einzahlungen zu ſeinem Nutzen verfolgen zu wollen. Am folgenden Tag indeſſen kam es heraus, daß der angenommene Kundſchafter ihn gewiſſenlos betrogen hatte, indem er für ſich außer der bedeutenden Bezahlung noch ſo und ſo viel zurückbehielt ... Und eines Abends,

als dieſer ſelbe Menſch ihm neuerdings ſeine Dienſte anbot, nahm ſie Nikolajew wieder an, da er nicht wagte, nein zu ſagen. Mit ſeinem Gehilfen Rawilow war er — abgeſehen von zeitweiſem Verdacht — unzufrieden, weil jener ſchon gar zu friedlich war, und als Rawilow ſich in Tſchita frei machte, nahm ſich Nikolajew als Gehilfen für den ferneren Weg den kecken und gewandten Kitajew, vor dem er ſich übrigens ſelbſt fürchtete. Aber Kitajew — in Wirklichkeit ein nicht beſonders kluger Menſch — nahm ſich der Sache ſo hitzig und ſcharf an, daß die Spieler bald beſchloſſen, ſich von ihm loszumachen: ſie begannen die Karten zu zerreißen und unvollſtändige Spiele zurückzugeben. Der reine Untergang! — Man kann ſich vorſtellen, was Nikolajew in dieſen Tagen durchmachte. Endlich erhob ſich ein offener Aufſtand, und Kitajew mußte zurücktreten; Nikolajew ſelbſt aber — wie ſich das zutrug, kann ich nicht erklären — war ſchon nicht mehr unumſchränkter Herr des Maidans, ſondern nur ein gleichberechtigter Gefährte einer der Helden von der Amurbande, des bekannten Kraßnoperow. Die Gleichberechtigung beſtand darin, daß Nikolajew die Geldlade verwalten ſollte, Kraßnoperow aber — die Karten, wobei ſich der erſtere noch aus irgend welchem Grunde verpflichtete, den zweiten zu entſchädigen, falls er ſich beim Handeln einmal verrechnen ſollte ... Hier muß hinzugefügt werden, daß Kraßnoperow auch nicht eine Kopeke zu dem Geſchäft beiſteuerte.

Der faſſungsloſe, gedrückte Alte erweckte um dieſe Zeit mein Mitleid, obgleich er mich zugleich ſchreck-

lich langweilte, da er mir mit seinem Wehklagen und den ewigen Gesprächen über den Maidan keine Ruhe ließ. Nicht wenig rührte mich sein kindliches Unvermögen, sich zu verteidigen, die Unfähigkeit, sei es auch nur ein wenig, für sich selbst einzutreten, gegenüber der unverschämten Frechheit der Bande. So erhielt er in Tschita einen Vorspann (in Gestalt eines alten Gauls, der überdies einen Bruch hatte); aber er konnte diesen Vorspann wenig benutzen: man jagte ihn von dort herunter — und er ging, ohne Murren seinen Platz den jungen, gesunden Frechlingen überlassend. Seine Naivetät und seine Ungelehrigkeit in praktischen Dingen, besonders aber die betrügerischen Bedingungen seines Gefährten, welche der gutmütige Pawel Nikolajew in Wirklichkeit nicht einmal verstand (sonst wäre er bei seinem Geiz schon vor bloßer Furcht gestorben!), trieben mich dazu, darauf zu bestehen, daß er endlich den Maidan ganz und gar aufgäbe. Er willigte ein und machte nur die Bedingung, daß die neuen Maidanführer für ihn einen Platz auf den Etappen eroberten, und daß sie ihm in meinem Beisein das feierliche Versprechen gäben, ihm alles vertragsgemäß auszuzahlen. Die Liquidation ergab über alle Erwartung ein durchaus nicht ungünstiges Resultat: aus Schelai trug Nikolajew 23 Rubel von dannen, jetzt fanden sich in seiner Kasse 31 Rubel vor (nicht zu rechnen die Reiseausgaben im Laufe von drei Monaten). Dieses Geld übergab er mir zur Aufbewahrung, und seit jener Minute lebte der Greis wieder auf: er begann leutselig an den Abenden heilige Psalmen zu singen, philosophierte

laut von der Verweſung alles Irdiſchen und fühlte ſcheinbar nicht den geringſten Neid gegen ſeine Nachfolger, bei denen die Angelegenheiten völlig anders verliefen. Er wunderte ſich nur zuweilen ganz ernſtlich, warum bei ihm nichts Vernünftiges herauskommen wollte; aber am meiſten gab er ſeiner Freude Ausdruck, daß er dem ſchrecklichen Ungemach entronnen ſei, aus deſſen Krallen lebend herauszukommen er kaum mehr vermutet hatte. Und wie lächelte er ſelig bei dem Gedanken, daß er das alles durchlebt habe und ſich doch — wie früher — noch ſehen laſſen konnte!

‚Anfangs hab ich mir eigentlich wegen Iwan Nikolajewitſch den Brei eingerührt, wollte ihn zum Abſchied noch erheitern ... Na, und ſpäter, da wünſchte ich denn wohl meine Kraft zu zeigen!‘

Es thut mir leid, daß ich nicht mit genügender Ausführlichkeit verſchiedene charakteriſtiſche Kleinigkeiten aufzeichnen kann, an denen dieſe tragikomiſche Epiſode ſo reich war. Ich erinnere mich nicht einmal auch nur einer einzigen dieſer ſcherzenden Redensarten, welche Nikolajew, wie mir ſchien, mit beſonderem Vergnügen anwendete, wenn er bemerkte, daß ſie Ihnen und mir gefielen. Mir iſt nur die allgemeine Vorſtellung im Gedächtnis geblieben.“

Dieſer Reiſebrief von Baſchurow iſt alles, was ich von dem ſpäteren Leben von Pawel Nikolajew weiß. Der Alte hatte zwar verſprochen, mir zu ſchreiben und ſeine Adreſſe anzugeben, hat aber dies Verſprechen aus mir unbekanntem Grunde nicht erfüllt. Wo mag er jetzt ſein, und wie mag's ihm gehen? —

Die Flüchtlinge von Schelai trugen zur allgemeinen Verwunderung keine Strafe davon: augenscheinlich hatten sie dies dem Falle des braven Hauptmannes zu danken und dem Zusammenbruch des von ihm aufgestellten Musterregiments.

Aber damit scheinen auch die freudigen Nachrichten aus der Welt der Verstoßenen erschöpft zu sein.

Der arme Zuchthauspoet, Bärenöhrlein, ist den Gerüchten nach zur Verschickung auf die Insel Sachalin bestimmt; aber er begegnete dieser Bestimmung mit demselben Gleichmut, als wenn er den Befehl gehört hätte, im Gemüsegarten Kartoffeln zu hacken. Er ist wie früher schweigsam und verschlossen und geht wie früher, den tief gesenkten Kopf häufig schüttelnd. Aber die Gesundheit des armen Burschen ist bereits stark erschüttert: die Brust thut weh, schlaflose Nächte quälen ihn, ein trockener, abgerissener Husten läßt die Nachbarn nicht ruhen. — — —

Auch die Tage des Dickbauchs Nogaitzew sind gezählt: er hat die Wassersucht. Die Füße sind geschwollen wie Balken, und der unglückliche „Michailo Iwanowitsch" kommt schon nicht mehr aus dem Lazarett heraus.

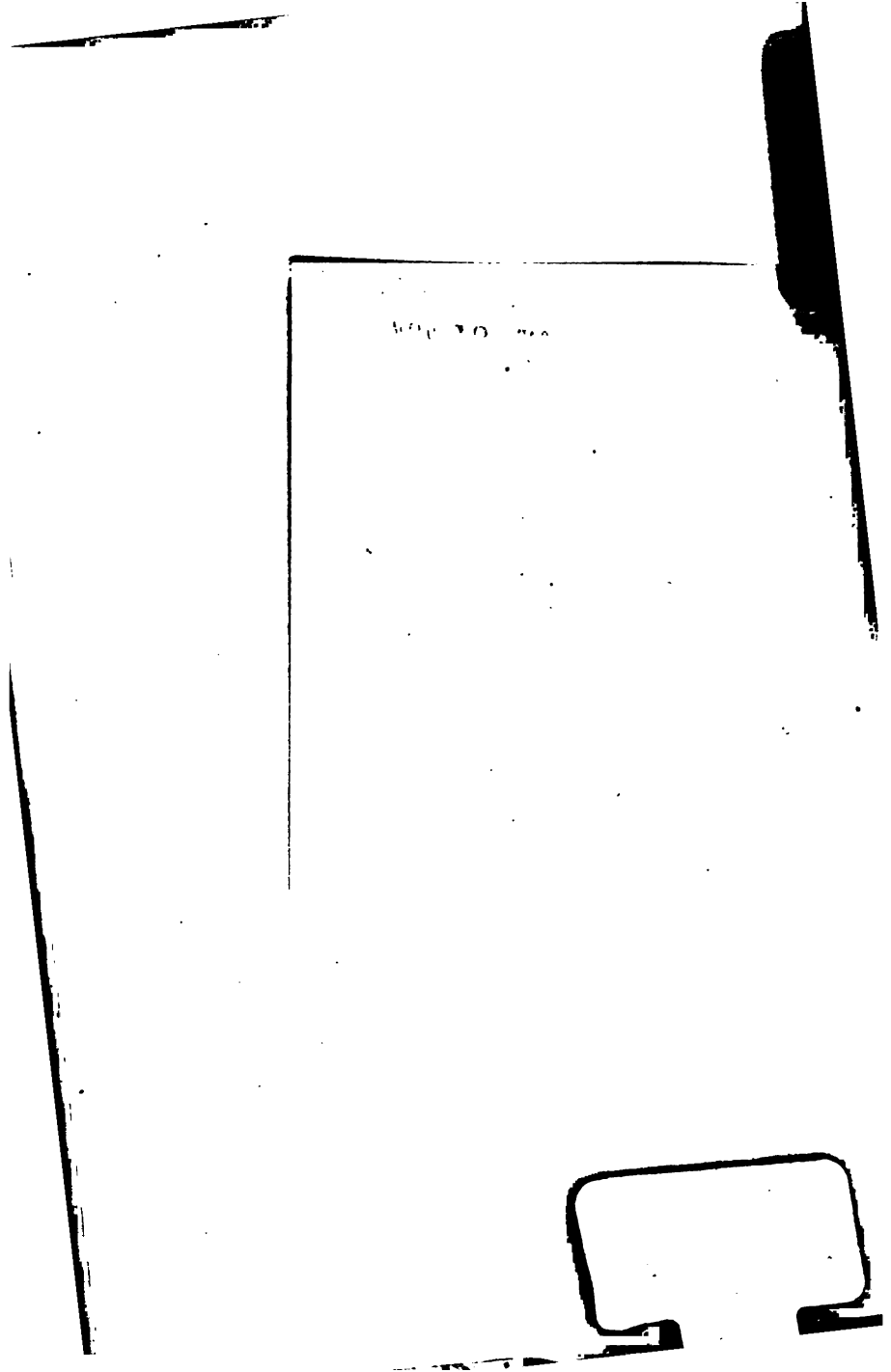
Völlig unerwartet endete auch die stürmische, dunkle Laufbahn Sokolzews. Ohne seinen „Schlußpunkt" abzuwarten, ohne sich aus den Krallen des Zuchthausregiments herauszureißen, starb er plötzlich an einem Herzschlag während der Arbeit in der Tischlerwerkstatt. Dort, wo auch der mir teure Staub von Marasgali ruht und die hinfälligen alten Ge-

beine von Soloto, nahe dem Wege, auf dem die Zwangsarbeiter von Schelai zum Bergwerk gehen, da fand auch dieſer raſtloſe Menſch, der Gefängnisſophiſt und Mephiſto, die ewige Ruheſtatt.

Auch hörte ich noch, daß man durch alle Bergwerke behufs Erkennung und Ueberführung einen reckenhaft gebauten Greis mit einer Löwenmähne von grauen Haaren und einem von Pockennarben durchwühlten Geſicht bringe. Der Greis — iſt ein großer Schönredner; er kennt mich und ſchickt mir bei jeder Gelegenheit Grüße.

„Erzählen Sie Iwan Nikolajewitſch nur von mir; er wird ſofort wiſſen, — wer ich bin!“ —

Und wirklich, ich hege kaum einen Zweifel, daß der alte Bekannte und Freund von mir — Gontſcharow iſt! — Und das Herz preßt ſich mir ſchmerzhaft bei dem Gedanken zuſammen, daß der alte Räuber zu guterletzt erkannt und überwieſen werden wird, um dann nimmermehr Freiheit und Heimat wiederzuſehen!

Inhalt des zweiten Bandes

In der Bergschmiede 1
Erwünschte Gäste 31
Die Erzählung Steinharts 54
Ein neues Leben 73
Das gestohlene Manifest 98
Bei der Konfrontation 129
Die Helden der neuen Partie — Die Entdeckung Pronjas 160
Die Mißverständnisse dauern fort — Die Einmischung des Sechsäugigen 187
Eine Schauergeschichte 212
Zum Abschiede 228
Unruhen anderer Art 241
Der Sieg der weiblichen Diplomatie 279
Das Leben kommt wieder in das normale Geleise 310
Ataman Burja und der Beginn seiner Laufbahn . 332
Es geht rasch bergab 362
Der Ruf von Schelai — Die Begeisterung für schriftstellerische Arbeiten — Die Schwärmer unter den Sträflingen 391
„Biographie meines Lebens" von Godunow . . . 415
Alpdrücken 447
Der Traum in Wirklichkeit — Die Flucht . . . 472
Das Ende des musterhaften Gefängnisses zu Schelai 504
Inmitten der Bergkuppen 522
Epilog 597